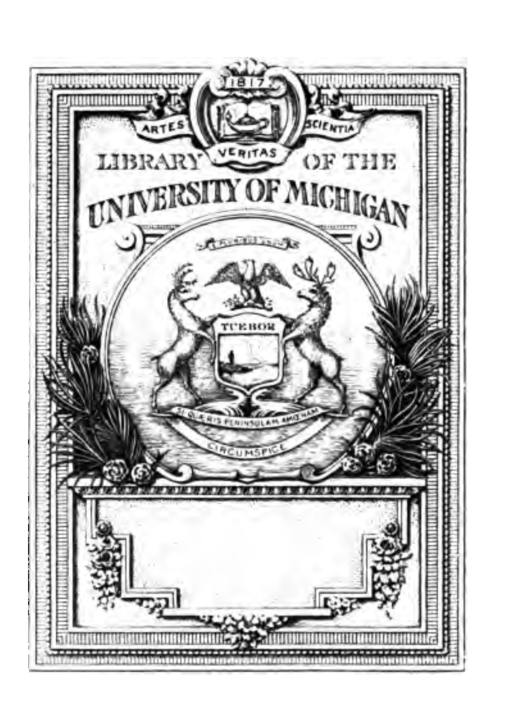

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



146 – 180

Literaturgeschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Hermann Hettner.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Die englische Literatur von 1660 — 1770.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Geschichte

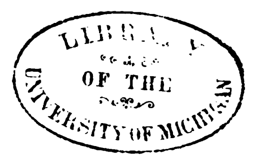
der

englischen Literatur

von

der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

1660 — 1770.



Von

Hermann Hettner.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Vorwort.

Plan und Gliederung des vorliegenden Werkes habe ich in der Einleitung dargestellt.

Es kann nicht fehlen, daß in der Anordnung jetzt Manches als willkürlich und ungerechtfertigt erscheint, was sich nach der Vollendung des Ganzen hoffentlich als durchaus in der Natur der Sache begründet zeigen wird. So habe ich z. B. Hume, Gibbon und die schottischen Philosophen nur darum aus dem ersten Theil ausgeschlossen, weil in ihnen bereits die Einwirkung Voltaire's und der französischen Encyklopädisten auf das Entschiedenste durchgreift. Erst der zweite Theil, der die welterobernde Macht dieser französischen Aufklärungsliteratur schildert, kann auf

diese und einige andere gleichartige Richtungen der englischen Literatur eingehen.

Bibliographische Vollständigkeit ist hier nirgends beabsichtigt. Die Literaturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen.

Dresden, am 1. October 1855.

Hermann Hettner.

Inhalt.

Einleitung.

Erster Theil.

Die englische Literatur 1660 — 1770.

Erstes Buch.

Das Zeitalter der letzten Stuarts. 1660 — 1688.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft.

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Königin Anna.

Von der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien bis zum Tode Georg's I.

1688 — 1727.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft.

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

Drittes Buch.

Das Zeitalter Georg's II. und Georg's III.
1727 — 1770.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft.

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

Einleitung.

Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein; wohl aber in einem Zeitalter der Aufklärung.

Kant.

Die Kämpfe der Aufklärung.

Goethe vergleicht die Geschichte der Wissenschaft mit einer großen Fuge; die Stimmen der Völker kommen erst nach und nach zum Vorschein.

Namentlich für die Literatur der letzten Jahrhunderte ist dies Gleichniß äußerst bezeichnend. Die drei großen Culturvölker, die Engländer, Franzosen und Deutschen, setzen der Reihe nach ihre Stimmen ein; das eine Volk führt das Thema fort, wo es das andere abbricht; und durch alle drei geht ein so durchaus in sich einiger, gemeinsamer Grundton, daß nirgends ein wahrhaft lebenskräftiger Gedanke auftaucht, der nicht sofort das allgemeine Eigenthum der ganzen gebildeten Welt wird.

England ging voran in jenen großen Bildungskämpfen, die man als das Zeitalter der Aufklärung zu bezeichnen pflegt.

Zwar hatten sich schon überall, in Frankreich, in Holland, in Deutschland dreiste Anfänge ans Licht gewagt; aber sie waren unter der Ungunst der Umstände verkümmert oder hatten wenigstens ihre volle Wirkung verloren. Frankreichs gedrückte Lage schildert La Bruyère vortrefflich, wenn er in seinen feinsinnigen Charakterzeichnungen, am Schlusse der Abhandlung über die Geisteswerke, in die tiefempfundene Klage ausbricht, daß ein Mensch, der Franzose und Christ zugleich sei, in der Satire sich sehr beengt fühle, denn es seien ihm alle großen Stoffe verschlossen; Holland,

das eine Zeit lang die sichere Freistätte der Descartes, Spinoza und Bayle gewesen, verfiel in Ohnmacht und Abhängigkeit; und auch in Deutschland standen die Leibniz und Thomasius noch allzu vereinzelt, als daß sie bereits von durchgreifendem Einfluß sein konnten. In England aber kamen die harrenden Keime zur Reife. Durch die großen Entdeckungen Newton's und durch die allgemein faßliche Erfahrungsphilosophie Locke's gab es dem neuen Leben festen Halt und fröhliche Triebkraft; durch den Sturz der Stuarts eroberte es bürgerliche und kirchliche Freiheit; eine gesunde Staatsverfassung und jene schlichte Vernunftreligion, die unter dem Namen des Deismus in alle Kreise drang, wurden leuchtendes Vorbild.

Frankreich folgte. So großartig auch diese Bewegungen Englands waren, sie hätten schwerlich diese siegende Macht gehabt, die sie in Wahrheit hatten, wenn nicht Frankreich dabei eine vermittelnde Rolle übernahm. Man hat mit Recht darüber geklagt, welch eine tiefe Schmach es war, daß unter Ludwig XIV. ganz Europa sich der Allgewalt französischer Sitte und Sprache beugte. Jetzt aber wurde es von höchster Bedeutung, daß die französische Sprache und Bildung die Sprache und Bildung der ganzen Welt war. Erst von Frankreich aus wandern die neuen Ideen geschäftig weiter. Macaulay sagt in seiner Abhandlung über Walpole vortrefflich: »Die französische Literatur ist für die englische geworden, was Aaron für Moses war; die großen Entdeckungen in Physik, Metaphysik und Staatswissenschaft gehören den Engländern an; kein Volk außer Frankreich aber hat sie von England unmittelbar empfangen; dazu war England durch seine Lage und Gebräuche zu vereinsamt; Frankreich ist der Dolmetscher zwischen England und der Menschheit gewesen.«

Voltaire und Montesquieu kamen nach England selbst und ergriffen die englischen Ideen und Einrichtungen mit wärmster Begeisterung. Voltaire bildet und bereichert sich an den Schriften

Newton's und Locke's; Montesquieu schildert und preist den Geist des englischen Staatswesens. Frankreich kommt ihren Wagnissen willig entgegen. Rousseau ersteht, und Diderot, und mit ihm und durch ihn der Kreis der Encyklopädisten. Selten ist der Einfluß der Literatur auf das Leben so gewaltig gewesen. Wohl fehlt es nicht an Frechheit und Flachheit, an Uebertreibung und innerem Widerspruch; aber diese Schriftsteller decken schonungslos die Wunden der Zeit auf; die ganze Welt lauscht ihnen theilnehmend und sucht ihre Worte zu Thaten zu machen. Der Geist der Neuerung regt sich überall; nicht blos im Bürger, sondern mehr noch im Adel und in der Geistlichkeit; kein Mensch, außer etwa Christoph Beaumont, der fanatische Erzbischof von Paris, wagt die alte Zeit und das alte Regiment zu vertheidigen. Die Regierung verfolgt diese Schriftsteller und verbrennt ihre Bücher; bei Hoch und Niedrig aber bleiben sie nach wie vor die gefeierten Helden.

Es ist bekannt, wie jetzt einige edle und weise Fürsten und Staatsmänner den Versuch machten, die Verwaltung ihrer Länder im Sinne dieser neuen Ideen umzugestalten. Friedrich der Große mit seinem schöpferischen Geiste gab zuerst das erhabene Beispiel; dann Pombal, Joseph II., Struensee, Peter Leopold von Toscana und Pascal Paoli von Corsica; und wer gedächte nicht eines Beccaria, Filangieri und Tanucci in Italien, eines Campomanes in Spanien? Wir erleben das höchst eigenthümliche Schauspiel einer gewaltsamen, von oben ausgehenden Umwälzung, die Schlosser mit um so größerem Recht eine monarchische Revolution genannt hat, weil in der That die Völker selbst, stumpfsinnig am Altüberlieferten haftend, nicht selten den trefflichsten Maßregeln offenen oder versteckten Widerstand entgegenstellten. Besonders sanken die südlichen Völker bald wieder in ihre alte Erstarrung zurück; unter jahrhundertelangem

Druck hatten sie Würde und Spannkraft verloren; um ein Bild Niebuhr's zu gebrauchen, die anfangs willkürlich ausgestreckte Hand des indischen Fakirs erlahmt zuletzt wirklich.

Inzwischen war auch Deutschland nach langer Erschlaffung wieder erstanden. Bald sogar wird es anführend und tonangebend. Mit wahrhaft wunderbarer Raschheit überflügelt es, wenn auch nicht durch äußere Macht und Freiheit, so doch durch innere Bildung, durch Kunst und Wissenschaft, England und Frankreich. Aus dem Schüler wird es zum Lehrer.

Gottsched, der so viel Geschmähte und um die Bildung seiner Zeit doch so unendlich Verdienstvolle, gewöhnte durch seine Hinweisung auf die Strenge des französischen Classicismus den verwilderten Geschmack wieder an Zucht und Regel. Klopstock lehnt sich an Milton, Wieland an die heitere Milde der englischen und französischen Popularphilosophen. Frische Werdelust zwitschert bereits wieder von allen Zweigen. Da treten Winckelmann, Lessing und Herder auf und gehen mit sicherem Schritt auf die Urquelle aller Dichtung und Bildung zurück, auf die Alten, auf Shakespeare und auf die naiv empfindungsvolle Volksphantasie; und von diesen Grundlagen aus erheben sich sodann Goethe und Schiller, so tief und rein menschlich und so durch und durch im höchsten Sinn dichterisch, wie seit den goldenen Tagen Shakespeare's nie wieder eine solche Dichtung vorhanden gewesen.

Und ähnlich in der Philosophie. Der theologische Rationalismus, dessen erste Anfänge sich in Deutschland auf Leibniz und Wolff stützten, bereicherte sich nunmehr an den großen Errungenschaften der englischen Deisten und Moralisten. Die überlieferten Glaubenslehren, die den französischen Aufklärern fast nur eine Sache des Witzes und Hohns waren, wurden von der deutschen Wissenschaft mit gründlichster Gelehrsamkeit und ehrfürchtigem Ernst geprüft, bekämpft und auf die ihnen innewoh-

nenden Grundwahrheiten zurückgeführt. Friedrich der Große fand würdige Zeitgenossen. Die klare und verständige Morallehre, die von den Rationalisten und den mit ihnen zusammenhängenden Moralphilosophen gepredigt wurde, verbreitete Sitte, Freimuth und religiöse Duldung. Und zuletzt erhob sich Kant's gewaltiger Geist, der nach dem tiefsten Studium der Engländer und Franzosen sich ein System bildete, das das gesammte fortschreitende Zeitbewußtsein zusammenfaßte, steigerte, klärte, und der Grund- und Eckstein der Philosophie bleiben wird, so lange die Philosophie die Wissenschaft der Wissenschaft ist.

Die Höhe der deutschen Bildung und die große französische Revolution sind gleichzeitig. Schon die unmittelbar Betheiligten fühlten es, daß beide Bewegungen im letzten Grunde nur von einer und derselben Triebfeder geleitet wurden, von dem Verlangen nach Erkenntniß und Verwirklichung reiner und freier Menschlichkeit. Die französische Republik sendete an Schiller und Klopstock den Bürgerbrief, und unsere besten Geister jauchzten der Revolution fast einstimmig zu; wenigstens so lange diese von den Gräueln der Schreckensherrschaft noch frei war. Baggesen schreibt im Jahre 1794 an Reinhold: »Ich danke Gott noch immer jeden Morgen für die Gnade, zu dieser Zeit der großen inneren und äußeren Offenbarung der Vernunft und Freiheit zu leben.« Aber die französische Revolution überstürzte sich und schlug in Militärdespotismus um; und die deutsche Bildung zog sich scheu in sich zurück und konnte keine Handhabe für ein ihr angemessenes Staatsleben finden. Merkwürdig ist die Stellung, die England in diesen Revolutionskämpfen einnimmt. Mächtig nach außen und verhältnißmäßig auch frei nach innen, setzt es seinen ganzen Stolz darauf, das bereits Gewonnene sich zu erhalten. Es thut lieber einen Schritt rückwärts, als daß es sich neuen unsicheren Stürmen preisgeben möchte. Es rühmt die Vortheile der »happy constitution« und ringt nach der Zucht äußerer Frömmigkeit;

es späteren Reformen überlassend, das Veraltete langsam, aber, wie es meint, sicher umzugestalten.

So weit gehen die Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts. Noch heut stehen wir mitten in ihnen. Die Einen suchen die leitenden Gedanken dieser Kämpfe selbständig fortzubilden, die erkannten Schwächen und Einseitigkeiten aufzuheben und das Zeitalter der Aufklärung zu einem Zeitalter der allgemeinen, alle Schichten durchdringenden, vollen und ganzen Bildung zu machen; die Anderen hegen lebhafter als jemals die Lust, die Berechtigung dieser Kämpfe von Grund aus in Frage zu stellen und die strömende Geschichte um Jahrhunderte zurückzutreiben.

Wie auch der Würfel falle; diese folgereichen Kämpfe sind und bleiben eine der merkwürdigsten Epochen des menschlichen Geistes. Und immer wird es für die geschichtliche Betrachtung eine ebenso wichtige als anziehende Aufgabe sein, sich vom Wesen und Verlauf derselben ein möglichst anschauliches Bild zu gewinnen.

Der Weg, den eine solche geschichtliche Betrachtung einschlagen muß, ist sehr bestimmt vorgezeichnet.

Weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volk zufällt, sondern, nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's, durchaus Weltliteratur ist, so kann eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts sein. Und umgekehrt ist eine solche allgemeine Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung.

Seltsam genug! Bisher haben sich in diesem Sinne nur zwei

Geschichtschreiber dieser großen Aufgabe unterzogen. Villemain unter den Franzosen, und Fr. Ch. Schlosser unter den Deutschen. Beide haben dafür überall die verdienteste Anerkennung gefunden; aber Villemain schließt aus Unkenntniß der deutschen Sprache die deutsche Literatur ganz und gar aus, und Schlosser, der nach der ganzen Anlage seiner berühmten Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts den politischen Ereignissen mehr Raum geben mußte als den literarischen, begnügt sich in seiner Literaturbetrachtung meist nur mit Winken und Andeutungen.

Wem es daher gelänge, die Umrisse jener großen Vorgänger würdig auszufüllen, der dürfte hoffen, eine nicht ganz unverdienstliche That begonnen zu haben! —

Ich gestehe, daß mich seit langer Zeit der Plan einer solchen geschichtlichen Darstellung lockte. Ich verhehle mir nicht, wie schwierig und kühn das Unternehmen ist. Aber ich finde Ermuthigung in dem Gedanken, daß, erreicht das Ganze nicht das Ziel, das mir vorschwebt, doch vielleicht manche Einzelnheit einem glücklicheren Nachfolger einen brauchbaren Baustein liefert.

Der Gang der Darstellung ergiebt sich aus der Sache selbst. Der Ausgangspunkt ist die englische Literatur; denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes. Der erste Theil enthält daher die Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen ihren Weg nach Frankreich finden und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Der zweite Theil stellt die Entwicklung dieser neuen französischen Literatur dar und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker, der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen.

An diese drei Hauptgruppen schließen sich die Literaturen der übrigen Völker. Sie treten überall nur empfangend und nachahmend auf, nirgends bestimmend und anführend. Die Geschichtschreibung vollzieht daher lediglich das Gericht der Geschichte, wenn sie sie nicht als selbständige Epopöen, sondern nur als Episoden behandelt.

Die englische Literatur

von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts

1660 — 1770.

Erstes Buch.

Das Zeitalter der letzten Stuarts,

1660 — 1688.

Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft.

Erstes Capitel.

Newton und die Naturwissenschaft.

Am 15. Juli 1662 wurde die »Königliche Societät zu London« eröffnet. Diese Stiftung war unstreitig die glänzendste That Karl's II. Ausschließlich den Naturwissenschaften gewidmet, hat sie diesen den kräftigsten und nachhaltigsten Anstoß gegeben.

Bereits Baco von Verulam hatte unbefangene und treue Sinnenbeobachtung als höchstes Gesetz aufgestellt und dabei die schärfste Sonderung der wissenschaftlichen Forschung und des religiösen Glaubens gefordert. Im Jahre 1614 hatte Napier die Logarithmen, 1619 William Harvey den Kreislauf des Blutes entdeckt. Solche ruhmreiche Anfänge blieben unverloren. Selbst in den bedrängtesten Zeiten der puritanischen Bürgerkriege, da fast Alle, die vor den tobenden Wirren des Tages noch eine Stunde stillen Denkens gewinnen konnten, nur den rasch verfliegenden Luftschlössern der besten Verfassungsform nachjagten, fand die Naturwissenschaft noch immer treue und sorgsame Pfleger.

Ein kleiner auserlesener Kreis fühlte das Bedürfniß, zu gegenseitiger Anregung und gemeinsamer Arbeit sich enger aneinander zu schließen. Männer wie Wilkins, Boyle, Wallis, Seth

und einige Andere bildeten im Jahre 1645 unter dem Namen des unsichtbaren Collegiums »the invisible college« im Gresham College eine kleine naturwissenschaftliche Gesellschaft mit allwöchentlichen Zusammenkünften. Die Gesellschaft hatte mit mancherlei Hindernissen zu kämpfen, besonders da nach wenigen Jahren einige der bedeutendsten Mitglieder nach Oxford versetzt wurden. Nichtsdestoweniger wurde sie immer zahlreicher und wirksamer. Am 28. November 1660 beschlossen daher die Mitglieder, eine förmliche Akademie zu errichten. Im Januar 1661 wendeten sie sich mit der Bitte um Bestätigung und fördernde Unterstützung an den König. Diese Bitte ward huldreichst gewährt. Und nun entfaltete diese »Societät« eine so rastlos vordringende Forscher- und Entdeckerlust, daß dasselbe Zeitalter, das in seiner Dichtung so matt und träge und in seinen politischen und sittlichen Zuständen so schwach und verwildert ist, in der Geschichte der Naturwissenschaft eine im höchsten Sinne des Wortes epochemachende Stellung einnimmt.

Jedenfalls lag hier der Nerv der Zeit. Vor dem Beginn der puritanischen Bürgerkriege waren besonders die Alterthumsstudien in vollster Blüthe gewesen. Schon Cardinal Wolsey hatte unermüdlich darnach gestrebt, die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur auf den englischen Schulen neu zu beleben. Die Kämpfe der Reformation waren diesen Bestrebungen später herrlich zu Statten gekommen; nicht Tradition, nicht Papst, nicht Concilium, selbst nicht die lateinische Vulgata, sondern nur der Urtext des neuen Testaments sollte gelten. Classische Bildung war fortan ein unbedingtes Erforderniß für Alle, die zur vornehmen Welt gehörten. Heinrich VIII. zeichnete sich in seiner Kenntniß des Alterthums selbst vor Gelehrten aus; die Königin Maria schrieb lateinische Briefe, die auch ein Erasmus wegen ihrer sprachlichen Reinheit und Anmuth bewunderte; Elisabeth veröffentlichte eine Uebersetzung des Isokrates und ihre Hoffräulein

schwärmten in vertrauten Herzensergießungen über die Erhabenheit Plato's. Und ist es auch wahr, daß trotzalledem der Volksunterricht so dürftig bestellt war, daß Shakespeare's Vater, der ehrbare Alderman von Stratford, wahrscheinlich nur mit Mühe seinen Namen schreiben konnte, so zeigt uns doch gerade Shakespeare selbst zur Genüge, wie die Anspielungen auf alte Geschichte und Sage, mit denen er in seinen Dichtungen überraschend verschwenderisch umgeht, überall ein williges Gehör finden mußten. Aber über dieses knospende Leben war das grämliche Puritanerthum wie ein vorzeitiger Nachtfrost gekommen. Die griechische und lateinische Literatur wurde jetzt gänzlich vernachlässigt; Barrow, der 1660 zum Professor des Griechischen in Cambridge ernannt war, beklagt sich bitter, daß Niemand seine Vorlesungen besuche; »ich sitze,« sagt er, »einsam wie eine attische Eule, die aus der Gesellschaft aller übrigen Vögel ausgestoßen ist.« Wie anders steht es um die Naturwissenschaft! Die ganze gebildete Welt nahm an ihren Bestrebungen den lebhaftesten Antheil. Macaulay hat im dritten Capitel seiner englischen Geschichte dies neue naturwissenschaftliche Leben mit wenigen Zügen treffend gezeichnet. »Die Zeit der politischen Träume,« sagt er, »war jetzt vorüber; und wenn irgend ein standhafter Republikaner noch fortfuhr sich damit zu ergötzen, so bestimmte ihn doch gewöhnlich die Furcht vor öffentlicher Verspottung und gerichtlicher Bestrafung, seine Phantasien geheim zu halten. Dafür wurde jetzt in wenigen Monaten die Experimentalwissenschaft allgemeine Mode. Der Kreislauf des Blutes, das Wägen der Luft, das Fixiren des Quecksilbers, traten an die Stelle der politischen Streitigkeiten; Träume von Flügeln, mit welchen man vom Tower zur Abtei fliegen sollte, und von doppelkieligen Schiffen, die selbst im gewaltigsten Sturm nicht scheitern könnten, folgten auf die Träume der vollkommensten Staatsformen. Alle Classen wurden von der herrschenden Stimmung fortgerissen. Cavalier und Rundkopf, Hochkirchenmann und Puritaner, waren

hierin auf einmal vereinigt. Geistliche, Juristen, Staatsmänner, Adlige, Prinzen, erhöhten den Ruhm der Baconischen Philosophie. Dichter besangen mit wetteifernder Begeisterung das Herannahen des goldenen Zeitalters. Chemie theilte eine Zeitlang mit Wein und Liebe, mit der Bühne und dem Spieltisch, mit den Intriguen des Hofmanns und mit der Intrigue des Demagogen die Aufmerksamkeit des leichtsinnigen Buckingham. Der König selbst hatte ein Laboratorium in Whitehall und war dort weit thätiger und theilnehmender als im Rathszimmer. Es gehörte durchaus zum Berufe eines feinen Gentleman, daß er etwas über Teleskop und Luftpumpe zu sagen wisse, selbst Damen fuhren in sechsspännigen Kutschen nach Gresham zur Besichtigung der dortigen Merkwürdigkeiten und waren außer sich vor Entzücken, wenn sie sahen, daß ein Magnet wirklich eine Nadel anzog und daß im Mikroskop eine Fliege so groß wie ein Sperling sei.« Und lag auch allerdings in dieser unruhigen Hast gar Vieles, das den Satirikern jener Zeit, wie z. B. dem Gedicht Butler's an die »Königliche Societät« und seiner Satire »der Elephant im Monde« mit Recht höchst ergötzlichen Stoff bot, so dürfen wir doch niemals vergessen, daß selbst die Thorheiten und Uebertreibungen dieses modischen Dilettantismus nur ein Beweis sind, wie tiefgreifend und allgemein verbreitet der Einfluß der neuen Wissenschaft war.

Am meisten wurde jene Naturwissenschaft gepflegt, die man die mechanische nennt. Diese Wissenschaft, die es mit dem rein mechanischen Aufeinanderwirken der an die körperlichen Eigenschaften der Schwere, Undurchdringlichkeit, Trägheit und Elasticität gebundenen Naturdinge zu thun hat, war mit Ausnahme des einzigen Archimedes dem ganzen Alterthum und Mittelalter fremd gewesen. Sie entstand erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Von da ab aber nahm sie geraume Zeit unablässig alle hervorragendsten Forscher in Anspruch. Ein Volk arbeitete dem anderen in die Hände; die Akademien in Florenz, London und Paris

sind lediglich aus dem Bedürfniß schnellster Mittheilung und regster Wechselwirkung hervorgegangen. In Holland war vornehmlich der große Huyghens, in England waren Wren, Hooke, Wallis, Halley, Flamsteed, und unzählige Andere mit der Erforschung und Begründung der gewaltigsten und tiefgreifendsten Aufgaben beschäftigt. Und in ihnen Allen keimt und wächst die freudige Ueberzeugung, daß die Zeit gekommen sei, in der endlich das letzte Geheimniß sich Aller Augen erschließen werde.

Und siehe, diese Zeit kam wirklich. Isaak Newton trat auf, entdeckte das Gesetz der allgemeinen Gravitation und führte durch dieses die mechanische Naturwissenschaft für immer zu ihrem völligen Abschluß.

Diese Gravitationslehre ist eine der gewaltigsten Eroberungen des menschlichen Geistes. Sie ist epochemachend nicht blos für die Geschichte der Astronomie, sondern ebenso sehr für die Geschichte der gesammten neuen Bildung und Denkart. Für den Culturhistoriker ist es daher eine Sache der höchsten Wichtigkeit, in Wesen, Ursprung und Wirkung derselben einen klaren Einblick zu gewinnen.

Newton vollendete kühn, was Copernicus kühn begonnen. Wir besitzen über den Gang dieser Entwickelung eine vortreffliche kleine Schrift von Karl Snell: »Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Dresden 1843.« Ihr entlehnen wir dankbar einige leitende Gesichtspunkte.

Fast gleichzeitig, als die großen Entdeckungsreisen eines Columbus, Gama und Magellan den staunenden Menschen erst in Wahrheit die wahre Gestalt der Erde gezeigt hatten, erkannte Nicolaus Copernicus, nach Keppler's Ausdruck ein Mann von höchstem Genie und freiem Geiste, nun auch die Stellung dieser Erde im Weltgebäude, ihr Verhältniß zum Planetensystem und ihren geregelten Lauf um die Sonne. Im Jahre 1530 hatte Copernicus seine Untersuchungen vollendet; im Jahre 1543 er=

schien sein großes Werk: »Sechs Bücher von den Umwälzungen der himmlischen Kreise.« Die Wahrheit war schlagend. Was half es der römischen Inquisition, daß sie Giordano Bruno, dessen ketzerischer Pantheismus die erste und ursprünglichste Frucht dieser neuen Weltansicht war, im Anfange des Jahres 1600 in Rom öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannte? Was half es, wenn selbst der milde und sonst so versöhnliche Melanchthon auch von seiner Seite die weltliche Obrigkeit zu bewegen suchte, eine so augenscheinlich böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Gewaltmitteln zu unterdrücken? Was half es, wenn sogar ein so gefeierter Astronom wie Tycho de Brahe, obgleich von der mathematischen und physikalischen Richtigkeit der neuen Anschauungsweise überzeugt, doch aus religiösen und sittlichen Gründen sich ihr hartnäckig widersetzte? Unter unsäglichen Verfolgungen und in bitterster Armuth ruhte und rastete Keppler nicht eher, als bis er die schweifenden und scheinbar regellosen Bahnen der Himmelskörper, die Copernicus zwar richtig gesehen, aber nicht in Gesetz und Regel zu bringen gewußt hatte, in jene drei großen astronomischen Gesetze zusammenfaßte, die noch heute unter seinem Namen unbedingtes Ansehen haben. Und neben Keppler stand Galilei. War in Keppler noch ein Stück mittelalterlicher Theosophie und Mystik gewesen, so kehrt dieser aller dithyrambischen Phantastik den Rücken und läßt nichts gelten als die streng mathematische Begründung. Er vervollkommnet das in Holland erfundene Fernrohr und entdeckt vermittelst desselben die Monde des Jupiter, den Ring des Saturnus und die Lichtphasen der Venus. Damit aber war bewiesen, daß auch die Venus um die Sonne kreise, und daß nicht, wie die Parteigänger der alten Ansicht behaupteten, die Erde allein ihren Mond habe. Jetzt war das Copernicanische System außer allem Zweifel. Mochte Galilei durch die äußere Noth gezwungen werden, die Wahrheit desselben abzuschwören; ein ewig unvertilgbares

»die Erde bewegt sich doch«! stand in Aller Gemüther. »Die Jesuiten,« sagt Pascal in dem letzten seiner unvergleichlichen Briefe, »haben eine päpstliche Verordnung erlangt, welche Galilei's Lehre von der Bewegung der Erde verdammt; es ist Alles umsonst; wenn die Welt sich wirklich rund herumdreht, so wird die ganze Menschheit zusammen nicht im Stande sein, sie am Drehen zu hindern oder sich selbst zu enthalten, sich mit ihr zu drehen.«

So weit war die Wissenschaft vorgeschritten, als sie nach England übersiedelte. Das Ziel also, nach dem jetzt die Forschung zu streben hatte, war ein fest abgestecktes. Das Gesetz war entdeckt; es galt die Ursache dieses Gesetzes und seine geheimnißvollen Zahlenverhältnisse zu finden.

Und gerade die Lösung dieser Aufgabe war die große That Newton's.

Isaak Newton war zu Woolsthorp bei Grantham geboren, am Weihnachtsabend 1642, oder nach unserer Zeitrechnung am 5. Januar 1643. Als Knabe, klein und schwächlich, still und in sich gekehrt, hatte er zwar schon früh viel Geschicklichkeit für mechanische Fertigkeiten, im Schulunterricht aber that er sich weder durch Anlage noch durch Fleiß hervor. Da kam er im Jahre 1660 in das Trinity College zu Cambridge. Zum höchsten Erstaunen seines Lehrers Barrow lernte er die geometrischen Sätze von Euklid und Cartesius fast spielend; von Anfang an war er durchaus selbständiger Forscher. Bereits 1664 endeckte er die Differenzial- oder, wie er selbst sie nannte, die Fluxionsrechnung und bald darauf die Anfänge seiner später so wichtig gewordenen Farbenlehre. Im Jahre 1666 trieb ihn die berüchtigte große Pest wieder in seine dörfliche Heimath; und hier war es, wo, wie die Sage erzählt, ein vom Baume fallender Apfel ihm zur Auffindung seiner großen Lehre von der allgemeinen Schwere die erste Anregung gab. Angesichts dieses Apfels durchblitzte ihn der Gedanke, daß in den kreisenden Himmels-

bahnen dieselbe Kraft wirke, durch welche ein fallender Körper zur Erde gezogen werde. Sogleich berechnete er die Bewegung des Mondes nach dieser Vermuthung. Er sah sich jedoch getäuscht; er hatte, nach Maßgabe der damals allgemein üblichen Ansicht, den Durchmesser der Erde zu klein angenommen. Er ließ daher für jetzt die weitere Untersuchung wieder fallen und widmete sich als Professor der Mathematik zu Cambridge, nachdem ihm sein Lehrer Barrow freiwillig seine Stelle abgetreten hatte, vorwiegend optischen Studien.

Es ist eine bekannte Erzählung, die auch Snell in seiner bereits erwähnten Schrift über Newton wiederholt, daß im Jahre 1682 Newton in London einer Sitzung der königlichen Societät beiwohnte, in welcher ein Bericht aus Paris vorgelesen wurde, daß bei einer neuen Gradmessung in Frankreich sich der Durchmesser der Erde bedeutend größer herausgestellt habe, als bisher die gewöhnliche Annahme gewesen. Newton, heißt es, habe sich während dieser Sitzung das Wesentliche jenes Berichtes aufgezeichnet, sei mit fieberhafter Hast nach Cambridge zurückgeeilt und habe nun mit dieser neuen Zahlenbestimmung seine lang zurückgelegte Rechnung aufs Neue begonnen. Schon habe er im Verlaufe der immer klarer und klarer hervortretenden Zahlenverhältnisse deutlich gesehen, daß die dunklen Mächte, welche in den unendlichen Räumen die Weltkörper herumführen, in ein völlig Nahes und Bekanntes, in die irdische Schwere, in den allereinfachsten Begriff der Masse sich auflösen wollen, und daß also die letzte Schranke zwischen Himmel und Erde stürze, da sei er in so zitternde Bewegung der Nerven gerathen, daß er, unfähig weiter zu rechnen, einen eben eintretenden Freund, ihm stürmisch die Feder reichend, beauftragte, die Rechnung zu Ende zu führen.

Schade, daß diese Erzählung nichts als ein schönes Märchen ist! Nicht nur, daß die Jahrbücher der königlichen Societät, die

Philosophical Transactions, die sicher von Newton gelesen wurden, in den Jahren 1672 — 1682 wiederholt von Picard's neuen Messungen berichten, sondern ein vortrefflicher Aufsatz in der Edinburgh Review (October 1843) beweist auch auf Grund neuer Quellen durchaus urkundlich, daß Newton in diesen Jahren öfters in Folge äußerer Veranlassungen seine auf diese Frage bezüglichen Rechnungen gesichtet und vervollständigt hat. Namentlich geschah dies im Jahre 1679, als sein Freund, der große Naturforscher Hooke, ihn brieflich um seine Ansichten über die Gesetze des Falls und die damit zusammenhängenden Bewegungen der Himmelskörper befragte. Jedoch kam er auch damals noch zu keinem festen Ende; er war eben vollauf mit seiner Farbenlehre beschäftigt und wollte sich von dieser nicht unnöthig abziehen lassen. Endlich gab im August 1684 Edmund Halley den letzten Anstoß. Halley, von dem noch heute der Halley'sche Komet seinen Namen hat, richtete sich nach seiner Rückkehr von St. Helena, wo er den südlichen Sternenhimmel emsig beobachtet hatte, nun ebenfalls auf die Erforschung der allgemeinen Gesetze. Auch er war, wie fast alle großen Denker jener Zeit, der Gravitationslehre auf der Spur; aber er kam nicht zur vollen Klarheit. An der eigenen Lösung verzweifelnd, wendete er sich zuerst an Hooke und Wren. Keiner konnte ihn wesentlich fördern, denn auf rein geometrischem Wege war diese Aufgabe in der That unlösbar. Da reiste er im August 1684 nach Cambridge zu Newton, um auch dessen Rath einzuholen. Newton ging mit erneutem Eifer an die Durchsicht seiner alten Papiere. Im November desselben Jahres besuchte ihn Halley zum zweiten Mal. Jetzt konnte ihm Newton mit Sicherheit seine letzten Ergebnisse mittheilen. Dies ist der geschichtlich beglaubigte Verlauf der Sache.

Am 10. December trug Newton seine Lehre der königlichen Societät vor. Zunächst aber nur kurz. Die volle Mit-

theilung geschah erst im Februar 1685. Wenn einige Geschichtschreiber diese Mittheilung in das Jahr 1683 setzen, so beruht dies auf offenkundigem Irrthum.

Nun schrieb Newton sein großes Werk, »Die mathematischen Grundsätze der Naturphilosophie, Philosophiae naturalis principia mathematica«, das nicht blos die Astronomie, sondern die gesammte mechanische Naturwissenschaft umfaßt. Am 28. April 1686 reichte er vollständig das erste Buch an die königliche Societät ein, im März 1687 das zweite, am 6. April desselben Jahres das dritte und letzte. Newton konnte sich daher mit Recht rühmen, daß er sein großes und umfangreiches Werk in siebzehn bis achtzehn Monaten vollendet habe. Diese Schnelligkeit der Arbeit ist so staunenerregend und so durchaus alle menschliche Kraft übersteigend, daß sie schlagend beweist, wie der Verfasser schon lange vor ihrer Veröffentlichung die Grundlehren fertig mit sich herumtrug. Es ist kein Zweifel, daß er sie auf dem Wege der Differenzialrechnung fand; öffentlich aber stützte er sie auf die althergebrachte, allgemein übliche Beweisführung.

Die Societät richtete im Namen der ganzen Körperschaft einen ehrenden Dankbrief an Newton und beschloß am 19. Mai, daß das Werk sofort mit prächtiger Schrift in Großquart auf Kosten der Societät gedruckt werden solle. Leider aber war gerade damals die Kasse durch Willoughby's Geschichte der Fische sehr erschöpft; vielleicht übte auch der Neid seine Gegenwirkung, wenigstens wissen wir, daß Hooke, ehrgeizig und mißgünstig, auf die Ehre der ersten und ursprünglichsten Urheberschaft Anspruch machen zu müssen glaubte. Kurz, der Druck auf Kosten der Societät unterblieb; jedoch wurde am 2. Juni Edmund Halley beauftragt, Aufwand und Besorgung des Druckes zu übernehmen. Daher heißt es auf dem Titel, das Buch erscheine jussu, auf Befehl der Societät; nicht sumptibus, auf Kosten derselben. Unter diesen Umständen wurde die Ausstattung ziemlich dürftig.

Es war ein kleiner Quartband, den man im Buchladen für zehn oder zwölf Schillinge verkaufte. Nichtsdestoweniger ist die Nachwelt Halley zum wärmsten Danke verpflichtet.

Ohne seine Vermittlung würde dies Werk wahrscheinlich nie oder doch nur sehr unvollständig erschienen sein. Es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten Newton's, daß er ohne äußeres Drängen seine Studien niemals veröffentlichte, und auch diesmal erschwerte Newton, wie noch vorhandene Briefe beweisen, seinem Freunde ganz entsetzlich durch zögernde Peinlichkeit die Herausgabe.

Endlich im Sommer 1687 erschien nun das gewaltige Werk. Bald wurde die erste Auflage vergriffen. Aber erst 1713 erfolgte die zweite; 1726, ein Jahr vor Newton's Tode, die dritte.

Laplace hat dieses Werk Newton's das größte Werk des menschlichen Geistes genannt. Wer eine Einsicht in das Wesen und die Denkart des letzten Jahrhunderts hat, wird freudig diesem Lobe beipflichten.

Mit Newton's Entdeckung erhielt die Astronomie ihre letzte ewig gültige Vollendung. Die Thatsachen, die Copernicus richtig gesehen und Keppler in allgemeine Gesetze gebracht hatte, erscheinen jetzt nach ihren inneren Gründen und in ihrer allgemeinen Vernunftnothwendigkeit. Dieselbe Anziehungskraft, mit der ein fallender Stein von der Erde angezogen wird, geht durch alle Weltkörper, erstreckt sich auf jede noch so große Entfernung und erhält und ordnet die Planeten und Kometen in ihren Bahnen um die Sonne, den Mond in seiner Bahn um die Erde, die Nebenplaneten in ihren Bahnen um ihre Hauptplaneten.

Apelt hat in seinen »Epochen der Geschichte der Menschheit« (Jena 1845. Bd. I. S. 289) die astronomische Bedeutung dieser Entdeckung ebenso schön als sachkundig geschildert. Er sagt: »Durch Newton's Entdeckung der Gravitation ist die ganze phy-

sische Astronomie zur Mechanik des Himmels verwandelt worden. Alle Lehrsätze jener Wissenschaft wurden Folgensätze eines einzigen mechanischen Theorems. Die astronomischen Gesetze sind seitdem einzig auf das Gesetz der Schwere gegründet und entlehnen von den Beobachtungen blos die zufälligen Elemente, die auf keinem anderen Wege erlangt werden können. Die Keppler'schen Gesetze ließen sich sogleich mit größter Strenge aus dem Princip der allgemeinen Anziehung ableiten. Aber dieses Princip leistete noch mehr, als sich selbst die kühnste Erwartung davon versprochen hätte. Die Störungen der elliptischen Planetenbahnen durch die gegenseitigen Einwirkungen der Körper auf einander, die verwickelten Anomalien des Mondlaufs, die Bewegung der Apsidenlinien, die Veränderung der Excentricitäten und Neigungen, die Bewegung der Knotenlinien, die Gestalt der Himmelskörper, das Spiel der Ebbe und Fluth, alles das, ja selbst die Wiederausgleichung aller Störungen und die Unzerstörbarkeit des Weltgebäudes durch innere Ursachen, ergeben sich mit mathematischer Nothwendigkeit aus dem einzigen Grundsatze der allgemeinen Schwere.«

Viel wichtiger aber noch als die rein astronomische Seite ist die culturgeschichtliche. Eine Welt steht vor uns, ohne Wunder und Willkür, ohne Zweck und Absicht, in ihren kreisenden Bahnen rein in sich selbst ruhend und sich durch sich selber erhaltend; eine Welt der Vernunft und Wahrheit, eine Welt ewiger stillwaltender Gesetzmäßigkeit. Aus einer phantastischen Traumwelt tritt der Mensch erst jetzt in die Wirklichkeit der Natur ein. Die magischen Mächte der Astrologie sind entzaubert; die Wunder der alten Götterlehre werden, wie man geistreich gesagt hat, jetzt wissenschaftliche Thatsachen.

Schon die Zeitgenossen begriffen die großartige Tragweite dieses genialen Wurfs vollkommen. Halley führte die erste Ausgabe mit folgendem Gedicht ein:

Offen zeigen sich uns des Himmels innerste Tiefen,
Nicht mehr verbirgt sich die Kraft, die die äußersten Kreise beweget;
Ruhig stehet die Sonne, den Welten allen gebietend,
Sich zu richten nach ihr; denn dulden kann sie es nimmer,
Daß die wandelnden Sterne die richtigen Gleise verlassen,
Sondern sie regelt den Lauf, sich setzend zur Mitte des Weltalls.
Schon enthüllen sich uns der Kometen drohende Bahnen,
Wir bewundern nicht mehr des bärt'gen Gestirnes Erscheinung,
Kennen den Grund genau, warum die silberne Phöbe
Wandelt in schwankendem Schritt, warum nicht früher bereits
Sie gezügelt die Astronomie, warum ihre Knoten
Wiederkehren, warum ihre Scheibe sich füllet und mehret.
Ja, wir wissen, durch welche Gewalt die wechselnde Phöbe
Rückwärts treibet das Meer, das wallende Seegras entwurzelnd,
Und warum dann wieder die Fluth zum Ufer sich hindrängt,
Offen zeigend den Schiffern die drohend gefährliche Sandbank.
Immer beschäftigte dies den Geist der gewaltigsten Forscher.
Jetzt erkennen wir es, enthüllt ist für immer der Schleier.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sterbliche, richtet euch auf und lasset die irdischen Sorgen,
Forscht und erkennet die Kraft des ewigen himmlischen Geistes,
Preist den großen Entdecker der göttlichen Wahrheit, Newton,
Newton, der Musen Geliebten, die höchste Zierde der Menschen.
Sterblichen ist nicht vergönnt, den Göttern näher zu treten.

Newton vor Allen steht daher an der Spitze jener befreienden Kämpfe, die das achtzehnte Jahrhundert zum Jahrhundert der Aufklärung gemacht haben. Und dieser Thatsache geschieht kein Abbruch, wenn auch Newton selbst in religiösen Dingen einen ganz anderen Weg wandelt. Newton allerdings setzt nicht nur trotz seines allwaltenden Gravitationsgesetzes nach wie vor seinen Gott in unmittelbar eingreifende Thätigkeit, indem dieser, wie er sagte, von Zeit zu Zeit wieder einmal Hand an das Werk legen müsse, um das nach und nach hinschwindende Getriebe der Natur in neuen Schwung zu bringen; sondern er liebte es sogar, sich in den Propheten Daniel und in die Offenbarung Johannis zu vertiefen, um aus diesen allerlei Prophezeiungen herauszuklügeln. Schon Leibniz bekämpfte jene rohe Ansicht von der nothwendigen Nachhülfe und Ausbesserung

der verfallenden Schöpfung. Und was die Hauptsache ist, die theologischen Spielereien Newton's sind vergessen; seine tiefe Naturweisheit aber ist geblieben und bleibt in alle Ewigkeit. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Zweites Capitel.

Die Anfänge des Deismus.

Herbert, Blount, die niederländischen Flüchtlinge.

Lord Shaftesbury der Aeltere, der berühmte und berüchtigte Staatsmann, unterhielt sich eines Tages mit einem Freunde über die Ursachen der Religionsverschiedenheit. Das Gespräch lief auf die Ueberzeugung hinaus, daß die vielen Spaltungen lediglich im Trug der Priester und in der Unwissenheit des Volks ihren Grund hätten, — alle verständigen Menschen seien ja doch von einer und derselben Religion. Und was für eine Religion ist dies? rief mit einiger Ueberraschung eine Dame, die im Zimmer anwesend war und die bisher nur auf ihre Nadel geachtet zu haben schien. Shaftesbury antwortete verlegen: Meine Beste, von dieser Religion sprechen verständige Männer nur unter sich.

Diese Erzählung, die uns John Toland aufbewahrt hat, wirft ein grelles Streiflicht auf die vornehme Welt der damaligen Zeit. Nicht blos Shaftesbury, sondern auch William Temple, Rochester, Buckingham, Mulgrave standen in Verdacht, mit ihrem Gott und der Kirche in sehr gespanntem Verhältniß zu leben. Wer die Denkwürdigkeiten des Grafen Grammont oder einige englische Lustspiele aus diesen Jahren gelesen hat, kann sich leicht in die frechen Witzeleien dieser Weltleute hineindenken.

An sich wäre diese modische Freigeisterei von gringer Bedeutung. Wer wüßte es nicht, daß sie nicht aus sittlichem Ernst und prüfender Einsicht stammt, sondern nur aus den vorübergehenden Stimmungen eitler Blasirtheit. Innerlich hohl, ergötzt sie sich heute an lästernden Späßen und morgen frömmelt sie dafür nur um so scheinheiliger, je nachdem eben die Laune des Tages Frömmelei oder Frechheit gebietet.

Von Wichtigkeit aber ist die unläugbare Thatsache, daß auch ernste Männer der Wissenschaft zu den herrschenden Glaubenslehren in bewußtem Gegensatz stehen. Und zwar regte sich diese freie Denkart in England schon früh und wurde das gemeinsame Eigenthum der besten Geister.

Wie lehrreich ist auch in dieser Beziehung die Betrachtung Shakespeare's! Wehe dem plumpen Eiferer, der in ihn einseitige Parteizwecke hineinträgt, seien es kirchenfreundliche oder kirchenfeindliche; aber mit Recht hat Friedrich Vischer gesagt, daß Shakespeare immer und doch niemals religiös ist; er ist nicht, wie sein spanischer Zeitgenosse Calderon, ein ausschließlich christlicher, oder gar ein anglicanisch kirchlicher Dichter, seine Größe vielmehr ist seine tiefe und reine Menschlichkeit. Nirgends ist bei ihm auch nur die leiseste Spur von dem unmittelbaren Eingreifen eines überweltlich wunderthätigen Gottes, immer nur ist der Mensch rein auf sich selbst gestellt; des Menschen Gemüth ist sein Schicksal; Shakespeare's Tragödie ist eine Tragödie der menschlichen Charaktere.

Und diese völlige Unabhängigkeit von allem kirchlichen Wesen, die bei dem Dichter der unbefangene Zug seiner gesunden und gewaltigen Natur ist, kehrt in der Form bewußter philosophischer Grundsätze auch bei seinen großen Zeitgenossen, Baco von Verulam und Herbert von Cherbury, wieder.

Bei Baco freilich noch zahm und schüchtern. Den herkömmlichen Begriffen und Vorurtheilen der kirchlichen Ueberlieferung

allerdings gestattet er keinerlei Eingriff in die Freiheit des Denkens und Forschens; denn es sei unsittlich, wenn man von der Voraussetzung ausgehe, Gott durch eine Lüge einen besonders wohlgefälligen Dienst zu erweisen; aber ebenso ernstlich warnt er vor den Uebergriffen des Wissens in das Gebiet des Glaubens; wie wir dem göttlichen Gesetz zu gehorchen verpflichtet seien, ob auch unser Wille eigensüchtig sich sträube, so seien wir auch dem göttlichen Wort zu glauben verpflichtet, möge dabei die Vernunft auch noch so widerspenstig sich anstellen.

Kühner ist Herbert. Ein solch rein äußerliches Nebeneinander beider Gebiete hält dieser für unausführbar; für ihn hat die biblische Offenbarung nur in soweit Geltung und Wahrheit, als die prüfende Einsicht der Vernunft sie bestätigt.

Herbert hatte seine religiösen Zweifel und Ueberzeugungen bereits in ein vollständiges System gebracht. Eine ritterliche Soldatennatur, die sich in den mannigfachsten Kriegsabenteuern bewegte und von Jakob I. auch in verwickelten Staatshändeln gebraucht ward, hat er zwei Bücher geschrieben, die glänzend beweisen, was für ein tief innerliches Leben er trotzallebem führte. Ihre Titel sind: »Ueber die Wahrheit (De Veritate, prout distinguitur a Revelatione, a Verisimili, a Possibili et a Falso. Paris 1624, London 1633)«, und: »Ueber die Religion (de Religione Gentilium, Errorumque apud eos causis, erste unvollständige Ausgabe London 1645, vollständig London 1663)«. Beide Bücher stehen mit einander im engsten Zusammenhang und dringen, mit Beseitigung aller Offenbarung, auf die allen Menschen innewohnende Vernunftreligion. Das erste Buch ist eine Kritik der menschlichen Erkenntniß, das zweite Buch eine Kritik der Religion selbst. Zuerst stellt Herbert die Lehre von den angebornen Begriffen auf; angeborne Begriffe, meint er, seien solche, über die bei allen Völkern Uebereinstimmung herrsche und die daher in ihrem letzten Grunde für Thatsachen des na=

türlichen Instinctes zu halten seien; dann aber trägt er diese Ansicht auf das Wesen der Religion über und will nur das als unveräußerliche Grundwahrheit anerkennen, was allen Religionen gemeinsam und daher als allen Menschen angeboren betrachtet werden muß. Als diese Grundwahrheiten führt Herbert folgende fünf Sätze auf: 1) Es giebt einen höchsten Gott, 2) dieser höchste Gott muß verehrt werden, 3) Tugend und Frömmigkeit sind die wesentlichsten Theile dieser Gottesverehrung, 4) der Mensch ist verpflichtet, seine Sünden zu bereuen und von ihnen zu lassen, 5) das Gute und das Böse wird in diesem und in jenem Leben vergolten. Alles, was über diese fünf Sätze hinausgeht, gilt ihm als eitler Zusatz, als Fälschung herrschsüchtiger Priester. Wer die Religion von diesen Auswüchsen reinigt, sorgt für die Wiederherstellung der ursprünglichen Natur- oder Vernunftreligion.

Mit solchen tiefgreifenden Neuerungen war dem künftigen Denken und Forschen eine weite Aussicht geöffnet. Die Losung war gegeben; und fast alle späteren Freidenker haben, mit wenig Ausnahmen, getreu an ihr festgehalten. In dieser Beziehung ist es höchst bedeutsam, daß schon Herbert zur Erklärung der verschiedenartigen Religionen nur den Vorwurf der künstlichen Fälschung und des berechneten Priesterbetrugs hat; bei allen Aufklärern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, bei den französischen und deutschen sowohl wie bei den englischen, kehrt dieser Vorwurf ohne Unterschied wieder. Es gehört erst zu den großen Eroberungen der neueren deutschen Wissenschaft, das Wesen der geschichtlichen Entwicklung, d. h. das allmälige Werden und Wachsen und die steigende Selbstbefreiung des Geistes zu klarer Bewußtheit und allseitigster Anwendung gebracht zu haben.

Es ist leicht erklärlich, daß Herbert's Denkweise überall den willigsten Anklang fand. Aehnliche Gesinnungen tauchten von Jahr zu Jahr immer mehr auf.

Denn was vornehmlich war es, das Herbert's dreiste Zweifel-

sucht hervorrief? Er selbst bekennt in der Vorrede zu seinem Buch über die Religion, daß ihn der Ueberdruß an den unaufhörlichen kirchlichen Streitigkeiten zur Erforschung der reinen Vernunftreligion getrieben; er suchte im Vergänglichen das Bleibende, im Wandelbaren das Unwandelbare. Diese kirchlichen Streitigkeiten aber wütheten immer heftiger und heftiger. Die englische Reformation war von jeher eine unselige Halbheit gewesen; nicht eine Läuterung des inneren Glaubens, sondern nur eine Uebertragung der kirchlichen Oberhoheit vom Papst auf den König. Daraus entsprangen die blutreichen Kämpfe des Puritanerthums. Durch die erste englische Revolution kamen die Puritaner zur Herrschaft; aber das Uebel wurde nur um so ärger, denn auch die Puritaner waren ebenso verfolgungssüchtig und grausam als nur jemals die bischöfliche Hochkirche gewesen. Die streitenden Gegensätze standen sich schroff gegenüber, Parteiungen erhoben sich gegen Parteiungen, Secten gegen Secten; jede machte den Anspruch, den einzig wahren Glauben zu haben. Die Independenten, die Erastianer, die Leveller, die Quäker, die Antinominianer, Antiscripturaner, Antitrinitarier, Arianer, Arminianer, Baptisten, Brownisten, Enthusiasten, Familisten, Libertinen, Muggletonier, Perfectionisten, Skeptiker, Socinianer, die Männer der fünften Monarchie, die Latitudinarier u. s. w., u. s. w. wogten wild durcheinander. Und zuletzt erneute sich gar noch der wuthentbrannte Kampf zwischen dem Protestantismus und dem Katholicismus. Der schwache und leichtsinnige König Karl II. verstand nicht, die erhitzten Gemüther zu beschwichtigen; im Gegentheil! er warf in die lodernden Flammen nur neuen Zündstoff. Es war allgemein bekannt, daß der König sich zum Papstthum neige und daß sein Bruder, der Thronfolger, ein offen bekehrter und sogar ein eifriger Katholik sei. Und als nun Karl II. starb und in Jakob II. ein entschiedener Papist auf den Thron kam, der es als seine hauptsächlichste Aufgabe betrachtete, ganz England um jeden Preis katholisch zu machen, da fluthete die all-

meine Unzufriedenheit immer höher und höher, bis sie in offene
evolution ausbrach. Jakob wurde gestürzt und vertrieben. Er
tte, wie später der Bischof von Rheims von ihm höhnend sagte,
ei Königreiche für eine katholische Messe eingesetzt und hatte
ese drei Königreiche schmählich verloren.

Das allgemeine Mißbehagen erzeugte das tiefste Ruhebe-
rfniß. Wenn Hobbes in seiner durchgreifenden Weise noch
ährend der Zeit der Cromwell'schen Republik den Vorschlag
achte, daß ein Jeder auf das Recht der eigenen freien Ueber-
agung verzichten müsse und daß nur der König zu bestimmen
be, welche Religion in seinem Staate gelehrt und geglaubt
erden solle, so zeigt dies deutlich, daß je leidenschaftlicher die
nen wütheten, die Anderen nur um so gleichgültiger wurden.

Jener Ueberdruß also, der einst Herbert zu seiner freien
enkart geführt hatte, waltete jetzt in den weitesten Kreisen.
as war natürlicher, als daß aus der gleichen Ursache die
eiche Wirkung entsprang?

Und dazu kam jetzt noch ein anderer sehr gewichtiger Umstand.
ies war der wachsende Einfluß der Naturwissenschaft.

Nicht alle Naturforscher waren so behutsam wie Newton.
er gelehrte Arzt Thomas Browne schrieb schon im Jahre 1642
ie Religio Medici und im Jahre 1646 eine Pseudodoxia
pidemica, oder Untersuchung über die gewöhnlichen Vorurtheile
s Volkes, und suchte in diesen Büchern die Wunder der bib-
chen Geschichte auf natürliche Erklärungsgründe zurückzuführen.
benso bezeichnete der berühmte Geolog Thomas Burnet in seiner
elluris sacra theoria 1680 und in der Archaeologia philoso-
nica 1692 die mosaische Schöpfungsgeschichte als vernunftwidrig
nd wollte sie höchstens nur als eine dem schwachen Verstande
s Volkes angepaßte Allegorie gelten lassen. Und diese Bei-
iele ließen sich leicht beträchtlich vermehren. Wie bezeichnend
nd an unsere eigenen Tage erinnernd ist es, daß der bekannte

Philosoph Ralph Cudworth in seinem »Intellectualsystem« den Naturforschern den Vorwurf macht, sie seien alle krank an der Pneumatophobie, d. h. an der Furcht vor dem Geiste, dafür aber litten sie an der Hylomanie, d. h. an rasender Liebe für die Stoffwelt, die sie aufs andächtigste als einzige Gottheit verehrten! —

Es giebt eine merkwürdige kleine Schrift, die sehr lebendig veranschaulicht, wie weit bereits die Zweifelsucht dieser Zeit vordrang und auf welche Gründe sie sich zu stützen suchte. Es ist die Bekehrungsgeschichte des Grafen Rochester von Dr. Gilbert Burnet, dem später so berühmt gewordenen Geistlichen der Königin Maria, dem Bischof von Salisbury; London 1681, deutsche Uebersetzung Leipzig 1732. Rochester, einer der zügellosesten Wüstlinge am zügellosen Hofe Karl's II., starb in seinem vierunddreißigsten Jahre an den Folgen seiner Ausschweifung; im Leben war er ungläubig gewesen, auf dem Todtenbett kehrte er in die Arme des Glaubens zurück. Rochester, auch in der Literatur als witziger Satiriker bekannt, ist nicht blos der spottende Weltmann, sondern weiß genau über das Wie und Warum seiner Ansicht Bescheid zu geben. Bevor dem Geistlichen seine Bekehrung gelungen war, führte Rochester weitläuftig aus, daß es zwar allerdings ein höchstes Wesen gebe, das die Welt erschaffen habe und sie erhalte, daß man dies höchste Wesen aber in die Niedrigkeit menschlicher Leidenschaft ziehe, wenn man ihm Haß und Liebe und andere derartige Eigenschaften beilege; die einzig vernünftige Weise der Gottesverehrung sei einfacher Lobgesang; was über diesen hinausgehe, sei eitel Trug und Flitterwerk, von Priestern erfunden, ihr Ansehen und Einkommen zu mehren. Ebenso gebe es zwar eine Unsterblichkeit der Seele, aber keine Belohnung und Bestrafung im Jenseits für das Gute und Böse, was der Mensch hienieden gethan habe. Eine geoffenbarte Religion sei geradezu ein Unding, das einfältige Volk sei immer voll thörichter Wunder und Weissagungen gewesen; vollends die christliche Offenbarung sei in sich so zusammen-

hangslos und widersprechend und verliere sich so sehr in widersinnige Geheimnisse, daß in ihr mehr als irgendwo anders für absichtliche Täuschung Gelegenheit sei. Auch bedürfe die Sittlichkeit nicht erst einer solch übernatürlichen Erleuchtung, sie sei im Wesen des Menschen selber begründet; was die Frommen von der Kraft des Gebetes rühmen, sei leerer Irrthum; wer durch Arbeit oder durch andere Zerstreuung die Gedanken vom Gegenstand seiner Begier ablenke, empfinde dieselbe Wirkung. Und auch hier sehen wir die naturwissenschaftlichen Einflüsse sehr bestimmt hervortreten. Nicht nur daß die mosaische Schöpfungsgeschichte wieder dem unbarmherzigsten Spotte anheimfällt, sondern Rochester stützt den Beweis für die Unmöglichkeit künftiger Belohnung und Bestrafung der Seele geradezu darauf, daß das Andenken Dessen, was die Seele im Leibe gethan habe, nur im Gehirn sitze, mit der Vernichtung des Gehirns also auch alle Persönlichkeit der Seele verschwinde.

Der bedeutendste Schriftsteller dieser Richtung unter den letzten Stuarts ist Charles Blount, geb. 1654, gest. 1693. Die Bücher, die am meisten von ihm in Betracht kommen, sind seine Schrift »Ueber die Weltseele (Anima mundi),« London 1679, die Uebersetzung von Philostrat's Leben des Apollonius von Tyana 1680, und »Groß ist die Diana der Epheser« aus demselben Jahre. Im Ganzen kommt auch Blount nicht über die Ansicht Herbert's hinaus, daß alle festen Religionsformen nur eigennützige Erfindungen von Priestern seien, die die Menge durch allerlei erdichtete Orakel und Offenbarungen zu berücken wußten. Aber Blount richtet seine Angriffe bestimmter und unmittelbarer gegen das Christenthum selbst. Deshalb verweilt er mit besonderer Vorliebe bei der Widerlegung der göttlichen Wunder Christi, insofern diese als Zeugniß für die Wahrheit und Göttlichkeit der von ihm geoffenbarten Religion hingestellt werden. Nicht von Christus allein, sagt Blount, erzähle man solche Wunder, sondern

von allen Religionsstiftern, ja von allen alten Sectirern; nur sei die Selbstliebe und das anerzogene Vorurtheil im Menschen so herrschend, daß Niemand von Vorliebe für sich und sein Glaubensbekenntniß frei sei; ein Jeder betrachte die Wunder aller anderen Religionen als Gaukelwerk, die Wunder seiner eigenen Religion aber als göttlich und unbezweifelbar; der Heide Hierokles stelle den Apollonius von Tyana hoch über Christus, der Christ Eusebius aber Christus hoch über Apollonius. Blount faßt diese Gedanken kurz zusammen, indem er nachdrucksvoll ausruft: »Nein! ich will mich nicht auf Wunder verlassen, damit nicht der Magier Simon, die Zauberer Pharao's, Apollonius und Andere auch Glauben und Hingebung von mir verlangen; mein Führer soll einzig die Vernunft sein, und sie wird sicher mein Christenthum nicht schwächen.« Diese Uebersetzung des Philostrat mit ihren ketzerischen Anmerkungen wurde im Jahre 1698 unterdrückt, weil man sie für die ärgste Schmähschrift hielt, die jemals gegen das Christenthum geschrieben worden.

Und doch sind dies Alles nur kleine Plänklergefechte, verglichen mit den gewaltigen Schlachten, die inzwischen in Holland geschlagen wurden.

In Holland, das damals das freieste Land der Welt war, lebten und wirkten Spinoza und Bayle.

Spinoza als Philosoph äußerte zunächst allerdings noch nicht seine eigenste Wirkung; denn seine gewaltige Ethik, die überdies erst nach seinem Tode 1677 in die Oeffentlichkeit kam, lag der herrschenden Anschauungsweise zu fern, um in weitere Kreise zu dringen. Dafür aber war der im Jahre 1670 erschienene theologisch-politische Tractat nur um so erfolgreicher. Der Zweck dieser Schrift ging auf die Vertheidigung der unbedingtesten religiösen und philosophischen Gedankenfreiheit. Sie führte aus, daß die gewaltsame Unterdrückung des freien Denkens weder im Wesen des Staats noch im Wesen der Religion ihre Berechtigung

finde; im Staate nicht, weil dieser es nur mit dem handelnden Menschen zu thun habe und daher nichts in seine Gerichtsbarkeit ziehen könne, was nicht in eine thatsächliche Störung der öffentlichen Ruhe ausschlage; in der Religion nicht, weil die Religion nicht das Wahre, sondern nur das Sittliche und Nützliche zu ihrem Ausgangspunkt habe. Dieser letzte Satz war es, der den theologisch-politischen Tractat für die religiösen Kämpfe so wichtig machte. Denn um ihn zu beweisen, mußte Spinoza die allgemein bindende Kraft der Bibel bestreiten. Spinoza that dies, indem er die Haupt- und Grundlehre aller christlichen Theologie, die Lehre von der göttlichen »Inspiration« angriff. Fällt die Inspiration, so fallen auch die Wunder und Weissagungen. Und so schließt der theologisch-politische Tractat in der That alle Streitgründe zusammen, die nur irgend gegen diese Lehren gesagt werden können; für die vernunftgemäßere Bibelerklärung wurde er der mächtigste Anstoß. Wie in einer Rüstkammer standen hier die scharf geschliffenen Waffen für die Kampflustigen bereit. Man braucht die Aufklärer der nächsten Zeit nur flüchtig zu durchmustern, um sogleich zu gewahren, wie dankbar sie sich dieser Waffen bedienten.

Aber noch mehr. Neben Spinoza steht die Literatur der hugenottischen Flüchtlinge. Am hervorragendsten unter diesen Flüchtlingen sind Bayle und Le Clerc. In Grund und Ziel ihrer Bestrebungen weit gemäßigter als Spinoza, ja dessen Pantheismus sogar entschieden bekämpfend, finden sie auch bei der Menge sogleich den willigsten Eingang. Mit Recht sagt Herder in der Adrastea, daß Ludwig XIV., freilich sehr gegen seine Absicht, durch diese Flüchtlingsliteratur allen Völkern die reichste Vergütung für all das Unheil gewährte, das er durch seine ungerechten Kriege und Verwüstungen ihnen zugefügt hatte. Eine ausführliche Darstellung dieser Bewegungen giebt A. Sayous in seiner Histoire de la litérature française à l'étranger. Genf und Paris 1853.

Diese Schriftsteller wirkten hauptsächlich durch Zeitschriften und Encyklopädien. Das war ein sehr glücklicher Wurf, denn diese Art Literatur hatte noch völlig den Reiz der Neuheit und kam einem wirklichen Bedürfniß der Zeit entgegen. Außer dem Journal des savants (5. Januar 1665 gegründet), den Philosophical Transactions, dem Giornale dei Letterati in Rom und den Leipziger Acta Eruditorum, waren damals noch nirgends Zeitschriften vorhanden, und diese schrieben nur für strenge Fachgelehrte.

Bayle gründete im Jahre 1684 seine Nouvelles de la république des lettres und wendete sich mit dieser Monatschrift, wie er im Augustheft des ersten Jahrgangs ausdrücklich erklärt, durchaus nicht blos an Gelehrte, sondern ebenso sehr an Weltleute, »die entweder aus Trägheit oder aus Mangel an Zeit nicht viel lesen und sich dennoch zu unterrichten wünschen.« Obenan stehen in dieser Zeitschrift die Bücher für und wider die protestantische Lehre, die kurz und scharf besprochen, zum Theil sogar in wörtlichen Auszügen vorgeführt werden; zwischen hindurch gehen sorgfältige Berichte über geschichtliche und naturwissenschaftliche Werke; verhältnißmäßig am wenigsten werden Kunst und Dichtung berücksichtigt. Daraus entsprang aber nur der Vortheil, daß die Theilnahme der Lesewelt, die unter Ludwig XIV. aus begreiflichen Gründen fast eine ausschließlich belletristische war, mehr und mehr sich ernsteren Fragen zuwendete.

Leider mußte Bayle schon 1687 dies Unternehmen aus Kränklichkeit wieder aufgeben. Jedoch fand er rüstige Nachfolger. Drei neue Zeitschriften suchten sogleich die Lücke wieder auszufüllen; die Bibliothèque universelle von Jean Le Clerc, die Histoire des ouvrages des savants von Basnage de Beauval und die Nouvelles de la république des lettres von Bernard. Die Zeitschrift von Basnage war fast ausschießlich schöngeistig, die von Bernard ohne bestimmte Richtung und deshalb ohne Einfluß; die würdigste Fortsetzung Bayle's war unstreitig die Zeitschrift

Le Clerc's. Diese zieht sich durch viele Jahrgänge hindurch, ändert aber ziemlich oft ihren Titel. Die Bibliothèque universelle, 1685 beginnend und allmonatlich in kleinen Heften erscheinend, wurde in 25 Bänden bis zum Jahre 1693 fortgeführt; nach einiger Unterbrechung folgte die Bibliothèque choisie von 1703 bis 1713, sie erschein zuerst zweimal, dann dreimal jährlich und umfaßt 27 Bände; 1714 fängt die Bibliothèque ancienne et moderne an, erscheint alle drei Monate, endet 1727 und besteht aus 29 Bänden.

Alle diese Zeitschriften sind durchaus in einem und demselben Sinne gehalten. Sie nähern sich unseren heutigen Revüen schon viel mehr als die Bayle'schen. Auszüge aus den neuesten Schriften und Beurtheilungen derselben wechseln ab mit selbständigen Abhandlungen und biographischen Mittheilungen. Die Belletristik nimmt auch hier nur einen sehr geringen Raum ein; dafür wird jede, auch die kleinste Erscheinung der Theologie, Philosophie, Kirchen- und Weltgeschichte gründlich und geistvoll besprochen; die Geschichte des Jansenismus z. B. in der Bibliothèque universelle ist noch bis auf den heutigen Tag an Vollständigkeit unübertroffen. Der Geist des Denkens, Zweifelns und Forschens und das Streben nach Bildung verbreitete sich von der Studirstube des Gelehrten in alle Schichten des Volks.

Jedoch am durchgreifendsten war das Dictionnaire historique et critique, an dessen Ausarbeitung Bayle gegangen war, als er sich von seiner Zeitschrift zurückgezogen hatte. Es erschien zuerst im Jahre 1696.

Dies Wörterbuch ist eins der wirkungsreichsten Bücher, die je in der Welt geschrieben wurden.

Holberg, der dänische Lustspieldichter, erzählt, daß während seiner französischen Reise alle öffentlichen Bibliotheken Frankreichs förmlich belagert waren von jungen Leuten, die Bayle's Wörterbuch zu lesen verlangten. Von England aus knüpfte die königl-

liche Societät der Wissenschaften mit Bayle einen regelmäßigen Briefwechsel an. Leibniz glaubte seine Lehrsätze von der Einheit der Philosophie und Religion nicht eher gesichert, bevor nicht die Einwürfe Bayle's widerlegt seien; die Theodicee ist ganz ausdrücklich gegen Bayle gerichtet, obgleich dieser sie nicht mehr erlebte. Friedrich der Große studirte das Wörterbuch als Kronprinz aufs eifrigste und machte sogar noch um das Jahr 1764, also kurz nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges, aus den philosophischen Abhandlungen desselben einen sehr umfangreichen Auszug; ja selbst Gottsched glaubte den Gedankenkreis der Deutschen nicht glücklicher erweitern und fortbilden zu können, als indem er eine freilich entsetzlich verflachte Uebersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs veranlaßte. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Bayle eine ganze Reihe von Menschengeschlechtern beherrschte.

Nun kommt zwar Bayle selbst niemals über den Widerspruch zwischen Glauben und Wissen hinaus; er ist und bleibt sein Lebelang der ruhelose unentschiedene Zweifler, der das Unbegreifliche des Glaubens nicht der Obmacht der Vernunft und die begriffssüchtige Vernunft nicht der Obmacht des Glaubens unterwerfen mag. Aber Voltaire hat Bayle's geschichtliche Stellung treffend bezeichnet, wenn er in seinen Briefen über Rabelais sagt, in Bayle sei keine Zeile offenen Angriffs gegen das Christenthum zu finden, aber auch keine, die nicht zum Zweifel führe; er selbst sei nicht ungläubig, aber er mache ungläubig. Die staunenerregende Polyhistorie Bayle's ist ebenso wie bei seinem großen Zeitgenossen Leibniz nicht wüstes Gedächtnißwerk, sondern unersättlicher Wissenseifer; Staat, Kirche, Religion, Sitte, Erziehung, Wissenschaft und Kunst werden betrachtet, geprüft und, wie Bayle gern sich ausdrückt, anatomirt. Die Bildung verliert jene ausschließlich theologische Färbung, die bisher ihr eigen gewesen. Da war es kaum noch nöthig, daß Bayle immer und immer wieder auf die Forderung unbedingter Glaubensfreiheit und unverbrüchlicher

Duldung aller Religionsparteien, auch der Juden und Türken und sogar der offenen Gotteslaugner in den gluthvollsten Wendungen zurückkommt! Die größere Weite des Blickes bedingte von selbst eine freiere Beurtheilung der religiösen Dinge. Das berühmte Wort Friedrich's des Großen, daß ein Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden möge, sowie die milde Duldsamkeit überhaupt, durch die das achtzehnte Jahrhundert in der Geschichte der Menschheit so beneidenswerth dasteht, ist zum großen Theile der unmittelbaren Wirkung Bayle's zu danken.

England stand zu diesen niederländischen Geisteskämpfen in engster Beziehung. Oldenburg, der Secretair der königlichen Societät, war, wie aus seinem herrlichen Briefwechsel mit Spinoza bekannt ist, der langjährige vertrauteste Freund jenes Denkers; und Shaftesbury und sein junger Freund Locke, die als politische Flüchtlinge in Amsterdam freien Schutz fanden, lebten mit Bayle, Le Clerc und deren Gesinnungsgenossen im innigsten Umgang. Locke veröffentlichte den ersten Entwurf seines berühmten Buches über das menschliche Erkenntnißvermögen zuerst 1688 im Januarheft von Le Clerc's Bibliothèque universelle.

Als daher auch England durch den Sturz Jakob's II. zu völliger Freiheit der Rede und Schrift kam, wurden die Anhänger dieser neuen Gedanken immer zahlreicher und mächtiger. Bald fing man an, ihnen einen eigenen Namen zu geben. Man nannte sie Freidenker (Freethinkers) oder Deisten (Deists). Hie und da versucht man wohl auch schon, sie Atheisten zu nennen, um sie desto gehässiger der öffentlichen Verachtung preis zu geben. Jedoch mit Unrecht. Versteht man unter Atheismus eine Denkweise, die keinen von der natürlichen Stoffwelt getrennten und unabhängigen, persönlichen Gott kennt, so zeigt die urkundliche Geschichte der englischen Freidenker, daß erst in den letzten Schriften Toland's unter König Georg I. rein atheistische Anfänge sich regen.

Drittes Capitel.

Das Königthum von Gottes Gnaden und die Lehre von der Volkssouveränetät.

Hobbes. Robert Filmer. Algernon Sidney.

Politisch war die Zeit der letzten Stuarts der Kampf zwischen dem unbeschränkten Königthum und dem freien Verfassungsleben.

Was war das für ein jubelnder Empfang, der dem König Karl II. zu Theil ward, als dieser im Jahr 1660 auf den Thron seiner Väter zurückkehrte! In der ungeheuren Menge, die sich am Ufer bei Dover zusammendrängte, gab es, wie Macaulay nach den Berichten der Zeitgenossen erzählt, nicht Einen, der nicht vor trunkener Aufregung weinte. Freudenfeuer leuchteten von allen Bergen, es läuteten die Glocken aller Kirchen. Des Nachts waren die Straßen von lustigen Gesellen erfüllt, welche alle Vorübergehenden zwangen, auf gebogenen Knieen volle Gläser auf die Gesundheit Seiner Geheiligten Majestät und auf die Verdammung des rothnäsigen Nell, d. h. des gewaltsamen Oliver Cromwell, zu trinken. Und noch ist seitdem nicht ein volles Menschenalter vergangen, da muß Karl's Nachfolger, Jakob II., auf einem schmalen Fischernachen heimlich bei Nacht und Nebel aus London entfliehen und im fremden Lande eine sichernde Freistätte suchen. Die Herrschaft des rechtmäßig angestammten Königshauses ist vorüber, für immer vorüber! —

Macaulay hat in seiner Abhandlung über Sir James

Mackintosh die Geschichte der beiden letzten Stuarts passend in drei Abschnitte getheilt. Der erste Zeitraum erstreckt sich von 1660 bis 1678, der zweite von 1678 bis 1681, der dritte von 1681 bis 1688. Im ersten jener Zeiträume hatten, wie Macaulay hinzufügt, die eben abgelaufenen achtzehn Jahre beständiger Bürgerkriege die Mehrheit des Volkes geneigt gemacht, um jeden Preis Ruhe erkaufen zu wollen; in dem zweiten Zeitraume dagegen hatten achtzehn Jahre Mißregierung jetzt derselben Mehrheit das Verlangen gegeben, auf jede Gefahr Sicherheit für die bedrohte Freiheit zu gewinnen.

Der Eifer der Anhänglichkeit für den König hatte sich in seinem ersten Ausbruche überstürzt. In wenigen Monaten hatte man, um nach wie vor mit Macaulay zu sprechen, genug gehängt und geviertheilt, um die gehässigste Wuth befriedigt zu haben. Die Rundkopfspartei schien für immer überwunden; sie schien allzusehr unterdrückt und zersplittert, um jemals sich wieder zu sammeln. Nun hob das Zurückströmen der öffentlichen Meinung an. Das Volk begann ausfindig zu machen, was für einem Mann es ohne alle Bedingung sein Wohl und Wehe anvertraut und seine zärtlichste Neigung geschenkt hatte. Es sah sich unter das Regiment von Kupplern und Possenreißern gestellt, es sah eine papistische Königin auf dem Throne und einen papistischen Erben als Thronfolger. Es sah einem ungerechten Angriffe einen schwachen Krieg folgen, und den schwachen Krieg in schimpflichen Frieden enden. Es sah eine holländische Flotte triumphirend in die Themse fahren. Es sah die Tripleallianz gebrochen, die Schatzkammer verschlossen, den öffentlichen Credit erschüttert, die englischen Waffen in schimpflicher Unterordnung unter Frankreich. Die Regierung wurde jeden Tag verhaßter. Und bald brach wieder unter Whigs und Tories, im Parlament und auf den Straßen, der offenste und gefahrdrohendste Widerstand hervor.

So war die Stimmung in den Jahren 1678 und 1679. Die religiösen Wirren, namentlich die Aufhetzung Oates' gegen die Jesuiten, traten hinzu, die Aufregung immer wilder und wilder zu machen. Aber noch einmal schien es, als zeige die Geschichte dem König einen rettenden Ausweg. Im Jahre 1681 fand eine dritte große Wendung der öffentlichen Meinung statt. Es waren gegen die Papisten die blutigsten Greuel verübt; der Haß war allmälig abgekühlt. Der König, der sich geweigert hatte, in die Thronausschließung seines Bruders Jakob zu willigen, schien als ein Mann von Ehre gehandelt zu haben. Die große Masse kehrte nach der Entfremdung mit erneuter Liebe zu ihrem König zurück. Aber der Friede war nur von kurzer Dauer. Der König starb. Es folgte Jakob II. Auch dieser hatte anfangs wenig Ursache, sich über Mißgunst zu beklagen. Gerade je mißtrauischer ihn die Whigs betrachteten, desto mehr war er, trotz seiner allgemein bekannten Vorliebe für den Katholicismus, der Abgott der Tories. Das erste Parlament, das unter ihm zusammentrat, war unterwürfig in einer Weise, daß in der ganzen englischen Geschichte nur sehr wenige Beispiele ähnlicher Unterwürfigkeit gefunden werden. Der thörichte Aufstand Monmouth's trug nur dazu bei, seine Macht zu befestigen. Jakob war fast unumschränkt. Aber sein Unglück war, daß er auch die letzten Schranken der Verfassung tilgen wollte. Er fühlte sich durchaus als König von Gottes Gnaden; das Volk hatte in seinen Augen keinen Willen und keine Rechte; »ich will keine Zugeständnisse machen,« wiederholte er oft, »mein Vater hat Zugeständnisse gemacht und wurde enthauptet.« Uebergriffe folgten auf Uebergriffe, Gewaltthaten auf Gewaltthaten; und zwar um so rücksichtsloser, je dienstfertiger die englische Kirche und die Tories selbst das göttliche Recht des Königs gepredigt und die eigenwillige Auflehnung gegen denselben als unter allen Umständen verwerflich erklärt hatten. Zuletzt aber sprang doch die Saite. Die Lehre der englischen Kirche vom leidenden

Gehorsam hielt nur so lange vor, als die Macht der Kirche mit der Macht des Königs unverbrüchlich verknüpft war. Als aber der König die Geistlichkeit selbst angriff und unumwunden die Absicht aussprach, mit Anwendung aller Mittel die katholische Religion zur herrschenden Staatsreligion zu machen, da erhoben sich auch die Bischöfe, stellten sich an die Spitze der Aufständischen, und die Universität Oxford, die sonst immer so treugesinnte, schickte ihr Silber in die Münze, um die Kriegskasse der Feinde zu füllen. Und ebenso die Tories. Sie waren bisher die eifrigsten Freunde und Beschützer des Königs gewesen, denn unter der Republik hatten sie Beschimpfung und Demüthigung erleiden müssen, und unter dem Königthum waren sie wieder zu Macht und Ehren gekommen; jetzt aber erfuhren sie auch vom Könige Kränkungen und Beschränkungen, wie sie ihnen selbst unter Cromwell und unter dem Rumpfparlament niemals zugemuthet worden. Das änderte ihre Gesinnung durchaus. Mit seltener Einmüthigkeit schaarten sich alle Parteien zu festem Widerstande zusammen. Der Ausgang ist bekannt. An die Stelle des Königs von Gottes Gnaden trat ein König, frei durch das Volk gewählt.

Für den Geschichtsschreiber ist es eine wichtige Thatsache, daß in diesem Auf- und Niederwogen wechselnder Stimmungen sich zwei scharf entgegengesetzte Staatstheorien herausbildeten, von denen die eine die wissenschaftliche Rechtfertigung des Despotismus, die andere die wissenschaftliche Begründung und Durchführung der Lehre von der Volkssouveränetät ist. Jene Theorie geht von Robert Filmer aus, diese von Algernon Sidney.

Beide verdienen eine nähere Betrachtung. Es ist äußerst lehrreich, wie dieselben Grundsätze, Schlagworte, Schlüsse und Trugschlüsse, mit denen noch heutzutage eine jede dieser Anschauungsweisen begründet und vertheidigt wird, hier bereits vollständig ausgeprägt vorliegen. Es handelt sich einfach um die Frage, ob die Gewalt der Könige vom Volk ausgehe oder unmittelbar von Gott.

Ein Vorläufer Filmers war Hobbes gewesen; aber man thut Unrecht, wenn man Hobbes immer nur als den unbedingten Theoretiker des Absolutismus bezeichnet.

Allerdings hatte auch Hobbes die Gesammtmacht des Staates, alle gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, auf einen Einzigen übertragen, der der ganze gleichsam persongewordene Staat ist, so daß Alle ihm schlechthin unterworfen sind, auf seinen Befehl sogar ohne Gewissenszweifel Böses vollführen müssen, und Niemand als Gott von ihm Rechenschaft fordern kann. Aber es ist wohl zu beachten, welche Wirkung das Buch »über den Bürger« und »der Leviathan«, in denen Hobbes diese Ansichten über den Staat ausgesprochen hatte, in seiner nächsten Umgebung hervorrief. Der Prinz von Wales, der nachherige Karl II., dessen Lehrer Hobbes gewesen war, verbannte ihn mißgünstig aus seinen Augen; Cromwell dagegen machte ihm das Anerbieten, Staatssecretär der Republik zu werden, was Hobbes seinerseits freilich ausschlug. Und wie erklärt sich diese auffallende Erscheinung? Hobbes nimmt von älteren Staatsrechtslehrern die Idee des Vertrags auf. Der Staat und das Königthum ist ihm eine rein menschliche Einrichtung. Der Naturzustand war ein Zustand ungezügelter Selbstsucht, ein allgemeiner Krieg Aller gegen Alle; der Staat entstand durch Vertrag, indem die Menschen sich endlich vereinigten, zum Frommen ihrer eigenen Selbsterhaltung auf ihren selbstsüchtigen Willen zu verzichten, und alle ihre Rechte und ihre Macht an Eine Person oder, was für Hobbes dasselbe ist, an Ein Concilium abzutreten. Hobbes predigte also freilich den Absolutismus, denn nur in diesem schien ihm angesichts der greuelvollen Bürgerkriege die Bürgschaft für Glück und Frieden zu liegen; aber es fehlte diesem Absolutismus noch eine sehr wesentliche Grundlage. Hobbes predigte nicht die Legitimität. Vom göttlichen Rechte der Könige und von deren unmittelbarer Einsetzung durch Gott weiß er durchaus

Nichts. Wodurch unterscheidet sich also der König vom ersten besten zufälligen Dictator? Welchen Vorzug hat Karl Stuart vor Oliver oder Richard Cromwell? Und wer kann es schließlich in Abrede stellen, daß, wenn das Volk überhaupt in dieser Frage betheiligt wird, es mit der Zeit doch auch einmal auf den Einfall kommen kann, seinem vertragsmäßigen Oberhaupte andere Bedingungen des Vertrags vorzuschlagen, mag dieser Vertragsveränderung auch noch so sehr durch Hindernisse und vorsorgliche Verzichtleistungen vorgebeugt sein?

Filmer handelt unendlich folgerichtiger als Hobbes. Filmer macht die göttliche Weihe und Einsetzung, das »von Gottes Gnaden« zur bedingenden Grundlage und zum Angelpunkt des gesammten Königthums. In diesem klaren und bestimmten Unterschied zwischen Filmer und Hobbes liegt es, daß die Gegner der königlichen Unumschränktheit, namentlich auch Sidney und Locke, sich nicht gegen Hobbes, sondern immer nur gegen Filmer wenden. Filmer bekämpfen sie auf Tod und Leben, von Hobbes dagegen entlehnen sie die Vertragstheorie und modeln sie nach ihren Zwecken und Bedürfnissen.

Das Buch Filmer's, das am meisten Bedeutung erlangte, ist betitelt: »Patriarcha or the natural power of Kings, der Patriarch oder die natürliche Macht der Könige.« Es erschien 1680. Aber eigentlich war es schon weit älteren Ursprungs. Robert Filmer, Baronet und einer altadeligen Familie angehörig, geboren 1604, gestorben 1647, hatte sein Buch bei der Enthauptung Karl's I. geschrieben, damals aber es nicht veröffentlicht. Veröffentlicht wurde es erst, als dem Parlament die Bill für die Ausschließung Jakob's vorlag und es daher galt, die strenge Unverbrüchlichkeit der gesetzlichen Thronfolge recht nachdrücklich hervorzuheben. Jedoch war das Buch schon während der Republik als Handschrift in den weitesten Kreisen der vornehmen Welt verbreitet, und gar manches königlich gesinnte Gemüth

erquickte sich an ihm in den Nothjahren der puritanischen Unterdrückung.

Ganz folgerichtig steht hier an der Spitze der Beweisführung die Bestreitung des sogenannten Naturzustandes der Menschheit. Von seinem Standpunkte aus hält der Verfasser mit vollem Recht diese Ansicht für eine äußerst gefährliche. Nehme man an, sagt er, daß die Menschen wirklich ursprünglich frei gewesen und nach eigenem Belieben sich ihre Regierungsform wählen durften, so müsse man allerdings auch die Schlußfolgerung zugeben, daß das Volk oder, besser ausgedrückt, die Menge die Befugniß habe, den Fürsten zu bestrafen und abzusetzen, falls dieser die Gesetze eigenlaunig verletze.

Wie aber ist dieser Lehre von der ursprünglichen Freiheit der Menschen zu begegnen? Es ist nicht zu leugnen, daß die ersten Urheber jener Vertragstheorie die Jesuiten sind, die damit die Uebermacht des Papstes über die weltlichen Fürsten zu begründen suchten; von diesen erst ging sie auf Hugo Grotius und auf das philosophische Naturrecht über. Am bedeutendsten unter diesen jesuitischen Staatsrechtslehrern war, nach Filmer's Meinung, der Cardinal Bellarmin, geboren zu Montepulciano 1542, gestorben zu Rom 1621. Gegen diesen wendet sich also Filmer zunächst. Und zwar so, daß er dem Theologen gegenüber hervorkehrt, wie diese Lehre durch und durch untheologisch sei, wie sie der heiligen Schrift auf das Bestimmteste widerspreche, und sich daher auch nicht bei den Kirchenvätern, sondern nur in heidnischen Gewährsmännern finde.

Filmer seinerseits stützt sich nun auf die Bibel. In dieser erscheine sogleich Adam als der erste Herrscher; die monarchische Herrschaft sei also von Anfang an durch Gott selbst begründet. Alle Thiere habe Gott paarweise erschaffen; Adam jedoch allein, und aus Adam erst Eva. Adam sei daher das geborene Oberhaupt über sein Weib und seine Kinder gewesen und von

ihm sei dann die Herrschaft naturgemäß auf den ältesten Sohn übergegangen. Nach der Sündfluth theilte Noah die Erde unter seine drei Söhne, und als sich die Völker nach dem Thurmbau von Babel nach allen Enden zerstreuten, da waren an den verschiedenen Orten wiederum die Aeltesten die natürlichen Herrscher. Patriarch folgte auf Patriarch, und von diesen Patriarchen stammen fortan alle folgenden Könige. Die Könige sind daher entweder die wirklichen Väter ihrer Völker oder sie sind die Erben dieser Väter; und selbst wenn einmal diese älteste Patriarchenfamilie ausstirbt, so fällt die Herrschaft dennoch nicht der Menge anheim, auf daß diese sodann sich nach eigenem Willen ein neues Oberhaupt erwählen könnte; sondern es wählen, sollte die nächstälteste Familie nicht mehr mit Sicherheit zu ergründen sein, alle ältesten Familien aus sich einen neuen König. Und dieser neue König leitet dann den Ursprung und das Recht seiner Macht auch nicht aus dem Volk ab, sondern ebenfalls ganz unmittelbar aus der Gnade Gottes, der ihn an die Stelle des ausgestorbenen Königsgeschlechtes setzte. Der König ist und bleibt daher unter allen Umständen der natürliche Vater des Volks; er hat die Macht des Vaters über seine Kinder und auch die Liebe und die Sorgfalt des Vaters. Es ist unnatürlich und durchaus gegen den Willen Gottes, wenn sich die Völker ihren König selbst wählen; in der ganzen Bibel kommt keine vom Volk unmittelbar ausgehende Königswahl vor; den König Saul wählt Samuel. Und vollends ist es unrecht und strafbar, wenn die Völker gar keinen König haben; Gott regiert immer durch die Monarchie. Auch die Heiden mußten diese Wahrheit anerkennen. Aristoteles bezeichnet zwar nicht in seiner Politik, aber in seiner Ethik die Monarchie als die beste Regierungsform. Die Römer fingen mit der Monarchie an und endeten mit ihr; Demokratien sind immer blutig und bahnen meist Tyrannen den Weg. Weil das Königthum von Gott ist, so ist es auch keinem

menschlichen Gesetz unterworfen. Es ist seinem ganzen Wesen nach unumschränkt. Der König ist früher als das Gesetz. Der Vater richtet sich nach seinem eigenen Belieben, nicht nach dem Willen seiner Kinder und Knechte. Diese völlige Unumschränktheit liegt so sehr im Begriff des Königthums, daß kein Krönungseid bindend ist, der die königlichen Rechte zu beschränken trachtet. Dagegen kann ein wohlgeordnetes Parlament mit dem Königthum verträglich sein. Denn dieses — wir hören hier die Staatsweisheit (kingcraft) des absolutistischen Karl I. — geht nicht vom Volk, sondern vom König aus. Hätte das Parlament seinen Ursprung in der natürlichen Freiheit des Volkes, so könnte es sich versammeln, wo und wann es wollte. Aber es ist der König, der Ort, Zeit, Personen und nähere Umstände der Einberufung bestimmt; also ist er allein es, der das Parlament leitet und durch dasselbe Gesetze giebt. Handelt der König gegen das Gesetz, so ist er nicht seinen Unterthanen, sondern nur Gott verantwortlich. Nur Gott ist der König der Könige.

Natürlich war ein Buch dieser Art in einer aufgeregten und parteisüchtigen Zeit ein Ereigniß von der allerhöchsten Bedeutung. Es konnte nicht fehlen, daß bald die begeistertsten Zustimmungen erfolgten, sehr bald aber auch die heftigsten Widersprüche. Edmund Bohun, einer der eifrigsten Anhänger Filmer's, der im Jahre 1685 die zweite Auflage des Patriarchen herausgab, beschäftigt sich in der Vorrede besonders mit der Widerlegung einer Gegenschrift, die unter dem Titel »Patriarcha non Monarcha« erschienen war.

Jedoch am wichtigsten und am tiefsten einschneidend ist die Gegenschrift von Algernon Sidney, wie denn auch die freilich erst nach der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien erschienene Abhandlung Locke's »über die Regierung« als eine unmittelbare Entgegnung gegen Filmer zu betrachten ist.

Algernon Sidney, der jüngste Sohn des Grafen von Lei-

cester, war 1617 zu London geboren. Freiheitsliebend war er ein begeisterter Anhänger der Republik, diente im Parlamentsheer und war Mitglied des Gerichtshofes, der Karl I. verurtheilte; jedoch stimmte er gegen den Tod des Königs. Unter der Herrschaft Cromwell's ging er als englischer Gesandter zu Karl Gustav, König von Schweden. Nach der Wiederherstellung des Königthums lebte er verbannt siebzehn Jahre in Italien, in der Schweiz und in Frankreich. Auf Vermittlung seines Vaters erhielt er 1677 die Erlaubniß zur Rückkehr und wurde nun, 1678 in das Unterhaus tretend, der gefürchtetste Führer der Opposition. Er war einer von jenen starren und rücksichtslosen Charakteren, die trotz aller Ungunst der Umstände auch nicht einen Zollbreit von ihren Plänen aufgeben. Er lebte einzig für die Idee der Republik, und diese war ihm so sehr das Höchste und ausschließlich Erstrebenswerthe, daß er zu Gunsten derselben sogar bis zum Landesverrath schritt und zuerst de Witt, und als dieser auf den Vorschlag nicht einging, sogar Ludwig XIV. aufforderte, England zur Republik zu machen; »eine kleine unbedeutende Republik (an insignificant commercial state),« führt er in jenem Briefe an Ludwig einladend an, »würde Frankreich nicht ferner gefährlich sein.« Später wurde er in das Ryehousecomplot verwickelt und am 7. December 1683, obgleich für seine Schuld kein rechtskräftiger Beweis beschafft werden konnte, gegen Recht und Gerechtigkeit enthauptet.

Sidney's Buch führt den Titel »Discourses concerning government, Untersuchungen über die Regierungsform«. Es predigt nicht offen die Republik; desto entschiedener aber die Volkssouveränität. Es folgt der Filmer'schen Schrift Schritt vor Schritt und deckt schonungslos alle Schlupfwinkel und Schleichwege auf, in die die trügerische Sophistik die menschliche Vernunft verlocken will.

Es wendet sich daher vor Allem gegen die theologische

Grundlage Filmer's. Filmer selbst hat eingestanden, daß alle christlichen Kirchenlehrer, die katholischen sowohl wie die protestantischen, eine ihm entgegengesetzte Meinung über den Staat ausgesprochen haben. Sidney sagt ironisch: »Also gesteht Filmer selbst zu, daß seine Lehre unchristlich sei.« Darauf prüft er nun näher Filmer's Beweisführung. In der That, fährt er fort, ist Nichts lächerlicher, als von einem Königreiche Adam's oder gar Abraham's zu sprechen. Der Patriarch Abraham hatte lange Zeit gar keine Kinder, und von Jakob lösen sich seine Söhne los, sobald sie selbständig werden. Das Schlimmste aber ist, daß zu Abraham's Zeiten noch Noah und sein Sohn Sem lebten; wenn Abraham also deren Land verließ und sich eine eigene Macht gründete, so mußte er doch glauben, frei geboren zu sein. Aber es kommt noch ein weiterer, sehr gewichtiger Umstand hinzu. Entweder ist die väterliche Gewalt untheilbar oder sie ist theilbar. Ist sie untheilbar, so ist der einzig rechtmäßige König der Nachkomme Noah's, und alle Völker, die einen anderen König anerkennen, empören sich gegen das Gesetz Gottes und der Natur; ist sie aber theilbar, so gehört sie dem einen Vater so gut wie dem anderen. Jeder Vater ist also König. Und nach dieser Annahme hat dieser Zustand so lange gedauert, bis alle Väter zusammenkamen und ein gemeinsames Gesetz, dem sie sich unterwarfen, mit einander vereinbarten. Wir können, sagt Sidney, dieser Ansicht um so sicherer trauen, als sich in der ganzen Bibel in der That auch nicht die mindeste Spur findet, die königliche Gewalt vom Patriarchenthum abzuleiten.

So wird die Theorie der Patriarchalität hier ganz von selbst wieder zu der Idee des Vertrags zurückgeführt. Jedoch kann es verschiedene Arten des Vertrags geben. Behält sich jede Familie so viel Recht und Freiheit vor, als mit dem Recht und der Freiheit der Anderen vereinbar ist, so ist dies die reine Demokratie; übertragen aber die Einzelnen die Herrschaft an einige Wenige, die sich

durch Tapferkeit und Weisheit auszeichnen, so ist dies die Aristokratie; wählen sie gar nur ein einziges Oberhaupt, so ist dies die Monarchie. Alle diese drei Arten finden sich bei den verschiedenen Völkerschaften. Die weiseste und größte Zahl der Menschen verwirft aber diese einfachen Regierungsformen und zügelt durch die Vermischung derselben die eine durch die andere. Wie dem aber auch sei, unter allen Bedingungen und in allen Formen hat die gesetzliche Gewalt ihren Ursprung im Volke. Und für den Träger der Regierung ist also diese Gewalt nicht ein angestammtes Vorrecht, sondern ein übertragenes Amt.

Es wäre weitschweifig und ermüdend, wollten wir näher verfolgen, wie Sidney die einzelnen geschichtlichen Voraussetzungen Filmer's in ihrer Richtigkeit und Unrichtigkeit aufweist. Er hebt hervor, daß Gott unter den Juden ursprünglich nicht das Königthum, sondern die Aristokratie begünstigt habe, daß Aristoteles nur insoweit die Monarchie empfehle, als sie mit der Haltung und Neigung des Volks übereinstimme, daß die Macht und Größe der Römer nicht in ihrem König- oder Kaiserthum, sondern in ihrer Republik liege. Die Hauptsache ist, daß Sidney unter besonderer Anwendung auf die englischen Zustände die aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischte Regierungsform für die vollendetste erklärt; denn in einer solchen Regierungsform könne niemals die Macht des Königs unumschränkt sein, wie denn auch schon Samuel sehr wohl die Gefahren des unumschränkten Königthums gekannt und diese dem Volke vorgestellt habe. Kein Volk brauche also von seinem König Gewaltthaten zu leiden. Nur die vertragsmäßigen Gesetze seien maßgebend, und breche der König diese, so sei er strafbar wie jeder Bürger.

Wer verkennt, daß diese Werke Filmer's und Sidney's der treue Spiegel der schwankenden Zeitstimmung sind? Dort die Lehre vom göttlichen Recht der Könige und vom unbeding-

ten Gehorsam, hier die Lehre von der Souveränetät des Volkes und vom Recht und der Pflicht des offenen Widerstandes. Im Grunde steht aber nur Behauptung gegen Behauptung, Gesinnung gegen Gesinnung. Auch wer mit seiner persönlichen Ueberzeugung sich mehr zu Sidney als zu Filmer hinneigt, kann sich doch nicht verhehlen, daß wir es ebenfalls in seinem Buche mehr nur mit wohlmeinender Beredtheit als mit wirklich zwingender Beweisführung zu thun haben. Eine Theilung der Gewalten und eine auf sie gebaute Verfassung mit constitutioneller oder republikanischer Spitze wird kaum geahnt, geschweige denn durchgeführt.

Innerhalb der wissenschaftlichen Verhandlung konnte sich daher noch keine Partei irgend eines erheblichen Uebergewichts rühmen. Aber was die Wissenschaft nicht vollbrachte, vollbrachte der unaufhaltsame Gang der Ereignisse. Der schlimmste Feind des Königthums von Gottes Gnaden war der König selber. Macaulay sagt treffend in seiner Geschichte Englands: »Die Unterdrückung bewirkte rasch, was Philosophie und Beredtsamkeit nie bewirkt hatten; die Angriffe der Gegner hätte das System Filmer's überstehen können, aber nie erholte es sich von dem Todesstreich, den ihm Jakob II. versetzte.« Die Wahl Wilhelm's III. durch das vom Volk erwählte Parlament war der folgenschwere Sieg Sidney's und die erhebendste Sühnung seines ungerechten Märtyrertodes.

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

Erstes Capitel.

Epos und Lyrik.

1.

Milton.

John Milton steht im Wendepunkte zweier Zeitalter. Man kann ihn noch den Zeitgenossen Shakespeare's nennen, denn er war am 9. December 1608 geboren; und doch hatte er Recht, wenn er sich oft bitter darüber beklagte, er sei um ein volles Menschenleben zu spät gekommen.

Wie kurz und flüchtig waren die goldenen Tage der englischen Dichtung vorübergerauscht! Shakespeare war nur darum so groß geworden, weil, wie man vortrefflich gesagt hat, der Mond der Romantik noch am Himmel stand, während doch schon die Sonne der Aufklärung leuchtete. Nun erblaßte aber diese mittelalterliche Romantik immer mehr und mehr; die verständigen, aber nüchternen Formen und Einrichtungen des modernen Staates traten an deren Stelle; Leben und Sitte verloren ihre reizvolle Frische und Fülle. Das hatte die Dichtung sogleich zu büßen. Auch sie wurde kalt und nüchtern, gelehrt und gekünstelt. Shakespeare und seine großen Zeitgenossen sind durch und durch ursprünglich und volksthümlich, sie wurzeln im innersten Grunde der englischen Volksphantasie und sind nur die höchste

Blüthe derselben; selbst wo sie ihre Stoffe aus fremden Geschichten und Fabeln entlehnen, gestalten sie diese doch immer nur nach der Nothwendigkeit ihres eigenen Wesens und folgen nirgends einem fremdländischen Einfluß. Wie ganz anders wird dies schon unter Jakob I., dem nächsten Nachfolger der Königin Elisabeth! Blicken wir auf die höfischen Masken Ben Jonson's oder auf die immer zahlreicher sich vordrängenden Lehrgedichte oder gar auf jene gesuchten Reimspiele, die in Nachahmung der italienischen Concetti nur auf einen spitzfindigen Wortwitz hinauslaufen und deshalb von den englischen Literarhistorikern mit dem hochtrabenden Namen der metaphysischen Dichtungen beehrt werden, so sind sie alle ganz entsetzlich matt und kleinlich. Und zuletzt verstummte die Muse unter dem Kriegslärm des Langen Parlaments und der Republik fast gänzlich. Die mürrische Frömmelei der Puritaner haßte die Künste, und die politischen Kämpfe riefen alle bedeutende Menschen auf den politischen Schauplatz.

In diese trübseligen Zustände fiel Milton's Jugend. Nichtsdestoweniger ist er ein großer Dichter geworden. Und reicht er auch nicht entfernt an die Höhe der eben geschwundenen Blüthezeit, so steht er doch unter den Dichtern seiner eigenen Zeit wie ein einsamer Riese. Schon Dryden, sein mächtiger Zeitgenosse, rief bei dem Erscheinen des verlorenen Paradieses mit liebenswürdigem Neid aus: »This man cuts us all, dieser Mann schlägt uns Alle«.

An Milton vor Allem haben wir die herrlichste Bestätigung jenes Goethe'schen Wortes, daß es einzig und allein der innere Gehalt sei, der den Dichter zum Dichter mache. Milton ist durch und durch das Kind des englischen Puritanerthums. Hier liegt seine Größe und seine Schwäche. Er überragt alle Schöngeister seiner Zeit, weil eine würdige Begeisterung seine Seele füllt; und er bleibt hinter der höchsten Höhe der Dichtung zurück, weil das ausschließlich christliche Pathos zu eng und beschränkt ist,

als daß innerhalb seiner eine Dichternatur voll und ungetrübt sich entfalten könnte.

Die hervorstechenden Fähigkeiten des Knaben entwickelten sich schon früh. Sein Vater, ein geachteter und wohlhabender Rechtsgelehrter in London, gab ihm die sorgfältigste Erziehung. Siebzehn Jahre alt bezog er die Universität Cambridge. Dort folgte er, wie er sich in seiner selbstentworfenen Lebensskizze ausdrückt, sieben Jahre hindurch dem gewöhnlichen Laufe des Unterrichts zur Zufriedenheit Aller; besonders wendete er sich mit dem liebevollsten Eifer den alten und neueren Dichtern zu. In diese Zeit fallen seine »Juvenile Poëms«, seine Jugendgedichte, die den Comus, den Lycidas und die beiden auf einander berechneten Schilderungen des Fröhlichen und des Schwermüthigen, des Allegro und Penseroso, enthalten. Diese Dichtungen sind in der That zart und innig, erheben aber Milton noch nicht über die Fläche seiner dichtenden Zeitgenossen.

Im Jahre 1638 ging Milton über Frankreich nach Italien. Inzwischen brach daheim die wachsende Unzufriedenheit mit der Regierung Karl's I. in offene Feindschaft aus. Von Jugend auf von der wärmsten Freiheitsliebe erfüllt, glaubte Milton in dieser bedenklichen Lage sich seinem Vaterlande nicht länger entziehen zu dürfen; nach einer Abwesenheit von einem Jahr und drei Monaten kehrte er nach England zurück. Und nun lebte er ausschließlich den öffentlichen Dingen. Der Kampf der englischen Freiheit richtete sich damals zunächst gegen den herrschsüchtigen Uebermuth der Bischöfe. Milton schrieb 1641 »Zwei Bücher an einen Freund über die Reformation der Kirche von England (of Reformation)«, denen er noch in demselben Jahre zwei andere Bücher: »Ueber Prälaten- und Bischofsthum (of Prelatical Episcopacy)« und »Ueber Kirchenregiment (The Reason of Church-Government)« und einige kleinere Schriften ähnlichen Inhalts nachfolgen ließ. Seine nächsten Schriften stehen

den unmittelbaren Tagesfragen ferner, haben aber dasselbe Ziel im Auge. »Als die Bischöfe der Menge ihrer Widersacher endlich erlagen,« sagt er in der bereits erwähnten Lebensbeschreibung, »hatte ich Muße, meine Gedanken auf andere Gegenstände zu lenken, auf die Begründung ächter und wahrhafter Freiheit, welche mehr nach innen als nach außen zu suchen ist, und die nicht sowohl auf dem Schrecken des Schwerts als auf der Tüchtigkeit und Sittenreinheit des Lebens beruht. Da ich nun bemerkte, daß es drei zum Glück des bürgerlichen Lebens wesentliche Arten von Freiheit gebe, religiöse, häusliche und bürgerliche, und da ich über die erste bereits geschrieben hatte, die Erreichung der letzteren aber das eifrige Bestreben der Vorgesetzten sein soll, so beschloß ich, meine Aufmerksamkeit vorerst der zweiten Gattung, der häuslichen Freiheit, zu widmen. Diese schien mir auf drei wesentliche Fragen hinauszugehen, auf die Ehe, auf die Erziehung der Kinder und auf die unbeschränkte Veröffentlichung der Gedanken.« Ueber alle drei Punkte besitzen wir wichtige Schriften von Milton. Das Buch über die Ehe, zum Theil durch seine eigene unglückliche Ehe veranlaßt, dringt auf die entschiedenste Erleichterung der Scheidung, denn »vergebens rühmt sich der Mann seiner Freiheit im öffentlichen Leben, wenn er zu Hause in der niedrigsten Knechtschaft eines schwächeren Wesens schmachtet«; das Buch über die Erziehung eifert gegen die Unzweckmäßigkeit zufälliger Privatschulen und sucht das ganze Erziehungswesen möglichst unter die Aufsicht des Staates zu stellen; das Buch über die Presse, Areopagitica, eine 1644 an das Parlament gerichtete Staatsrede, ist das Bollwerk des höchsten Gutes der englischen Verfassung, das Bollwerk der englischen Preßfreiheit geworden. Während dieser Zeit wurde die Staatsumwälzung immer mächtiger. König Karl I. wurde vom Parlament für einen Feind des Vaterlandes erklärt, im Felde besiegt, von dem hohen Gerichtshof sogar zum Tode verurtheilt,

und enthauptet. Da schrieb Milton, der unerschrocken auf der Seite der Revolution stand, sein berühmtes Buch »Ueber die Stellung der Könige und der Obrigkeiten, The tenure of Kings and Magistrates«. Dies Buch erschien jedoch erst im Februar 1649 nach dem Tode des Königs und war, wie Milton ausdrücklich erklärt, mehr in der Absicht geschrieben, die Gemüther mit dem großen Ereigniß zu versöhnen, als die Gesetzmäßigkeit des bereits vollzogenen Richterspruchs zu erweisen. Nach der Errichtung der Republik trat Milton in das Amt der auswärtigen Angelegenheiten. Es erschien eine von dem Bischof Gaudon von Exeter verfaßte Rechtfertigungsschrift des Königs, Ikon basilike (das königliche Bild), die damals allgemein als vom König selbst geschrieben galt, und der königlichen Partei in der That große Dienste that. Milton schrieb zur Widerlegung derselben den »Ikonoklastes, den Bilderstürmer«. Nun trat auch der französische Gelehrte Saumaise (Salmasius) auf Veranlassung des geflüchteten Thronfolgers mit einer Vertheidigung des enthaupteten Königs auf. Auch gegen dieses Werk schrieb Milton im Auftrage des Staatsraths 1651 die erste »Schutzrede für das englische Volk, Defensio pro populo anglicano«. Milton arbeitete an ihr Tag und Nacht so emsig, daß sein ohnehin geschwächtes Auge dabei völlig erblindete. Im Jahre 1654 folgte eine zweite Schutzrede, Defensio secunda. Aber die Republik sollte nur allzubald ihr Schicksal erfüllen. Sie wurde gestürzt. Das Königthum wurde wieder hergestellt.

Es war eine der ersten Thaten der neuen Regierung, daß sie Milton's politische Schriften durch Henkershand verbrennen ließ. Er selbst jedoch wurde durch die Vermittelung vornehmer Gönner begnadigt.

Jetzt in stiller Zurückgezogenheit schrieb Milton sein großes Gedicht, »Das verlorene Paradies, Paradise lost«. Es erschien 1667 in zehn und in der zweiten Auflage 1674 in zwölf Büchern.

Hatte Milton bisher hauptsächlich die großen Freiheitsbestrebungen der puritanischen Revolution ins Auge gefaßt, so tritt hier die andere Seite des Puritanismus, die religiöse, ausschließlich zu Tage. Toland, der bekannte englische Deist, erzählt in seiner Lebensbeschreibung Milton's, daß Milton nur in seiner Jugend Puritaner, dann Independent und Anabaptist gewesen, hernach aber sich völlig von jeder kirchlichen Gemeinschaft zurückgezogen habe. Dem sei, wie ihm wolle. Fest steht, daß das Gedicht die tiefste Frömmigkeit und den innigsten Glaubensmuth athmet. Das verlorene Paradies wird jederzeit mit Stolz als eines der vollendetsten Denkmale streng christlicher Dichtung gepriesen werden.

Milton selbst hat sehr klar ausgesprochen, welche Aufgabe er sich gestellt hatte. In der Einleitung zu seiner Streitschrift über das Kirchenregiment bekennt er die Absicht, dereinst als epischer Dichter zu wirken. Bei dieser Gelegenheit sagt er: »Der Zweck aller Dichtung ist, in erhabenen und eindringlichen Lobgesängen den Thron und die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes und was er in seiner Allweisheit in der Kirche schafft, zu preisen; zu besingen den siegreichen Todeskampf der Heiligen und Märtyrer und die Thaten und Triumphe gerechter und frommer Völker, die durch die Kraft des Glaubens tapfer kämpfen gegen die Feinde Christi, und zu beklagen den allgemeinen Abfall ganzer Reiche und Staaten von der Gerechtigkeit und wahren Gottesverehrung; endlich mit feierlicher und ergreifender Rede zu schildern, was im Glauben heilig und erhaben, in der Tugend lieblich und ehrwürdig ist, Alles darzustellen, was das Gemüth anspricht oder Bewunderung erregt sowohl in den Wechselfällen des Glücks von außen als in den zarten Windungen und Strömungen des menschlichen Geistes von innen, kurz Heiligkeit, Tugend und Wahrheit an Beispielen und Vorbildern in schöner und edler Gestalt vorzuführen.« Und dann fährt er fort:

»Mein Gedicht also soll nicht von der Gluth und dem Dunst des Weines hervorgerufen sein, wie jene Gedichte, die in so reichlicher Fülle aus der Feder gewöhnlicher Liebespoeten oder reimender Schmeichler der Großen ausströmen; es soll auch nicht erzeugt sein durch die Anrufung der Muse Gedächtniß und ihrer Sirenentöchter, sondern durch andachtsvolles Gebet zu jenem ewigen Geiste, der da bereichern kann mit jeder Sprache und Wissenschaft, und der seine Seraphim ausschickt, um zu berühren und zu reinigen die Lippen derer, die er gnädig anblickt.« Es ist eine Frage von wenig Erheblichkeit, ob die englischen Kritiker Recht haben, wenn sie behaupten, daß die christlichen Dichtungen von Giles und Phineas Fletcher, den Vettern des großen Dramatikers, auf Milton einen bestimmenden Einfluß ausübten.

Das Gedicht stellt den Fall des ersten Menschenpaars dar. Aber die Tragödie des Paradieses baut sich auf die Idee des tragischen Kampfes zwischen Himmel und Satan.

Gott hat seinen eingebornen Sohn erschaffen. Nun beruft er die Engel des Himmels, auf daß sie vor diesem ihr Knie beugen und ihn anbeten als ihren Herrscher. Die Engel jubeln und jauchzen. Nur Ein Fürst des Himmels grollt über das Gebot des Herrn; er will nicht einem Jüngeren unterthan sein. Insgeheim bricht er mit seinen Freunden und Dienern, mit einem Drittheil der ganzen himmlischen Schaar auf, um sich in seinem entfernten Reich zu offener Empörung zu rüsten. Gott verschmäht nicht, gegen den Feind mit den Waffen des Krieges zu kämpfen; die Herrlichkeit seiner Macht soll sich vor Aller Augen entfalten. Es ordnen sich die himmlischen Heere, Michael und Gabriel, die beiden tapfersten Fürsten, an ihrer Spitze; und auf der anderen Seite stehen die Abtrünnigen; ihnen voran stürmt der Satan, hoch oben auf sonnenhellem Wagen, gezogen von flammenden Cherubim. Thaten ewigen Ruhmes, unzählige, wer-

den vollendet. Schlachten folgen auf Schlachten. Der ganze Himmel wäre zu Grunde gegangen, hätte nicht Gott selbst dem wilden Morden Einhalt geboten. Am dritten Tage aber zieht der Sohn Gottes ins Treffen. Zu seiner Rechten sitzt die adlerschwingige Göttin des Sieges, neben ihm hängt Bogen und Köcher, Millionen von Heiligen sind in seinem Gefolge, zwanzigtausend Streitwagen fahren zur Seite. Allgemeines Jauchzen erhebt sich. Der Himmel erholt sich von seiner Verwüstung, frische Blumen sprossen von Neuem. Schon will der Satan mit seinen Getreuen auch gegen ihn, den geweihten Sohn Gottes, das mörderische Kämpfen beginnen, da schleudert dieser zehntausend Blitze gegen die Bösen. Kraftlos sinken ihre Schwerter zu Boden; wie eine Heerde Ziegen, die vom Ungewitter überfallen sind, fliehen sie nach allen Enden; Schrecken und Angst erfüllt ihre Seele. Der Himmel zerklüftet sich, eine unabsehbare Tiefe gähnt ihnen entgegen, kopfüber stürzen sie in den Abgrund. Die Hölle erzittert unter ihrem Fall. Das Reich Gottes triumphirt für immer. Aber Gott ist die Liebe. Er theilt Licht und Finsterniß; aus dem dunklen Chaos schafft er eine neue Welt. Und in diese Welt schafft er die ersten Menschen. Das glücklich leichte Leben des Paradieses macht sie fast den Engeln gleich, mit denen sie innig verkehren. Schon aber brütet der Satan Verderben. Neun volle Tage hatte er, von seinem Sturz betäubt, ohne Besinnung gelegen; jetzt aber blickt er um sich und sieht, daß er in einer ewigen Qual lebt, umgeben von endlosen Flammen, aus denen nicht Licht, sondern nur sichtbare Finsterniß strömt. Sein stolzes Herz ist ohne Reue. Auf die neue Erde will er hinübereilen und die Menschen von Gott abwenden und der Hölle unterthan machen. Nun wandelt er hindurch durch die Leere des Chaos, bald durch die Luft, bald über festes Land, bald durch Feuerströme, bald durch ein wüstes Nichts, bis er endlich Licht erblickt, das aus dem Paradiese der neuen Schöpfung

herüberleuchtet. Mit wildem Grolle schaut er das Glück der beiden Menschen, die in schuldloser Lust, nackend, unter lieblichen Bäumen mit goldenen Früchten spielen. Mit geschwätziger Neugier plaudern sie vom Baum der Erkenntniß, von dem zu essen ihnen unter der Strafe des Todes verboten ist. Alsbald hat Satan seine Plane geschmiedet. Mit sündlichen Träumen umstrickt er das Herz Eva's, daß sie ein nie gekanntes Sehnen erfaßt, allein, ohne Adam's Begleitung, im Paradiese umherzuschweifen. Vergebens warnt sie Raphael, der geselligste unter den Engeln, der gern bei den Menschen weilt; listig erwidert sie, wären wir glücklich, wenn wir in steter Furcht lebten? Unwiderstehlich zieht es sie hin zu dem verbotenen Baume. Eine Schlange naht ihr, schönheitstrahlend und voll unendlicher Weisheit. Eva fragt sie verwundert, woher ihre Schönheit und Weisheit entsprungen? Und die Schlange deutet auf den Baum der Erkenntniß und preist mit verführender Rede die Lieblichkeit der verbotenen Früchte, die Gott nur darum den Menschen vorenthalte, weil diese dann, wissend das Gute und das Böse, ihm gleich würden. Eva pflückt die Frucht und ißt von ihr; unnennbares Entzücken erfüllt sie. Rasch eilt sie zu dem Geliebten, ihr neues Glück mit ihm zu theilen. Schauder erfaßt diesen. Und doch mag er von Eva nicht lassen; lieber den Tod erdulden, als von ihr fern in Ewigkeit leben. Er ergreift die Frucht, übermannt nicht vom Verstande, sondern von der Liebe. Wahnsinniges Entzücken erfüllt Beide; zum erstenmal ist ihnen die sonst so schuldlose Lust des zärtlichen Lagers eine sündhafte Lust der Sinne. Scham ergreift sie; alle bösen Gierden erwachen, Glück und Friede ist für immer verschwunden. Zagend erwarten sie das Gericht des Himmels; Gott aber ist barmherzig und gnädig; der Engel des Himmels zeigt ihnen die Greuel, die zur Strafe der Sünde über das künftige Geschlecht hereinbrechen und von denen die Menschen nicht erlöst werden können als dereinst durch

den freiwilligen Tod Christi, der jetzt zur Rechten des Vaters sitzt. Ihnen selbst aber verkündet er, daß jetzt das Leid und die Qual der Erde über sie komme. Hochwehende Flammen erheben sich und feurige Schreckgestalten; sie überströmen das einst so liebliche Eden. Adam und Eva wandern hinaus auf ödem Pfade.

Es ist kein Zweifel, das Gedicht ist voll der ergreifendsten Schönheiten. Himmel, Hölle und Erde thun sich vor uns auf mit allen ihren Wundern und Schrecken. Dort der kühne Titanentrotz des rebellischen Satan, hier die liebliche Zartheit des schuldlosen Menschenpaars, und über diesem wirksamen Gegensatz des Erhabenen und Zarten die ruhig thronende Milde und Hoheit Gottes, des Sohnes und der himmlischen Heerschaaren. Wie vielstimmiger Orgelklang rauscht das hohe Lied daher »in gewaltigen, herzrührenden, reizvoll wechselnden Tönen«; bald laut aufschmetternd, bald leise flüsternd, immer aber ein voller und inbrünstiger Hymnus zum Preise des Allmächtigen.

Anders aber stellt sich das Urtheil, wenn wir die Composition des Ganzen betrachten. Es ist nichts als eitle Ueberschwänglichkeit, wenn Chateaubriand sich nicht entblödet, Milton ohne Weiteres an die Seite Homer's und der Psalmisten zu stellen. Das beste Wort über das verlorene Paradies hat unstreitig Goethe gesagt. Im Jahre 1799 schreibt er an Schiller: »Milton's verlorenes Paradies, das ich diese Tage zufällig in die Hände nahm, hat mir zu wunderbaren Betrachtungen Anlaß gegeben. Auch bei diesem Gedichte wie bei allen modernen Kunstwerken ist es eigentlich das Individuum, das sich dadurch manifestirt, welches das Interesse hervorbringt. Der Gegenstand ist abscheulich, äußerlich scheinbar und innerlich wurmstichig und hohl. Außer den wenigen natürlichen und energischen Motiven ist eine ganze Partie loser und falscher, die einem wehe machen. Aber freilich ist es ein interessanter Mann, der spricht; man kann ihm

Charakter, Gefühl, Verstand, Kenntnisse, dichterische und redne=rische Anlagen und sonst noch mancherlei Gutes nicht absprechen. Ja, der seltsame einzige Fall, daß er sich als verunglückter Re=volutionär besser in die Rolle des Teufels als des Engels zu schicken weiß, hat einen großen Einfluß auf die Zeichnung und Zusammensetzung des Gedichts, sowie der Umstand, daß der Verfasser blind ist, auf die Haltung und das Colorit desselben. Das Werk wird daher immer einzig bleiben und, wie gesagt, so viel ihm auch an Kunst abgehen mag, so sehr wird die Natur dabei triumphiren.«

Und ebenso bedenklich ist es, daß bei aller Erhabenheit und Anmuth, die uns tief in die Seele geht, dem Gedicht doch der eigenste Reiz voller Frische und Ursprünglichkeit fehlt. Wo wir den natürlichen Erguß unbefangenen Gefühls erwarten, da hören wir allzu oft nur die Sprache ängstlich abwägender Theologie oder gar gelehrte Nachahmungen aus Homer und Virgil und aus älteren italienischen Dichtern. Ja, das ganze Gedicht hat eine so entschieden lehrhafte Haltung, daß es nicht sowohl ein religiö=ses Epos als vielmehr eine dichterische Theodicee ist. Denn in der That ist hier das Thema genau dasselbe, wie in der Theodicee von Leibniz. Es ist die Lieblingsfrage der Zeit, die Frage nach dem Ursprung des Uebels. Indem der Dichter die Wege der Gottheit in der Leitung der Menschen zu rechtfertigen sucht, sucht er die Ansichten der Arminianer und Calvinisten auszugleichen und zu versöhnen. Er betrachtet nicht, wie Jene, das Uebel nur als reinen, so zu sagen, zufälligen Anfall, und auch nicht, wie Diese, als eine unbedingte und deshalb allen freien Willen des Menschen vernichtende Vorherbestimmung, sondern als eine Knechtung und Erniedrigung des Menschen, die die eigene freie That seines eigenen freien Willens ist. Und diese dogmatische Grübelei ist wohl auch der Grund, warum Milton auf sein »Wiedergewonnenes Paradies (Paradise regained)«, das er als die Fortsetzung und

den Abschluß des verlorenen Paradieses betrachtet wissen wollte, ein so großes Gewicht legt. Dies Gedicht stellt dar, wie Jesus in der Wüste vom Satan versucht wird. Jesus erscheint nicht als Gott, sondern als Mensch; dennoch aber widersteht er der Versuchung siegreich. Der Sinn also, der sich durch das Ganze hindurchzieht, ist die eindringliche Lehre, daß der Mensch dem Uebel nicht unrettbar unterworfen sei, sondern kraft seines freien Willens es meiden und unschädlich machen könne.

Milton starb am 8. November 1674. Im Jahre 1671 hatte er noch ein Trauerspiel »Samson Agonistes« geschrieben, das aber vorwiegend lyrisch und deshalb als Drama verfehlt ist. Späterhin gab es die Unterlage für Händel's berühmtes Oratorium.

Nur mit Mühe hatte Milton für sein verlorenes Paradies einen Verleger finden können, und als er ihn endlich fand, zahlte ihm dieser nur zehn Pfund dafür. Allerdings wurde es, wie der englische Kritiker Johnson berichtet, in den ersten eilf Jahren in dreitausend Exemplaren verbreitet, und Dryden nennt es nicht nur das größte Gedicht des Zeitalters, sondern sucht es sogar in einem freilich sehr verunglückten Singspiel: »Der Stand der Unschuld,« auf die Bühne zu bringen; aber im Allgemeinen wendete sich doch Vornehm und Niedrig mit der ausgesprochensten Vorliebe dem neuen Dichtergeschlecht zu. Nicht Milton, der Dichter des Puritanerthums, sondern Butler, der dieses Puritanerthum parodirte, wurde der Günstling des Tages. Und nur erst spät gelang es Addison, den vorschnell vergessenen Milton wieder zu Ehren zu bringen.

2.

Butler.

Es ist bezeichnend, daß derjenige Dichter, der nach der Wiederherstellung des Königthums der entschiedenste Liebling des Tages war, seinen Stoff ebenfalls aus den Wirren der Puritanerkämpfe schöpfte. Es ist Samuel Butler, der in seinem komischen Epos »Sir Hudibras« das Puritanerthum parodirte und es dem unbarmherzigsten Gelächter preisgab. Das Gedicht erschien ziemlich gleichzeitig mit dem verlornen Paradies; im Jahre 1663 der erste Theil, 1664 der zweite, 1678 der dritte. Jedoch ist es unvollendet.

Milton klagt in seinem großen Gedicht am Anfang des siebenten Gesanges, daß »er in trüben Tagen lebe, in Tagen voll böser Zungen, sitzend in Finsterniß, rund umher von Gefahren umgeben, einsam, verlassen«. Der Hudibras ist der thatsächlichste Beweis von der Wahrheit dieser Klagen. Er trug über die verspotteten Puritaner den Sieg davon.

Die Puritaner hatten sich durch ihr steifes und mürrisches Wesen im Laufe ihrer Herrschaft lächerlich und verhaßt gemacht. Es erging ihnen, wie es noch immer einer jeden bürgerlichen Gewalt ergangen ist, die, ihre Schranken verkennend, plump in das Gewissen der Menschen eingreift, und Glauben und Frömmigkeit durch Polizeimittel erzwingen zu können meint. Sie hatten ein Volk von Heiligen schaffen wollen und hatten ein Volk von Spöttern und Wüstlingen geschaffen. Macaulay hat sowohl in seiner englischen Geschichte wie an mehreren Orten seiner Abhandlungen ebenso beredt als eingehend geschildert, wie auf eine Zeit der übertriebensten Strenge als natürlicher Rückschlag eine Zeit der wildesten Zügellosigkeit folgte.

Aus dieser Stimmung ist der Hudibras entsprungen. Der Grimm gegen die heuchlerische Scheinheiligkeit der puritanischen Frömmler ist seine Lebensseele.

Sir Hudibras, ein puritanischer Ritter, scheinheilig, ränkesüchtig, feig und bramarbasirend, zieht mit seinem gleichgearteten Knappen Ralf aus, um gegen Prälatenthum und alle Uebel der Sünde mit heiligem Eifer zu kämpfen. Ueberall aber tritt ihre Windbeutelei und Niedertracht verächtlich zu Tage. Und der Witz des Gedichts ist, wie sie, die heiligen Kämpfer, tüchtig geprellt und gehänselt, geknechtet und geprügelt werden.

Es läßt sich begreifen, wie ein Gedicht dieser Art in jener Zeit die glänzendste Aufnahme finden konnte. Wenn nicht blos Voltaire, sondern sogar D. W. Soltau, der erste deutsche Uebersetzer des Hudibras, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts dieses Gedicht als eine Waffe gegen Frömmelei und Pfaffenthum benützen zu können glaubte, so läßt sich daraus ein sehr natürlicher Schluß ziehen, mit welchen Augen es seine nächsten Zeitgenossen betrachteten. Und dazu kam nun noch der prickelnde Reiz, daß in den Persönlichkeiten und Abenteuern des Gedichts die offensten Anspielungen und Verzerrungen auf Persönlichkeiten und Vorfälle der nächsten Umgebung lagen. Jetzt ist das Gedicht völlig veraltet; man lacht vielleicht über einzelne Stellen, wenigstens pflegen Parlamentsreden und Zeitungen oft noch auf solche Bezug zu nehmen, als Ganzes ist es unerträglich langweilig. Und dieselbe Empfindung sprach schon der englische Kritiker Johnson in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus.

Der Grund ist klar. Man erweist dem Gedicht einen sehr schlechten Dienst, wenn man es, wie wohl englische Kritiker selbstgefällig zu thun pflegen, mit dem Don Quixote zusammenstellt. Wenn auch allerdings der Verfasser seinen Ritter und Knappen den unsterblichen Vorbildern des edlen Junkers von

La Mancha und seines getreuen Sancho Pansa entlehnt hat, so hat er doch die feine Kunst des Cervantes nicht im mindesten verstanden. Wo ist hier auch nur ein schwacher Funke jenes edlen Idealismus, der durch alle Tollheiten und Verkehrtheiten Don Quixote's so liebenswürdig hindurchschimmert und ihm immer und überall unsere herzlichste Theilnahme sichert? Sir Hudibras und Ralf sind durch und durch elende und gemeine Lumpe, auf die alle Thorheiten und Laster geladen sind, die nur jemals die Cavaliere den Rundköpfen schuld gaben. Dem Dichter des Hudibras fehlt für seinen Helden das gutmüthige lächelnde Wohlwollen, das Cervantes für den seinigen hatte; Hudibras ist nicht komisch, sondern nur verächtlich. Hogarth, der vortreffliche Bilder zum Hudibras malte, verstand in dieser Hinsicht die Forderungen der künstlerischen Ironie weit besser als Butler.

Ueber Butler's Lebensumstände ist wenig bekannt. Johnson und Cibber, die für die Lebensnachrichten der englischen Dichter noch immer die besten Quellen sind, berichten nur, daß er zu Stransham in der Grafschaft Worcester geboren und dort am 14. Februar 1612 getauft wurde. Es ist nicht sicher, ob er zu Cambridge oder zu Oxford studirt hat. Er lebte einige Jahre in dem Hause eines reichen und vornehmen Puritaners, eines eifrigen Anhänger von Cromwell, des Sir Samuel Luke, dessen Persönlichkeit ihm die hervorstechendsten Züge des Hudibras geliefert haben soll. Butler war sehr arm. Denn obgleich sein Gedicht das Lieblingsbuch der ganzen Zeit war, so hatte er doch keinen Gewinn von ihm. König Karl II. trug das Gedicht immer bei sich und liebte bei jeder Gelegenheit passende Stellen aus ihm anzuführen; dem Dichter aber hat er nur ein einziges Mal ein Gnadengeschenk von dreihundert Pfund gegeben. Butler starb 1680 und wurde auf Kosten eines Freundes in Coventgarden begraben. Erst sechzig Jahre nach seinem Tode errichtete ihm ein Verehrer ein Denkmal in der Westminsterabtei.

In England ist das Gedicht sehr oft aufgelegt und erläutert. Wir Deutschen haben drei Uebersetzungen, von D. W. Soltau, Königsberg 1797, von Gruber 1811, von Eiselein, Freiburg 1845.

3.

Dryden.

Dryden ist unserm Opitz, dem Dichter der ersten schlesischen Schule, sehr ähnlich. Heut ist er kaum noch lesbar. Auf seine Zeit übte er den gewaltigsten Einfluß.

Auch Dryden ist, wie Opitz, ohne alle schöpferische Phantasie; er bleibt, insoweit er nicht Dramatiker ist, rein verstandesmäßig im Lehrhaften und Satirischen stecken; aber auch er führt, wie Opitz, mit grundsätzlicher Bewußtheit ein neues Formgesetz ein und wird damit der Begründer einer neuen, lange nachwirkenden Dichterschule.

Zum großen Theil sind die episch-lyrischen Dichtungen Dryden's ihrem inneren Gehalt nach sehr unerquicklich. Sie sind allegorische Spiegelungen der unmittelbarsten Tagesfragen und hängen auf das Genaueste mit den politischen und religiösen Drangsalen der Zeit zusammen.

John Dryden (geb. am 9. August 1631, gest. am 1. Mai 1701) war zur Zeit der Republik ein begeisterter Lobredner Cromwell's gewesen; sein erstes dichterisches Auftreten war eine volltönende Ode auf diesen. Gleich nachher aber wurde er, wie es scheint aus ziemlich eigensüchtigen Gründen, ein ebenso begeisterter Parteigänger der Stuarts. Bei der Rückkehr Karl's II. schrieb er ein Bewillkommnungsgedicht, Astraea redux, 1661 bei der Krönung einen Jubelgruß, Panegyric to His sacred Majesty. Und an den Stuarts hielt er von nun an fest, selbst als

diese immer verhaßter wurden. Als das Zeichen der Zeit nach Rom zeigte, bekam auch er plötzlich katholische Neigung, und als Karl II. gestorben war und Jakob II. immer entschiedener seine katholisirenden Pläne enthüllte und einen Jeden verfolgte, der sich diesen nicht willig fügte, da trat auch Dryden offen zur römischen Kirche über. Angefeindet daher von den verschiedensten Seiten, und für diese Angriffe um so empfindlicher, je ehrgeiziger er war, geht durch seine ganze Dichtung durchaus eine wahrhaft beleidigende Absichtlichkeit. Er wollte sich vertheidigen und so viel als möglich seine Gegner lächerlich machen.

Sein erstes Gedicht, das in diese Richtung gehört, »Absalom und Achitophel,« erschien am 17. November 1681. Es ist auf den ausdrücklichen Wunsch Karl's II. geschrieben, und stellt unter dem Bilde einer allgemein bekannten biblischen Geschichte die Wirren dar, die in England entstanden, als des Königs Liebling, sein natürlicher Sohn Monmouth, verführt zum Theil durch den hinterlistigen Minister Shaftesbury, den Versuch machte, gegen Jakob, den Bruder des Königs, eine Ausschließungsbill zu Stande zu bringen. Absalom ist Monmouth, Achitophel ist Shaftesbury. Das Gedicht war von bedeutender Wirkung und trug in der That das Seinige bei, jene beabsichtigte Ausschließungsbill zu hintertreiben. Deshalb nahm der Hof auch sogleich wieder zu Dryden seine Zuflucht, als Shaftesbury vom Gerichtshofe freigesprochen und aus dem Tower entlassen war. Shaftesbury's Anhänger hatten eine Jubelmünze geprägt. Dryden nannte daher sein Gedicht, das einige Monate nach dem ersten erschien, »die Münze, eine Satire gegen den Aufruhr,« und geißelte Shaftesbury darin aufs Neue so derb und witzig, daß lange Zeit hindurch von beiden Seiten Satiren gegen Satiren hin und wieder flogen, bis auch dieser Kampf zuletzt wieder mit der entschiedensten Ueberlegenheit Dryden's schloß. Später gab Dryden noch einen zweiten Theil von Absalom und Achitophel heraus, um auch die

untergeordneten Anhänger der Gegenpartei zu bestrafen. Jedoch ist dieser zweite Theil nicht von Dryden selbst geschrieben, sondern von einem ihm befreundeten Dichter Nahum Tate. Nur der Plan und einzelne Verse gehören Dryden an.

Darauf folgt 1682 die »Religio Laici«. Sie ist ein trocknes, in schönen Versen geschriebenes Lehrgedicht, das zwischen Deismus und Katholicismus haltlos hin und her schwankt, und für einen Erguß innerer Herzenskämpfe gelten könnte, wenn es nicht gar so matt und langweilig wäre. Sehr wichtig dagegen ist das noch in demselben Jahre erschienene Gedicht »die Hindin und der Panther, the Hind and the Panther«. Es ist nach dem inzwischen erfolgten Uebertritt des Dichters geschrieben und ist die entschiedenste Verherrlichung der römischen Kirche gegenüber der Kirche von England.

Wir bezeichnen es am besten als eine satirisch didaktische Allegorie. Die römische Kirche erscheint unter dem Bilde einer milchweißen Hindin, immer in Gefahr zu sterben und doch für immer vor dem Tode gefeit. Die Thiere des Feldes kämpfen gegen sie auf Tod und Leben. Nur der zaghafte (quaking) Hase, der den Quäker vorstellt, behauptet eine furchtsame Neutralität; aber der socinianische Fuchs, der presbyterianische Wolf, der independente Bär, der wiedertäuferische Eber glotzen verderbensprühend auf die unschuldige Hindin. Zufällig aber kommt diese unter dem Schutz ihres Freundes, des königlichen Löwen, mit allen diesen Thieren gemeinsam an eine und dieselbe Quelle, Wasser aus ihr zu trinken. Ebendaselbst erscheint auch die Kirche von England, dargestellt unter dem Bilde eines Panthers, zwar gefleckt und gesprenkelt, aber schön, fast zu schön für ein Raubthier. Die Hindin und der Panther, in gleicher Weise gehaßt von der wilden Bevölkerung des Waldes, besprechen sich abseits über ihre gemeinsamen Gefahren. Und nun gehen sie in ein weitläufiges Gespräch ein über die Streitpunkte, die

zwischen ihnen obwalten, über die Abendmahlslehre, über die Macht der Päpste und der Concilien, über die Strafgesetze, über die Testacte, über die katholische Propaganda und ähnliche Dinge. Der Plan des Ganzen ist äußerst lose und locker. Das Grundmotiv, daß zwei Thiere sich über die Eigenheiten und Vorzüge der verschiedenen christlichen Bekenntnisse streiten, ist so albern und abgeschmackt, daß die Allegorie jeden Augenblick aufs Plumpste durchbrochen wird; Montague und Prior, zwei zeitgenössische Dichter, verhöhnten das Gedicht mit Recht in einem parodistischen Gespräch zwischen einer Stadtmaus und Landmaus (The City-mouse and Country-mouse). Aber die Verse sind leicht und fließend, die Gedanken scharf und epigrammatisch. In keinem Werke Dryden's ist mehr Erhabenheit und mehr Kraft, und in keinem zugleich mehr Geschmeidigkeit und Musik der Sprache als gerade in diesem.

Viel erfreulicher ist Dryden, wo er von dieser gehässigen Parteidichtung abläßt und unbefangen rein menschliche Töne anschlägt. Dahin gehört das berühmte Gedicht »Annus mirabilis«, in welchem er 1667 die Pest und die furchtbare Feuersbrunst, die kurz vorher London verheert hatte, in sehr wohllautenden und nicht selten sogar erhabenen Versen besang; dahin gehören sein kleines Lehrgedicht über die Satire und seine vortrefflichen Fabeln, die im Jahre 1699 erschienen; und dahin gehört vor allen auch die allbekannte Ode auf den Tag der heiligen Cäcilia oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, das Alexanderfest, unzweifelhaft das anschaulichste und gefühlvollste Gedicht, das Dryden jemals geschaffen hat.

Das Geheimniß seiner mächtigen Wirkung liegt aber durchaus in der Form. Als Dryden sein Annus mirabilis an Milton schickte, lobte dieser die leichten und klangvollen Reime, sprach ihm aber alle wirklich dichterische Anlage ab. Und selbst einer der eifrigsten Bewunderer Dryden's, Johnson, sagt von ihm, er habe mehr Schärfe des Verstandes als Innigkeit der Empfindung,

er stelle die Gefühle nicht dar, wie sie das Herz fühle, sondern nur, wie sie der Verstand denke. Nichtsdestoweniger ist es feste Thatsache, daß Dryden viele Menschenalter hindurch als der erste Dichter der Zeit galt und noch heut in allen englischen Literaturgeschichten mit der unumwundensten Werthschätzung behandelt wird. Er erschien allen Mitstrebenden als das höchste, fast unerreichbare Muster. Und auch äußerlich stand im Kreise der Londoner Schöngeister seine unbedingte Oberherrschaft außer Zweifel. In Will's Kaffeehaus, das damals der Sammelplatz aller Literaturfreunde war, drängte sich Alles an seinen Stuhl, der im Winter in der Nähe des Ofens, im Sommer auf dem Balcon stand; es galt, wie Macaulay sich ausdrückt, als eine ganz besondere Vergünstigung, seine Meinung über Racine's neueste Tragödie oder über sonst irgend eine aufsehenerregende neue Erscheinung zu hören; eine Prise aus seiner gewaltigen Schnupftabacksdose nehmen zu dürfen, war eine Ehre, die einem jungen Schwärmer auf lange Zeit den Kopf verrücken konnte.

Mit seinen glatten, zierlichen Versen, die er mit einer Meisterschaft behandelte, wie sie nur selten erreicht wird, sprach Dryden das Wesen der Zeit aus. Denn diese Zeit hatte nur noch Sinn für die Technik, für das rein formale Machwerk.

Ein großer geschichtlicher Schicksalsspruch hatte sich vollzogen. Der mittelalterliche Geist war gebrochen; die neue Zeit mit ihren mechanischen Staats- und Lebensformen und ihrer rastlosen Zweifelsucht barg zwar die hoffnungsreichsten Keime der Zukunft, zunächst aber wirkte sie auf Phantasie und Gemüth nur zerstörend. Wie ganz Europa, so wendete sich auch England mit seiner Bildung den Römern zu, und den Franzosen, die die Renaissance am glänzendsten ausgeführt hatten. Die Rhetorik suchte die Rhetorik. Schon war die Baukunst verlockend vorausgegangen; die mittelalterlichen Bauhütten standen leer und vereinsamt; Inigo Jones führte mit der Erbauung des großen

Palastes von Whitehall den römisch-italischen oder, wie man damals zu sagen pflegte, den augustischen Stil ein. Die englische Dichtung folgt nur dem großen geschichtlichen Zuge, wenn sie jetzt, von aller volksthümlichen Grundlage völlig losgerissen, nach einem Ausdruck, den Luther einmal von der Musik gebraucht, nicht mehr fein fröhlich, willig, mild und lieblich einherschreitet, sondern gezwungen, genöthigt, und schnurgleich an die Regeln gebunden.

Gerade aber diese nüchterne Glattheit, diese rein verstandesmäßige Correctheit war es, durch die Dryden seine Zeitgenossen entzückte, und die er als das Ziel der Dichtung hinstellte. An Homer meistert Dryden in derselben geschmacklosen Weise, wie Corneille und Racine an Sophokles und Euripides meistern; aber Theokrit, Lucrez, Horaz, Juvenal, Persius und Virgil übersetzt er, wenn auch zum Theil mit sehr zopfigen Ausschmückungen.

Dryden wollte nicht ohne alle Beschränkung die Franzosen nachahmen, im Drama namentlich widersetzt er sich ihnen oft sogar offen; aber in den wichtigsten Dingen wandelt er doch mit ihnen dieselben Bahnen. Man kann daher die englischen Geschichtsschreiber nicht tadeln, wenn sie Dryden kurzweg als den Begründer der französischen Geschmacksrichtung betrachten.

Pope, der talentvolle Nachahmer Dryden's, sagt am Schluß seines Versuchs über die Kritik: »Von Italien aus breiteten sich die Künste über die ganze nördliche Welt; aber die kritische Wissenschaft blühte vorzüglich in Frankreich; Boileau herrschte, wie einst Horaz geherrscht hatte. Wir Britten verachteten fremde Gesetze und blieben ungesittet; eigensinnig für die Freiheit des Witzes, boten wir noch, wie einst in der Urzeit, den Römern Trotz. Nur Einzelne wagten, sich der gerechten Sache der Alten anzunehmen und die Grundgesetze des Witzes wiederherzustellen.« In diesen Worten liegt der Wahlspruch des gesammten jungen Dichtergeschlechts. Dryden ist der Patriarch desselben.

Zweites Capitel.

Die Tragödie.

1.

Französische Einflüsse und altenglische Erinnerungen.

Im Jahre 1642 hatten die Puritaner in ganz England die Bühne geschlossen. Allerdings hören wir wiederholt von einzelnen heimlichen Aufführungen (vergl. Collier, Hist. of dram. poetry, Bd. 2, S. 104 bis 119); diese wurden dann aber meist gewaltsam aufgehoben und mit großer Strenge bestraft. Und wenn sich die puritanische Regierung dazu herabließ, von Zeit zu Zeit wieder einmal nach langen Zwischenräumen die Bühne zu öffnen, da durfte Sir William Davenant, der auch jetzt noch wie bereits unter Karl I. die Oberleitung des gesammten Bühnenwesens unter sich hatte, nicht wirkliche Tragödien und Komödien zur Darstellung bringen; denn diese waren, wie sich Dryden in seiner Abhandlung über die heroische Tragödie ausdrückt, ein Greuel für jene guten Leute, die »leichter ihren legitimen Souverän tödten als einen lustigen Scherz vertragen konnten.« Davenant mußte vielmehr zur Befriedigung der Schaulust auf andere Mittel und Wege sinnen. Und so führte er denn, wie Dryden ebendaselbst erzählt, Vorbilder moralischer Tugendhelden vor, in Versen geschrieben und mit recitativischer Musik vorgetragen.

Die Grundzüge waren der italienischen Oper entlehnt; in der Zeichnung der Charaktere aber suchte er die französischen Tragiker, besonders Corneille, nachzuahmen. Im Jahre 1656 erschien von ihm zum ersten Mal in dieser Weise »The siege of Rhodus, die Belagerung von Rhodus«. Die Zeitgenossen bezeichnen diese Aufführung als eine Art heroischer Oper. Vielleicht treffen wir das Richtige, wenn wir sie mit den sogenannten Masken Ben Jonson's vergleichen; nur zum Singspiel erweitert. Es war offenbar ein Melodrama.

So gedrückt und verkümmert fand Karl II. die Bühne, als er 1660 nach England zurückkehrte. Der König hatte eine sehr bestimmte Vorliebe für theatralische Aufführungen; sie waren während der Leidensjahre seiner Verbannung seine hauptsächlichste Unterhaltung und Zerstreuung gewesen. Ja eine möglichst glänzende Wiedereröffnung der Bühne war für ihn sogar eine Sache der Klugheit, denn die Bühne gehörte nach allen Ueberlieferungen des alten Königthums nothwendig zum Glanze der Krone; sie bekundete daher am augenfälligsten den völligen Sturz aller puritanischen Einrichtungen und Gebräuche. Es war eine der ersten Regierungshandlungen des Königs, daß er 1662 zwei Schauspielergesellschaften privilegirte; die eine unter Sir William Davenant, die andere unter Thomas Killegrew. Davenant bezog das unter dem Schutz des Herzogs von York stehende Theater in Lincolns-Inn-Fields, seine Gesellschaft heißt daher the Duke's Company; Killegrew siedelte sich im königlichen Theater Drury-Lane an, seine Schauspieler heißen daher the King's Servants. Beide Gesellschaften standen unter der besonderen Aufsicht des Lord Chamberlain, des königlichen Hausministers.

Für die dramatischen Dichter war also jetzt ein weites Feld geöffnet. Die Schaulust der Engländer regte sich wieder um so mächtiger, je gewaltthätiger sie lange Zeit unterdrückt worden. Das Einkommen der Schriftsteller war bei dem Mangel aller Tages-

literatur sehr knapp und dürftig, die Bühne dagegen sehr einträglich. Macaulay hat im dritten Capitel seiner englischen Geschichte die merkwürdige Thatsache zusammengestellt, daß Dryden, der anerkannteste Dichter jener Zeit, für das Verlagsrecht seiner noch heut beliebten Fabeln nur zweihundert und fünfzig Pfund erhielt, während Southern für ein einziges Drama siebenhundert Pfund zog, und Otway durch den Erfolg seines Don Carlos von der äußersten Armuth zu einem freilich von ihm sehr bald wieder verschwendeten Ueberfluß erhoben ward. Die Dichter drängten sich daher von allen Seiten zur Bühne.

Welchen Weg aber sollten sie einschlagen? Sie hatten mit allen Uebeln zu kämpfen, die unausbleiblich eintreten, wo eine instinctive altüberlieferte Kunstsitte fehlt und daher jeder Einzelne nach seinem zufälligen Belieben in allen möglichen Richtungen haltlos hin und her schweift.

Auf der einen Seite lockte die neu entstandene französische Tragödie, die eben damals in ihrer höchsten Blüthe stand. Sir William Davenant war in dieser Anlehnung an französische Muster bereits erfolgreich vorangegangen; es erschien daher das Einfachste, diese wurzeltreibenden Keime naturgemäß weiterzubilden. Ueberdies hatte die französische Tragik die ausgesprochene Begünstigung des Königs. Nicht nur, daß der König in seiner Jugend unter den Einwirkungen derselben aufgewachsen war; sie entsprach auch am meisten seiner aristokratischen Gesinnung. Denn es ist unleugbar, das französische Drama ist in seiner innersten Eigenthümlichkeit Hofdrama, das Drama der Etikette. Wie im Zeitalter Ludwig's XIV. selbst die landschaftliche Natur sich nicht in voller Freiheit und Fülle entfalten darf, sondern sich dienstwillig bescheiden muß, durch breite und glatte Wege, durch steife grüne Baumwände, durch winkelrecht abgemessene Ecken und durch schattige Lauben und Grotten einen großen und luftigen Salon darzustellen, in dem die Majestät des großen Herrschers

sich behaglich niederläßt oder in langsam feierlichem Schritt würdevoll auf und ab wandelt, so können auch in der Tragödie nur Götter, Könige und Feldherren auftreten; das Vorrecht, ein tragischer Held zu sein, ist an die strengste Etikette der Hoffähigkeit gebunden; und diese Helden dürfen nicht sprechen und handeln, wie die stürmende Leidenschaft es ihnen gebietet; ihre Pflicht ist, stets eingedenk zu sein, daß die »Königliche Majestät« bei ihrem Sprechen und Handeln anwesend ist; nicht blos ihre Tracht, die Allongeperrücken, Galanteriedegen, Reifröcke und Fächer, sondern ebensosehr die sorgsam überwachten Regungen ihres Herzens gehören vor den Richterstuhl des Ceremonienmeisters. Und diese höfische Feinheit und Steifheit verlangte Karl II. auch von der englischen Tragödie. Dryden sagt in der Vorrede seines »Indischen Kaisers« ausdrücklich, daß die beifällige Aufnahme, die dieses französirende heroische Drama auf der englischen Bühne gefunden habe, wesentlich als die Folge jener huldreichen Billigung und Bevorzugung zu betrachten sei, deren es sich am Hofe erfreue.

Und doch waren auf der anderen Seite auch die Nachwirkungen des altenglischen Drama noch immer sehr mächtig. Das freilich stand von vornherein fest, daß, wie Dryden in dem kritischen Epilog zu seiner »Eroberung von Granada« sich ausdrückt, ein so feines und gebildetes Zeitalter, das das Vorbild eines so galanten Königs und eines so prächtigen und geistreichen Hofes hatte, die rohe Derbheit der alten englischen Tragiker nicht mehr ganz unbedingt bewundern und in sich aufnehmen konnte; denn — heißt es dort — wer die Zeit von Shakespeare und Jonson das goldne Zeitalter der englischen Dichtung zu nennen wage, der habe nur insofern Recht, als die Zuschauer von damals mit Eicheln zufrieden waren, weil sie das Brot noch nicht kannten. Aber nach einigen Veränderungen und vermeintlichen Verbesserungen wurden die Stücke von Shakespeare, Fletcher, Massinger und Jonson doch nach wie vor mit dem glänzendsten Erfolg

aufgeführt. Ja Shakespeare, obgleich in den Bühnenvorstellungen gegen seine jüngeren Zeitgenossen vielfach zurückgesetzt, galt unter den Gebildeten noch immer als ein gar nicht genug anzuerkennendes Muster der tragischen Dichtung. Es ist irrig, wenn man gewöhnlich annimmt, schon in diesen ersten Jahren der Restaurationszeit habe man sich um Shakespeare wenig gekümmert. Erst einige Jahrzehnte später trat dieser gänzliche Bruch mit der großen Vergangenheit ein.

In diesem rastlosen Hin- und Herschwanken zwischen der durch die Zeitstimmung herbeigeführten Vorliebe für die französische Tragik und der angestammten Anhänglichkeit und Erinnerung an die volksthümliche Ueberlieferung, liegt einzig und allein der Schlüssel für den Entwickelungsgang der neuen englischen Dramatik. Den Meisten schwebte eine höhere Einheit und Versöhnung des englischen und französischen Geschmacks vor Augen; es schien so leicht, auf diese Weise eine Tragik zu erreichen, die durchaus volksthümlich englisch sei und dabei doch dem Geiste der neuen Zeit, der sich in der französischen Tragödie ausgeprägt hatte, vollkommen angemessen. Die Tragödie der Restaurationszeit ist das Suchen nach der Möglichkeit einer solchen höheren Einheit. Die Versuche, die nach diesem Ziel strebten, sind freilich nur sehr dürftig und äußerlich. Sie litten an einem unüberwindbaren Widerspruch, sie wollten das seiner innersten Natur nach Unvereinbare vereinen. Deshalb siegte auch die französische Tragödie zuletzt vollständig. Diese war äußerlicher und handwerksmäßiger. Sie war daher eichter nachzuahmen.

Den lehrreichsten Einblick in diese merkwürdige Gährung der französischen und altenglischen Einflüsse giebt uns auch hier wieder John Dryden in seinem berühmten Essay of dramatic poesy, den er im Jahre 1667 schrieb. Diese Abhandlung ist eine der wunderlichsten Schriften, die die gesammte dramaturgische Literatur aufzuweisen hat; sie ist so unklar und widerspruchsvoll, wie

die Zeit selbst, über die sie Rechenschaft ablegt. Dryden tadelt hier mit einer bei ihm sonst sehr seltenen Offenheit alle Diejenigen bitter, die, wie es am Hofe Karl's guter Ton war, die französische Tragödie unbedingt der englischen vorziehen. Mit durchdringender, oft an Lessing erinnernder Schärfe hebt er in der französischen Tragödie die ermüdende Kahlheit der Verwicklung und die weder durch die Natur der Sache noch durch das Beispiel der Alten gerechtfertigte Willkürlichkeit der sogenannten drei Einheiten hervor. Zugleich preist er mit der überraschendsten Begeisterung den Reichthum und die Naturwahrheit der alten englischen Tragik, namentlich Shakespeare's. »Shakespeare,« sagt er, »hatte unter allen alten und neueren Dichtern den weitesten und tiefsten Geist; alle Bilder der Natur und des Lebens waren ihm jederzeit gegenwärtig; was er darstellt, das sieht man nicht nur, man fühlt es; diejenigen, die ihm Gelehrsamkeit absprechen, sagen von ihm nur ein um so größeres Lob aus, er war von Natur gelehrt, er kannte die Welt nicht aus Büchern, sondern durch seine eigenen Augen; er ist sich nicht überall gleich; er ist zuweilen platt und albern, sein Witz wird oft schmutzig, seine Erhabenheit schwülstig; aber er ist immer groß, wenn der Gegenstand es fordert, er überragt alle anderen Dichter, wie die Cypressen niedriges Strauchwerk.« Und trotz dieser frischen Begeisterung für Shakespeare, die er auch in dem Prolog zu seiner Umarbeitung von Troilus und Cressida bekennt, begeht er dennoch in derselben Abhandlung sogleich wieder die Abgeschmacktheit, daß er behauptet, die wahre tragische Würde sei, wie dies die französische Tragödie zeige, allerdings einzig in gereimten Versen erreichbar. Und so wird denn zuletzt der Schluß gezogen, Shakespeare'scher Geist in französischer Form, — — das sei die Aufgabe. —

Wie seltsam aber müssen Kunstwerke aussehen, die sich auf so seltsame Grundsätze stützen! — Ludwig Tieck sagt mit Recht

einmal: »Nichts stört den Kunstsinn so sehr als die Gewohnheit, aus zu früh erschaffenen philosophischen Principien die Schöpfungen der Kunst erkennen zu wollen. Der Geist verliert die Fähigkeit, die Werke in Rührung und Erschütterung sich anzueignen und auf ähnliche Weise wie der Dichter oder Künstler sie zu erleben.« Diese Zeit konnte weder mit Shakespeare noch mit Corneille in wirklichen Wetteifer treten; denn sie hatte weder für den einen noch für den anderen das volle Verständniß.

2.

Dryden.

Ueber die geschichtlichen Anfänge des neuen englischen Drama sind wir sehr ausführlich unterrichtet. Dryden, der ein mehr kritischer als wirklich dichterischer Kopf war, liebte es, von Zeit zu Zeit über den Gang seiner dichterischen Bestrebungen öffentlich Bericht zu erstatten. So schrieb er denn auch, nachdem er bereits mehrere Tragödien zur Darstellung gebracht hatte, im Jahre 1669 — 1670 einen solchen kritischen Rückblick, der uns unter dem Titel »Essay upon heroic plays« vorliegt. In dieser Abhandlung erzählt Dryden genau, nicht blos was er selbst, sondern auch, was seine nächsten Vorgänger erstrebten und leisteten.

Die erste Tragödie der Restaurationszeit war von Sir William Davenant. Dieser führte nach der Rückkehr des Königs die »Belagerung von Rhodus« wieder auf, die bereits unter der Herrschaft der Puritaner als recitativisches Singspiel ihre Zugkraft bewährt hatte. Diesmal aber war das Melodrama zum wirklichen Drama geworden. Es hatte einen sehr bedeutenden Erfolg, denn es war das erste englische Stück dieser Art. Dies reizte zur Nachahmung. Eduard Howard, Robert Howard, Stapleton

und Andere folgten sogleich diesem lockenden Beispiel. Und so entstand rasch eine Anzahl von Stücken, die man heroic plays, Heldentragödien, nannte. Da sie von ihrem ersten melodramatischen Anfang an die französische Tragödie zu ihrem Muster genommen hatten, so waren sie fast alle in Reimen geschrieben. Und die Dichter legten auf diese Reime großen Werth; sie hielten die pathetische Declamation für erhaben, und glaubten sich berechtigt, auf die reimlosen Verse der alten englischen Tragiker vornehm herabsehen zu dürfen.

Nun trat Dryden als Dramatiker auf. Er war mit der »Belagerung von Rhodus« und der aus diesem Stücke hervorgegangenen Richtung durchaus nicht zufrieden; er tadelte die schwunglose Einförmigkeit der Handlung und der Charakteristik. Er nahm sich daher vor, sich zwar an diese Anfänge anzuschließen, aber sie fortzubilden und voller auszugestalten. Es klingt unglaublich, was für einfache Hebel er zu diesem löblichen Zweck in Bewegung setzte. Sein Blick fiel, wie er sagt, zufällig auf die ersten Verse des Ariost. Dort heißt es, ein heroisches Epos solle singen von edlen Frauen, Rittern und Waffen, von Minne, Minnedienst und großen Thaten. Daraus folgerte Dryden: also müsse auch eine heroische Tragödie, die ja nur eine abgekürzte Nachahmung der heroischen Epopöe sei, nothwendig von Liebe und Heldenthum handeln. Und zwar, fügt er hinzu, müsse die Darstellung dieser Liebe und Ritterlichkeit möglichst lebendig und abenteuerlich sein. Zu diesem Behuf empfiehlt er den Reim, der die Sprache erhabener mache, und viel Geistererscheinungen und Schlachtenlärm; denn durch diese romantischen Ausschmückungen unterscheide sich der Dichter von dem Geschichtsschreiber, der streng an die trockene Wahrheit gebunden sei.

In diesem Sinne schrieb Dryden in den Jahren 1663 — 70 in schneller Folge mehrere Stücke: »The Indian Queen, die indische Königin«, »The Indian Emperor, der indische Kaiser«,

Tyrannick love or the royal martyr, tyrannische Liebe oder die königliche Märtyrin,« und »The Conquest of Granada, die Eroberung von Granada«. Die »indische Königin« verfaßte Dryden gemeinsam mit Robert Howard; die übrigen Dramen aber rühren von ihm allein her.

Niemand wird hier große Erwartungen hegen; aber auch die billigsten werden enttäuscht. Von Motivirung, von Charakterzeichnung, von wirklich dramatischer Handlung ist nirgends auch nur der leiseste Anklang. Ueberall marschiren nur Helden auf, die an unglücklicher Liebe leiden und durch diese unglückliche Liebe und allerlei andere unvorhergesehene gräßliche Schicksalsschläge zuletzt ihren Tod finden.

Ein Beispiel. Der Inhalt der »indischen Königin« ist folgender: Montezuma, der mächtige Feldherr, liebt Horazia, die Tochter des Königs. Er bittet den König um deren Hand; sie wird ihm verweigert, denn er ist nicht von königlichem Blut. Jetzt geht Montezuma aus Rache zum Feinde über; er erkämpft dem Feind einen großen Sieg; der König und seine Tochter Horazia werden gefangen. Die feindliche Königin hat sich sogleich beim ersten Anblick in Montezuma verliebt; sie will daher Horazia tödten, denn sie fühlt, daß diese ihrer Liebe gefährlich ist. Da ereignet sich ein unerwartetes Unglück. Als der Sohn der Königin die Mordpläne gegen Horazia wahrnimmt, tödtet sich dieser; auch er hatte ein empfängliches Herz und verliebte sich in Horazia. Inzwischen entsteht — man sieht nicht, aus welchem Grunde — im Reiche ein Aufstand. Dadurch wird die beabsichtigte Tödtung Horazia's verschoben. Der Aufstand siegt. Montezuma wird zum König ausgerufen. Die Königin tödtet sich. Montezuma heirathet Horazia; denn er ist nicht nur König, sondern es erweist sich hinterdrein auch, daß er von Königen abstammt. Dazu viel Geistererscheinungen als himmlische Schicksalsmächte, und in den Kriegen und Aufständen viel Trommeln und Trompeten.

Ganz in demselben Ton sind »der indische Kaiser« und »die Eroberung von Granada«. Jenes stellt die Eroberung Mexikos durch Cortez dar, dieses die Vertreibung der Mauren aus Spanien. Auch hier läuft Alles nur auf zahlreiche Liebesgeschichten zwischen den feindlichen Parteien hinaus und auf das pomphafte Erscheinen und Verschwinden guter und böser Geister. Verhältnißmäßig am besten ist die »tyrannische Liebe oder die königliche Märtyrin«. Dies ist die Geschichte der aus königlichem Blut stammenden heiligen Katharina. Der Kaiser Maximin läßt sie tödten, weil sie seine Hand ausschlägt. Die mannichfachsten Liebesintriguen durchkreuzen sich; Engel steigen auf und nieder, der Heiligen willig zu dienen. Die Reden und Gesänge jedoch, die die Herrlichkeit des Christenthums preisen, sind oft wirklich erhaben.

Zu dieser Ungeheuerlichkeit der Handlung kommt in diesen Stücken noch ein sehr abstoßendes Versmaß. Es sind zehnsilbige gereimte Verse, die die Stelle der französischen Alexandriner vertreten. Es fehlt ihnen aber der Wechsel der männlichen und weiblichen Reime; sie sind daher in ihrem paarweisen Aufschreiten ganz entsetzlich einförmig und ermüdend. Dabei ist freilich anzuerkennen, daß Dryden diese Verse mit bewunderungswürdiger Meisterschaft zu behandeln weiß. Er gestattet sich nie jene Freiheiten, die man sonst wohl dem dramatischen Verse zuzugestehen gewohnt ist. Mit jedem Verse schließt der Gedanke ab, und die Reime sind so fließend und wohllautend, daß es durchaus begreiflich ist, wenn, wie die Zeitgenossen einstimmig berichten, Betterton, der hervorragendste Schauspieler jener Zeit, mit der Declamation derselben Alle bezauberte und hinriß.

Dryden selbst war mit diesen Dramen, die den stolzen Namen der heroischen Tragödie führten, sehr zufrieden. Was dem unbefangenen Auge nur als ein leeres Spectakelstück der schlechtesten Sorte erscheint, das erschien dem Dichter als die

geforderte Ausgleichung und Versöhnung der französischen und altenglischen Tragik. Mit den gereimten Versen und den heroischen Stoffen meinte er Corneille, mit den Geistererscheinungen und dem Schlachtentrubel Shakespeare befriedigt zu haben. In der bereits angeführten Abhandlung über die heroische Tragödie spricht er ausdrücklich die Ansicht aus, daß das Erhabene und Romantische Shakespeare's und Ben Jonson's vornehmlich in diesen Geister- und Schlachtenscenen zu suchen sei.

Die große Masse der Zuschauer, und nicht minder der Hof, war kindlich genug, diese Stücke mit dem lautesten Beifall aufzunehmen. Auge und Ohr berauschten sich am äußeren Pomp. Denn so dürftig und einfach Costüme, Decorationen und Maschinerien auch sein mochten, so waren sie doch für jene Menschen, die nur die ärmliche Schmucklosigkeit der alten englischen Bühne gekannt hatten, wahrhaft staunenerregend; der gute ehrliche Samuel Pepys, der in seinen Tagebüchern so treuherzig das Kleinleben seiner Zeit schildert, kommt immer und immer wieder darauf zurück, wie gar so glänzend jetzt die Bühnenvorstellungen seien und wie roh und barbarisch dagegen in früheren Zeiten.

Von Jahr zu Jahr stieg das Ansehen Dryden's. Dryden galt als einer der ersten Dramatiker, die jemals lebten. Und mit ihm erreichte die heroische Tragödie, deren Schöpfer und Meister er war, die unbedingteste Anerkennung. Es schien, als solle sie für alle Ewigkeit maßgebend bleiben.

Da kam ein ganz unerwartetes Zwischenereigniß, das eine entscheidende Wendung herbeiführte.

Gegen schriftstellerische Verirrungen ist noch immer die Satire, besonders die parodistische Komödie, die wirksamste Waffe gewesen. Eine solche parodistische Komödie griff auch hier ein. Es war »The Rehearsal, die Schauspielprobe«. Walter Scott erzählt in seinem Leben Dryden's (Edinburgh 1847, S. 25 ff.)

diesen Vorfall ausführlich. Der Verfasser dieser Parodie war der witzige Georg Villiers, Herzog von Buckingham; jedoch waren auch Butler, der Dichter des Hudibras, Sprat, später Bischof von Rochester, damals Buckingham's Kaplan, Martin Clifford und Andere dabei betheiligt. Buckingham, ein Meister der Persifflage, war vom Anfang an ein unerbittlicher Gegner dieser gereimten Spectakelstücke gewesen; er hatte aus seinen Freunden sogar einen förmlichen Club gebildet, der sich die Aufgabe stellte, alle diese Stücke bei ihrer ersten Aufführung auszutrommeln. Der Plan zu dieser satirischen Posse war daher schon sehr früh in ihm entstanden; der erste Entwurf, der in das Jahr 1664 fällt, war vorzüglich auf Davenant und Robert Howard gemünzt. Aber die Vollendung verschob sich damals, weil eine Feuersbrunst das Drurylanetheater zerstörte. Inzwischen war Davenant gestorben, Howard hatte sich völlig überlebt, Dryden's Ruhm und Ansehen dagegen hatte sich zum vollsten Glanze erhoben. Als daher das Theater wieder eröffnet wurde und um 1671 die »Schauspielprobe« wirklich zur Aufführung kam, da machte Buckingham vielmehr Dryden unter dem Namen Bayes zur Hauptfigur. Der Schauspieler Lacy spielte diese Rolle; er wurde von Buckingham selbst in der Carrikirung von Dryden's Stimme und äußerem Behaben unterwiesen; ja sogar die Kleidung wurde Dryden's gewöhnlicher Tracht aufs Genaueste nachgebildet. Die geistreiche Posse, die man noch heutzutage mit Ergötzen liest, obgleich die persönlichen Beziehungen längst verblaßt sind, brachte unter der Form einer Theaterprobe die Helden aller Dryden'schen Stücke, der Lustspiele sowohl wie der Trauerspiele, zur Darstellung und zog diese Charaktere und das ganze lose Geflecht ihrer Handlung, ihren Schlachtentrubel, ihre Festzüge, die Geistererscheinungen, die jähen und gewaltsamen Schicksalsveränderungen, ihre spitzfindigen Ehren- und Liebeshändel, und alle Eigenheiten von Dryden's wohlklingender, aber meist entsetzlich schwülstiger Reim-

kunst so rückhaltslos und so köstlich burlesk ins Lächerliche, daß der stürmischste Beifall diesen kecken Angriff lohnte und der Erfolg über alle Erwartung durchgreifend war.

Dryden benahm sich in dieser Sache sehr klug; er leugnete nicht, daß er diese Verspottung für ungerecht halte, lobte aber die künstlerische Form und den sprudelnden Humor derselben. Die gereimte heroische Tragödie aber war für immer verloren. Man spielte sie zwar dann und wann noch, die Zuschauer erfreuten sich wohl auch noch an einzelnen schönen Versen; aber die alte Anziehungskraft war vorüber. Täglich kamen neue Angriffe; immer heftiger und heftiger. Der Schlag war tödtlich gewesen.

Es galt, einen neuen Weg einzuschlagen. Und es ist bewunderungswürdig, daß gerade Dryden selbst wieder der Erste war, der unverdrossen nach einem solchen suchte. Bekennt uns auch Dryden in einer seiner Vorreden unumwunden, daß ihn hauptsächlich nur die Noth des Lebens und der Wunsch nach einem reicheren Einkommen an die Bühne banne, so gebührt ihm doch nichtsdestoweniger der Ruhm, daß er sich thatkräftig von seiner Niederlage erholte. Einige seiner späteren Tragödien sind, mit billiger Rücksicht auf die Lage der Zeit beurtheilt, recht tüchtige Leistungen.

Nachdem sich Dryden eine Zeitlang fast ausschließlich dem Lustspiel zugewendet hatte, erschien 1675 von ihm wieder eine neue Tragödie. Sie führt den Titel »Aureng-Zebe«. Die Fabel ist folgende: »Wir sind am indischen Hofe von Agra. Dort lebt die Königin Indamora als Kriegsgefangene. Sie ist so schön, daß alle Welt in heftigster Liebe zu ihr entbrennt. Zuerst Aureng-Zebe, der Lieblingssohn des Kaisers; Indamora erwidert diese Liebe, darauf aber verliebt sich auch der Kaiser selbst in sie; er wird eifersüchtig auf seinen Sohn, und verstößt ihn. Er will mit Indamora in stiller Zurückgezogenheit leben und übergiebt daher seinen Thron seinem zweiten Sohn Morat. Jetzt aber

wird auch Morat von derselben Liebe ergriffen. Er mißhandelt seinen Vater und trachtet seinem Bruder als seinem gefährlichsten Nebenbuhler nach dem Leben. Da zettelt seine eigene Mutter Nurmahal, die ihren Stiefsohn Aureng-Zebe mit einer Leidenschaft liebt, in der Racine's Phädra zur Carricatur verzerrt ist, eine Verschwörung an, um Aureng-Zebe zu retten. Diese gelingt. Aureng-Zebe wird zum Kaiser ausgerufen. Morat stirbt plötzlich; wahrscheinlich aus Gram. Der alte Kaiser tritt Indamora an Aureng-Zebe ab. Nurmahal, in ihren Erwartungen getäuscht, vergiftet sich.

Es bedarf keiner Erörterung, daß wir hier fast noch ganz auf dem alten Boden stehen. Aber es sind bereits die Spuren der veränderten Richtung sichtbar. Nicht nur, daß die Geistererscheinungen nicht mehr ihren Spuk treiben, es regt sich auch überall das Bestreben, die Charaktere und Situationen auf innere Triebfedern zurückzuführen; der Gang der Handlung ist einfacher und gemessener, im französischen Sinne regelrechter. Und was das Seltsamste ist, zu einer Tragödie, die noch durch und durch gereimt ist, schreibt der Dichter einen Prolog, der dem Reime für immer Valet sagt; denn die Leidenschaften, heißt es, lassen sich nicht in solch willkürliche Fesseln zwängen. Offenbar hatten sich ihm erst während der Ausarbeitung seines Stückes festere Gesichtspunkte herausgebildet.

Von jetzt an aber ist die neue Richtung, die er einschlagen will, in ihm völlig entschieden. Er hat die gereimten Verse als undramatisch aufgegeben, und sich in dieser Beziehung also von den französischen Mustern entfernt. In allem Uebrigen aber trägt der französische Stil in ihm den Sieg davon. Die letzten Tragödien Dryden's sind weit französischer als seine früheren.

Und wie kam Dryden zu diesem überraschenden Ergebniß? Auch hier bietet uns wieder Dryden selbst die genügendste Auskunft. Es geschieht dies in einer sehr schönen Abhandlung »über

die Theorie der Tragödie« oder, wie der Titel eigentlich lautet, »On the Grounds of Criticism in Tragedy«, die er seiner Bearbeitung von Shakespeare's Troilus und Cressida beigab. Wie unendlich verschieden ist der Standpunkt dieser Abhandlung von dem Standpunkte seiner früheren Abhandlungen über die Dramatic poesy und über die Heroic plays! —

Hier hat Dryden seine früheren Ansichten geradezu auf den Kopf gestellt. Früher hatte er die Unregelmäßigkeit und den rastlosen Scenenwechsel der alten englischen Bühne gepriesen; jetzt dagegen geht er vielmehr von dem Aristotelischen Begriff der in sich einheitsvollen und scharf abgeschlossenen Handlung aus, und läßt daher mit vollem Recht die Dramen Shakespeare's aus der englischen Geschichte nur als dramatisirte Chroniken, nicht als eigentliche Tragödien gelten. Früher bezeichnete er es als das unterscheidende Merkmal des Dichters und als das eigentlich Romantische in ihm, daß er das Natürliche mit der Größe des Wunderbaren ausschmücken müsse; jetzt dagegen trachtet er in der Nachahmung Shakespeare's gerade umgekehrt vor Allem nach der Lebendigkeit und Naturwahrheit der Charaktere, und schreitet eben nur deshalb zur Reimlosigkeit des Verses, ja sogar zur Einschaltung einzelner in Prosa geschriebener Scenen fort, weil er den durchgängig gereimten Vers als mit dieser Naturwahrheit unvereinbar betrachtet. Kurz, früher war die Parole Reim und Phantastik gewesen, jetzt ist sie: naturwirkliche Lebendigkeit der Charakteristik und deshalb kein Reim, dafür aber ein regelmäßiger und einfach ruhiger Gang der Handlung, zu dem, wie Dryden mit feiner Beobachtung beifügt, ja auch schon Ben Jonson hingedrängt habe.

Wer möchte die Richtigkeit dieser Erwägungen in Abrede stellen? Dryden aber war nicht der Mann dazu, sie zur dichterischen That zu verwirklichen. Während er in seiner kritischen Einsicht jetzt der Erkenntniß und Würdigung Shakespeare's näher

stand als jemals, verfiel er in seiner Dichtung doch nur um so entschiedener der ausschließlichen Obergewalt der französischen Tragik. Für das warme pulsirende Leben der Shakespeare'schen Gestalten reichte seine Kraft nicht aus; sie war nur stark genug für die Handhabung des tragischen Mechanismus, der bei den Franzosen offen vor Augen lag.

Nach einer Frist von drei Jahren folgte 1678 eine nach den neuen Grundsätzen unternommene Bearbeitung von Shakespeare's Antonius und Cleopatra. Sie heißt »All for Love, Alles für die Liebe«. Gegen das Meisterwerk Shakespeare's ist sie eine entsetzliche Verflachung; gegen Dryden's frühere Stücke aber ein sehr bedeutender Fortschritt; wir haben eine wirkliche Tragödie, das alte leere Spectakelwesen ist für immer überwunden. Im Jahre 1678 — 1679 folgte der mit Nathan Lee gemeinschaftlich gearbeitete »Oedipus«, ebenfalls ganz im Tone der französischen Tragödie gehalten; und kurz darauf »Troilus und Cressida«, und 1682 »der Herzog von Guise«. Jetzt trat langes Stillschweigen ein, veranlaßt durch Dryden's Uebertritt zum Katholicismus und die damit verbundene satirisch propagandistische Thätigkeit. Im Jahre 1690 aber erschien »Dom Sebastian«, unstreitig Dryden's beste Tragödie, obgleich sie einen häßlichen Stoff, eine Ehe zwischen Bruder und Schwester, behandelt. Jedoch fiel Dryden sehr bald wieder von dieser Höhe eines tief angelegten tragischen Gegensatzes herab. Sein »Cleomenes«, den er im Jahre 1692 schrieb, ist kalt und gespreizt und fand daher auch auf der Bühne nur eine sehr kalte Aufnahme. Nun versuchte er es noch einmal mit einer sogenannten Tragikomödie, »Love triumphant, siegreiche Liebe«. Auch diese blieb ohne Erfolg. Ermüdet und verstimmt zog sich jetzt Dryden für immer von der Bühne zurück.

Und hier scheiden auch wir von Dryden. Es ist gewiß, die Nachwelt kann ihn nicht unter die Reihe der großen Dramatiker zählen; Dryden hat auf der Bühne fast niemals einen so durch-

schlagenden Erfolg errungen, wie er seinen jüngeren Mitstreitern oft mit weit leichterer Anstrengung zu Theil ward. Doch ist die Einwirkung Dryden's auf die Entwicklung der englischen Dramatik äußerst bedeutsam. Die den französischen Vorbildern nachgebildete Haltung ist und bleibt für lange Dauer bestimmend. Allerdings gleicht die englische Tragödie, an diese knappe Regelmäßigkeit gewiesen, nicht selten jenem plumpen Bären, der auf dem Seile zu tanzen gezwungen wird, und Voltaire läßt sich daher auch keine Gelegenheit entgehen, sie in seiner Abhandlung über die englische Tragödie (Gotha'sche Ausgabe Bd. 47) mit dem beißendsten Spott zu überschütten; aber die Wendung ist doch sehr tiefgreifend und Dryden ist, wie in Lyrik und Epos so auch in der Tragödie, der Begründer dieses entschieden französirenden Stiles.

3.

Lee und Otway.

Es wäre eine sehr leichte Mühe, eine beträchtliche Anzahl von Namen zu nennen, die für den täglichen Bühnenbedarf sorgten. Aber diese Vollständigkeit wäre ebenso langweilig als nutzlos. Wir halten uns nur an die Hervorragendsten. Dies sind Nathanael Lee und Otway. Vielleicht verdiente als Dritter neben ihnen eine besondere Erwähnung noch John Banks, von dessen »Graf Essex« Lessing in der Hamburger Dramaturgie eine sehr eingehende Besprechung gegeben hat.

Nathanael Lee war 1657 geboren. Er studirte in Cambridge, wurde sodann Schauspieler, verließ die Bühne, vermuthlich weil es ihm am Talent der Darstellung fehlte, und wendete sich nun zur dramatischen Dichtung. Er wurde durch Ueberreizung seiner Phan=

tasie wahnsinnig, wurde nach Bedlam gebracht, aus diesem aber bald wieder entlassen. Kurze Zeit nach seiner Genesung fand er jedoch, noch nicht fünf und dreißig Jahre alt, 1693 seinen Tod; wie man sagt, bei einem nächtlichen Straßenauflauf.

Lee erinnert vielfach an Grabbe; er war unbedingt die bedeutendste dramatische Kraft seiner Zeit; aber es gelang ihm nicht, sich zu innerer Maßbeschränkung wirklicher Kunstschönheit zu klären. Lee war zuerst sehr eng mit Dryden verbunden; im Jahre 1678 schrieb er mit diesem gemeinsam den »Oedipus«, ebenso 1683 den »Herzog von Guise«. Aber das Vorbild, das ihm am meisten vorschwebte, war Shakespeare; oder vielmehr er bestrebte sich, wie er in der Widmungsvorrede zu seinem »Mithridat« sagt, Shakespeare mit Fletcher zu verbinden; von jenem wollte er sich die Majestät und Größe, von diesem die Anmuth und Zartheit eigen machen. Dies Streben erklärt sowohl den Inhalt wie die Form seiner Dichtung. Die Stoffe entlehnte er meist der Geschichte, besonders der alten. Er schrieb einen »Theodosius oder die Gewalt der Liebe«, einen »Lucius Brutus«, einen »Mithridates«, einen »Constantin den Großen«, »Sophonisbe oder Hannibal's Sturz«, »Nero«, »Gloriana oder der Hof des Augustus Cäsar«, »die eifersüchtigen Königinnen oder der Tod Alexander's des Macedoniers«, »Cesaro Borgia«, »die Bluthochzeit zu Paris«, und »die Prinzessin von Cleve«. In allen diesen Stücken ist ein tiefer tragischer Gegensatz und eine für diese trostlose Zeit wahrhaft überraschende Erhabenheit und Innigkeit der Empfindung; namentlich herrscht in seinem »Theodosius« ein Schwung und doch zugleich eine Zartheit, die es als ein Unrecht erscheinen lassen, wenn man jetzt dieses vortreffliche Drama völlig vergessen hat. Aber in der äußeren Haltung der Composition konnte auch Lee nicht über Dryden's anfängliches Schwanken zwischen den französischen und altenglischen Einwirkungen hinüberkommen; oft genug fällt er sogar wieder in das Spectakelunwesen der sogenannten

heroischen Tragödie zurück. Sein Drang nach dem Erhabenen, der zuweilen in das Schwülstige und Geschmacklose ausartete, ließ ihn Gefallen finden an Geistererscheinungen, recitativischen Gesängen und pomphaftem Scenenwechsel, und seine Neigung zum Sanften und Weichen zog ihn zum Verse und Reime hin; ja die Lust am Reime wurzelte so tief in ihm, daß, als schon längst der Reim in öffentlichem Bann war und er selbst schon mehrere reimlose Tragödien geschrieben hatte, er dennoch in einigen seiner späteren Stücke, in der »Sophonisbe« und in der »Gloriana« wieder zum Reim zurückkehrte. Lee ist jetzt völlig von der Bühne verschwunden; offenbar sind seine Absonderlichkeiten der Grund dieser Ungunst. Aber er verdient es, daß ihm wenigstens die Literaturgeschichte ein bleibendes Denkmal sichert.

In dieser Hinsicht ist Otway glücklicher gestellt. Er ist ein weit geringeres Talent als Lee; aber einige seiner Stücke bewähren noch heut ihre dramatische Wirkung. Diesen Vortheil dankt er seiner strengeren Folgerichtigkeit. Er machte allem rastlosen Hin und Her des schwankenden Kunstgeschmacks ein Ende. Er brach mit allen altenglischen Ueberlieferungen durchaus, und schloß sich ohne alle Bedingung und Einschränkung der französischen Tragik an. Dryden ist der Begründer, Otway der Meister dieser Richtung.

Thomas Otway wurde 1651 zu Trotten in der Grafschaft Sussex geboren. Seine äußeren Schicksale sind den Schicksalen Lee's sehr ähnlich. Er ging 1669 auf die Universität Oxford; bald darauf aber wurde er Schauspieler. Auch er machte als solcher kein Glück. So legte er sich denn auf die dramatische Dichtung. Seine erste Tragödie war ein »Alcibiades« aus dem Jahre 1673. Auf diesen folgte 1676 »Don Carlos«, noch in gereimten Versen geschrieben. Dies Stück wurde sogleich als eine der besten heroischen Tragödien anerkannt und begründete ihm einen festen Namen. Im Jahre 1677 bearbeitete er Racine's Berenice. Darauf erhielt er durch die Gunst des Hofes eine

Cornetstelle in einem Dragonerregiment, das nach Flandern ging, wurde aber dort sehr bald wegen der zügellosesten Liederlichkeit verabschiedet. Nach England zurückgekehrt, lebte er in den dürftigsten Umständen. Seine beiden berühmtesten Tragödien, die er jetzt schrieb, »The Orphan, die Waise«, aus dem Jahre 1680 und »Venice preserved, das gerettete Venedig«, aus dem Jahre 1682 brachten ihm allerdings reichliche Einnahme; aber er vergeudete sie augenblicklich wieder durch verschwenderischen Leichtsinn. Am 14. April 1685 starb er in der bittersten Armuth zu Towerhill, einem abgelegenen Stadttheile Londons. Es geht die Sage, daß er in der Verzweiflung in einem Kaffeehause einen Mann, den er wenig kannte, um einen Schilling anging und als er von diesem unerwartet sogleich eine Guinee erhielt, mit diesem Gelde nach einem Bäckerladen eilte, dort ein Stück Brot heißhungrig verschluckte und an diesem erstickte.

Außer den bereits genannten Stücken schrieb Otway 1681 noch ein Trauerspiel »Cajus Marius«, in das er die ganze Geschichte von Shakespeare's Romeo und Julia als Episode einschob. Es erlangte jedoch keinen Erfolg. Ebenso sind zwei oder drei Lustspiele, die Otway schrieb, völlig verschollen.

Der Ruhm, mit dem Otway's Name gewöhnlich in der englischen Literaturgeschichte genannt wird, erfordert, daß wir wenigstens auf seine beiden besten Tragödien näher eingehen. Sie sind undichterisch durch und durch, aber sehr bühnengerecht.

Zunächst »die Waise«. Zwei Brüder Castalio und Polydor lieben ein Mädchen, das gemeinsam mit ihnen erzogen wurde, Monimia. Castalio verheirathet sich heimlich mit ihr und verabredet mit ihr ein Zeichen, auf welches sie ihm in der Nacht Einlaß in ihr Gemach gestatten soll. Das Gemach soll dabei ganz dunkel sein und Keiner der Liebenden soll ein Wort sprechen, damit Niemand von dieser heimlichen Ehe Verdacht schöpfe. Polydor hat diese Verabredung belauscht. Er weiß nichts von der

vollzogenen Heirath; er glaubt sich daher in vollem Rechte, wenn er von jenem verabredeten Zeichen Gebrauch macht und statt des Bruders er selber zu Monimia schleicht. Es geschieht. Der folgende Tag klärt das Mißverständniß auf. Castalio ersticht seinen Bruder Polydor; Monimia vergiftet sich; Castalio tödtet sich ebenfalls.

Sodann »das gerettete Venedig«. Der Stoff dieser Tragödie ist St. Real's Geschichte der Verschwörung des Marquis von Badamar entnommen; einzelne Reden sind sogar wörtlich daraus übersetzt. Die Handlung ist folgende: In Venedig bereitet sich eine Verschwörung gegen den Senat vor. Jaffier ist von seinem Schwiegervater, einem Senator, dessen Tochter er ohne seine Einwilligung geheirathet hat, hart behandelt worden; er tritt daher der Verschwörung aus Rache bei. Aber seine Frau entlockt ihm das Geheimniß; ja sie verleitet ihn sogar, da einer der Mitverschworenen ihr Gewalt anthun wollte, dem Senat die Verschwörung zu verrathen. Die Verschworenen werden hingerichtet. Nun empfindet Jaffier Reue und tödtet sich. Und auch die Frau stirbt aus Gram über den von ihr veranlaßten Tod ihres Mannes. In den Armen ihres Vaters giebt sie ihren Geist auf.

Man sieht, dichterisch ist der Werth dieser Tragödien sehr gering. Von wie verletzender Unschönheit ist jene verbrecherische Brautnacht, die das Grundmotiv der »Waise« bildet! Dazu kommt, daß die ganze Verwicklung auf einem reinen plumpen Mißverständniß ruht; jener Zuschauer, der, wie die Biographia Dramatica erzählt, bei der ersten Aufführung witzig sagte: »O was für ein entsetzliches Unheil hätte doch ein kleines Nachtlicht verhindert!« sprach in der That das schlagendste Vernichtungsurtheil. Und »das gerettete Venedig« wäre bei der charakterlosen Schwächlichkeit des Hauptthelden vollends ganz und gar unerträglich, wenn nicht Pietro, einer der Mitverschworenen, festen Kern hätte und in einzelnen Zügen sogar erschütternd wirkte. Aber trotz alledem ist der Ruhm, den Otway zu seiner Zeit hatte, ein durch-

aus gerechter. Mit Dryden verglichen, steigt für Otway die Wagschale gewaltig. Es ist wirklich tragischer Kampf, rascher Fortschritt der Handlung, Wahrscheinlichkeit und, im Großen und Ganzen genommen, sogar innere Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit der Charaktere und Situationen in ihm. Geistererscheinungen und der unnöthige Pomp und Wechsel der Scenen sind bis auf den letzten Rest verschwunden.

Grade diese zunehmende innere Wahrheit aber war es, die auch Otway in seinen späteren Stücken immer mehr und mehr der zwar reimlosen, aber doch entschieden französirenden Tragik zuführte. Der Gang dieser Tragik ist zwar steif und schwerfällig, aber er ist doch nach festen Gesetzen und Rücksichten geregelt. Wir wissen zu wenig von der künstlerischen Entwicklungsgeschichte Otway's, um genau bestimmen zu können, in wie weit er durch sich selbst zu diesem Stil kam oder in wie weit der Vorgang Dryden's dabei auf ihn einwirkte. Jedenfalls war die Hinneigung des Zeitalters für diese Art der Tragik eine sehr allgemeine. Wir haben eine 1678 geschriebene Abhandlung von Thomas Rymer über die Tragödien der jüngsten Zeit (the Tragedies of the last Age), die ebenfalls sehr eindringlich die strengste Festhaltung der sogenannten Aristotelischen Einheiten den Dichtern ans Herz legt.

Von jetzt an war die Alleinherrschaft der französischen Tragik gesichert. Hatten Dryden und Lee noch mit höchster Hochachtung von Shakespeare als einem ewig unerreichbaren Muster gesprochen, so kam jetzt bald eine Zeit, in der, wie der Lustspieldichter Georg Farquhar in seiner Abhandlung über das Wesen der Komödie sagt, jeder junge Bursch, der ein griechisches Verbum zu decliniren wußte, über diesen größten Dramatiker vornehm absprechen zu müssen glaubte.

Wie wäre unter solchen Umständen bald eine Wiedergeburt der tief gesunkenen Kunst zu erwarten?

Drittes Capitel.

Die Komödie.

1.

Die Verwilderung des englischen Lustspiels.

Das englische Lustspiel, wie es sich nach der Wiederherstellung des Königthums entwickelte, steht zu dem gleichzeitigen Trauerspiel in einem höchst merkwürdigen Gegensatz. Die Geschichte der Tragik ist das unablässige Suchen und Ringen nach der rechten künstlerischen Form; das Lustspiel war durch die Gunst des Geschicks diesem lästigen Suchen enthoben. Zwischen dem altenglischen und zwischen dem französischen und spanischen Lustspiel hatte niemals eine so tiefgreifende Stilverschiedenheit stattgefunden wie in der Tragik; hier wurde also, selbst wenn, wie es oft der Fall war, jetzt die englischen Lustspieldichter ihre Stoffe aus Molière oder spanischen Dichtern entlehnten, die alte volksthümliche Ueberlieferung der Form nicht gewaltsam durchbrochen und aufgehoben. Das giebt dieser Dichtung von Hause aus mehr Frische und Ursprünglichkeit. Während die Tragik dieser Zeit gekünstelt und darum meist leer und kalt ist, ist in der Komik viel Witz, Scherz und ächte Lustigkeit, viel treffende Satire, Lebendigkeit der Charaktere und Situationen, ein glücklicher und geistreicher Dialog.

Und doch ist dies Lustspiel in vieler Hinsicht noch weit unerquicklicher als das Trauerspiel. Es ist von einer wahrhaft empörenden Frechheit und Liederlichkeit des Inhalts. Kein

Mensch, der nicht diese englischen Lustspieldichter der Restaurationszeit selbst gelesen hat, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie Zoten und Anstößigkeiten dieser Art jemals über die Bühne gehen konnten. Und was das Schlimmste ist, wir haben hier nicht die gesunde sinnliche Derbheit, die auch in Aristophanes und Shakespeare oft zu den dreistesten Wagnissen schreitet, sondern das prickelnde und beizende Raffinement herzloser Absichtlichkeit. »Der Gentleman, wie er sein soll,« sagt Addison einmal im Spectator (VI, Nro. 446), »ist nach den Darstellungen des englischen Lustspiels ein Mann, der mit den Frauen anderer Männer gewöhnlich auf sehr vertraulichem Fuß lebt, gegen seine eigene Frau aber völlig gleichgültig ist; und die Frauen, die wahrhaft feine Weltdamen sein wollen, sind ein Gemisch von geistreichem Witz und perfider Falschheit; jeder feine Mann ist ein Wüstling und jede feine Frau eine Kokette.« Und Macaulay sagt in seiner Abhandlung über das Lustspiel der Restaurationszeit ganz in demselben Sinn: »Es ist hier eben so wesentlich für die Bildung und gesellschaftliche Stellung eines Gentleman, daß er den Frauen seiner Freunde den Hof mache, als daß er französisch verstehe und einen Degen an seiner Seite trage; der Held betreibt seine Intriguen nicht aus Leidenschaft, sondern weil, wenn er es nicht thäte, er ein Sonderling, ein Citybursche, vielleicht ein Puritaner sein würde; alle angenehmen Eigenschaften werden stets dem Galan beigelegt, alle unangenehmen dem unglücklichen Gatten; der, der das Unrecht begeht, wird als reizend, gefühlvoll und geistreich, der, der es leidet, als ein Thor oder Tyrann oder als Beides geschildert.« Selbst Voltaire, der durch die freche Lüsternheit seiner eigenen Dichtungen so übel Berüchtigte, ist über die hier herrschende Verwilderung empört und bricht in einer besonderen Abhandlung (Gotha'sche Ausg. Bd. 47 S. 282 ff.) schonungslos den Stab über sie. Ist es erlaubt, hier von inneren Entwicklungskämpfen zu sprechen, so kommt in diesen die

künstlerische Form durchaus nicht in Frage, sondern Alles läuft nur darauf hinaus, ob die Ausgelassenheit des Witzes und des Humors wirklich an gewisse Gesetze und Forderungen des Anstands und der Sitte gebunden sei, oder ob es diese ganz und gar überspringen dürfe.

Es ist daher vor Allem nöthig, daß wir die Ursachen klar erkennen, aus denen diese beispiellose Frechheit des Lustspiels entsprungen ist. Nur indem wir in den Ursprung des Uebels eine klare Einsicht gewinnen, verstehen wir die innere Nothwendigkeit seines Verlaufes und die allmälige Wendung und Wandlung zum Besseren.

Das Lustspiel war der getreue Spiegel und Abdruck seiner Zeit. Es war nur darum so ganz entsetzlich ausschweifend und sittenlos, weil die ganze Zeit so ausschweifend und sittenlos war. Das England der Restauration ist von einer Verderbtheit und Liederlichkeit, daß man fast versucht sein möchte, das Frankreich unter Ludwig XIV. und der Regentschaft in Vergleich mit ihm beneidenswerth unschuldig zu nennen.

Karl II. und sein Hof gingen mit üblem Beispiel voran. Der König war über alle Maßen sinnlich und ausschweifend; die Engländer heißen ihn spöttisch the merry Monarch, den fröhlichen König. Als der Graf Shaftesbury eines Tages in das Zimmer des Königs trat, rief ihm dieser scherzend entgegen; »Siehe, da kommt der Liederlichste unter allen Unterthanen;« Shaftesbury verneigte sich tief und erwiderte: »Ja, Sire; unter den Unterthanen.« Diese Antwort mochte ungebührlich frei sein, aber, was schlimmer ist, sie war durchaus wahr. Pepys Tagebücher und die Hamilton'schen Denkwürdigkeiten des Grafen Grammont, die uns von dem Hofleben Karl's II. Bericht erstatten, geben Bilder und Schilderungen, die man der Uebertreibung bezüchtigen würde, wenn nicht auch alle übrigen Erzählungen der Zeitgenossen in dieser Hinsicht völlig übereinstimmend

lauteten. Der Hof war so glänzend und üppig, daß selbst Grammont, der doch an die Pracht des französischen Hoflagers gewöhnt war, durch die Feinheit und den Luxus des englischen überrascht ward. »Alles athmete,« sagt er, »nur Freude, Genuß und jene Pracht und Verfeinerung, wie sie nur die Neigungen eines zärtlichen und galanten Fürsten hervorrufen können. Die Schönheiten wollten bezaubern und die Männer bestrebten nur zu gefallen; Jeder aber machte seine Gaben geltend, so gut es anging; Einige zeichneten sich durch Anmuth im Tanz aus, Andere durch Aufwand der äußeren Erscheinung, noch Andere durch Geist, die Meisten durch verliebte Abenteuer, sehr Wenige durch Treue.« Macaulay, der in seiner englischen Geschichte sowohl wie in seinen kleineren Schriften wiederholt auf diese Unsittlichkeit zurückkommt, wählt die Ausdrücke derber. Er sagt: »Der König und alle seine Großen lebten nur in den leichtfertigen Intriguen der Hoffräulein, die entweder schon Maitressen waren oder doch die höchste Ehre und ihr ganzes Streben darein setzten, es so bald als möglich zu werden.«

Und wie der Hof, so war mit wenigen Ausnahmen das ganze Volk. Rascher Wechsel der Dynastien und der Verfassungsform ist für die Sittlichkeit eines Volks immer ein Unglück. Wir selbst konnten uns in unseren eigenen Tagen zur Genüge überzeugen, wie grade die hervorragendsten Feldherren und Staatsmänner sich nicht das mindeste Bedenken daraus machten, zuerst der französischen Revolution, dann Napoleon und zuletzt Ludwig XVIII. oder, um die allerneuesten Ereignisse zu erwähnen, zuerst den Bourbonen, dann dem Julikönigthum, dann der Republik und ebenso dem neuen Kaiserreiche mit gleichem Eifer und gleicher Treue ihre Dienste zu widmen. Sir Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury, der unter der Cromwell'schen Herrschaft bald Republikaner, bald Royalist ist, je nachdem die eine oder die andere Partei mehr Aussicht auf Erfolg hat, dann für die Zurückberu-

fung der Stuarts sehr thätig wirkt und als Minister scheinbar dem König dient, zugleich aber, sobald die Opposition im Parlament mächtiger wird, mit dieser in Verbindung tritt, sich sogar zu deren Führer macht und den Herzog von Monmouth zu offenem Aufstand aufreizt, übertrifft an geschmeidiger Wandelbarkeit selbst einen Talleyrand; und seine Freunde und Mitminister Buckingham und Lauderdale sind nicht minder gemein und ehrlos. Die große Masse natürlich ist immer der willenlose Spielball der jedesmal herrschenden Macht. Die Uebergänge und Schwankungen der religiösen und politischen Gesinnungen folgen sich so jäh und sind so durchweg nur in der erbärmlichsten Selbstsucht gegründet, daß alle Wahrheit und Festigkeit gänzlich zum Spott wird; es gewinnt, wer Glück hat. Es ist eine falsche, aber leider sehr verbreitete und in dieser Lage der Dinge sehr erklärliche Logik, wenn der Einzelne nicht allein der Narr und Märtyrer seines Gewissens sein will, während rings um ihn her alle sittlichen und rechtlichen Pflichten und Forderungen höhnend mit Füßen getreten werden.

Und hier in England kamen noch ganz besondere Umstände dazu, diese Unsittlichkeit zu steigern und zu verbreiten. Eben hatte sich das Volk von den grämlichen und in den Werken der äußeren Frömmigkeit nur allzu eifrigen Puritanern befreit. Jetzt traten die natürlichen Folgen dieses gewaltsamen Druckes sehr traurig zu Tage. »Der Krieg zwischen Witz und Puritanismus wurde,« wie Macaulay in seiner Geschichte trefflich ausführt, »zu einem Kriege zwischen Witz und Sittlichkeit.« »Die Puritaner hatten ein Zerrbild der Tugend aufgestellt, jetzt schonte der Haß die Tugend selbst nicht. Alles, was der winselnde Rundkopf mit Ehrfurcht betrachtet hatte, ward verspottet; was er geächtet hatte, begünstigt. Weil er seine Fehler mit der Maske der Frömmigkeit überdeckt hatte, so wurden jetzt die Menschen ermuthigt, alle ihre anstößigsten Laster den Augen der Welt mit

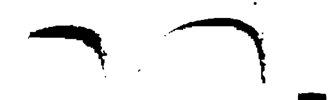
cynischer Unverschämtheit aufzudrängen; weil er unerlaubte Liebe mit roher Strenge bestraft hatte, so wurden jetzt jungfräuliche Reinheit und eheliche Treue verlacht und verachtet; weil er seinen Mund nicht anders als zu biblischer Redeweise öffnete, so öffnete das neue Geschlecht von Witzlingen und Weltmenschen den Mund fast niemals ohne die abscheulichsten Zoten.« Hatte schon während der Zeit der Puritanerherrschaft gar manches unverkennbare Zeichen darauf hingedeutet, daß jetzt eine Zeit der zügellosesten Ausschweifung nahe sei, so wurde jetzt, da der König selbst ein Wüstling war, diese Zügellosigkeit nur um so frecher. Ja sie wußte sogar, wie Macaulay ebenfalls mit seinem feinen pragmatischen Blick fein hervorhebt, sich eine gewisse politische Bedeutung zu geben. Wehe dem, der es gewagt hätte, diesem tollen Bacchanale ein mürrisches Gesicht entgegenzustellen! Er hätte sich der Gefahr ausgesetzt als ein Puritaner und Republikaner zu gelten und als solcher verfolgt und verketzert zu werden. Wer nicht frech war aus angeborenem Naturell, war jetzt frech aus Grundsatz und Klugheit.

Wir könnten von dieser allgemeinen Verwilderung zahllose Geschichten erzählen, wäre es nicht widerwärtig, vor einem so häßlichen Bilde lang zu verweilen. Der gesellschaftliche Umgangston war so gemein und rücksichtslos, daß, wie Walter Scott in seiner Lebensbeschreibung Swift's (Anhang S. 228) nach mündlichen Ueberlieferungen andeutet, eine Dame vom höchsten Range in einer Theaterloge mit dem Lustspieldichter Congreve laut ein Gespräch führte, das heutzutage kein Mann im traulichsten Zusammensein sich erlauben würde. Die vornehme Gesellschaft lebte fast durchgängig in zwei gesonderten Häuslichkeiten, in einer legitimen, die man vernachlässigte, und in einer freien illegitimen, in der man seine Lust und sein Behagen fand; diesen Nebenhaushalt nannte man treffend keeping-part. Selbst der gute Samuel Pepys, der doch in seinen schlichten Tagebuch-

betrachtungen so oft mit ehrbarer Entrüstung den Leichtsinn des Königs tadelt, ist von diesen galanten Abenteuern nicht frei und findet kein Arg in ihnen. Er war verheirathet, lebte aber mit einer Mrs. Knipp in innigem Liebesverhältniß. Seine Frau wurde eifersüchtig; er beschwert sich in seinem Tagebuch über diese Eifersucht bitter. Da setzte es am 12 Januar 1669 eine heftige Scene. Pepys war ruhig zu Bett gegangen, seine Frau war in ihrem Zimmer geblieben. Plötzlich um Mitternacht tritt sie an sein Lager, reißt ihm die Decke fort und will ihn mit einer glühenden Feuerzange ins Fleisch kneifen. Glücklicherweise schlief Pepys nicht und wußte das Uebel zur rechten Zeit noch von sich abzuwenden. »Das arme Geschöpf!« ruft er bei dem Niederschreiben dieses Vorfalls aus, »ich kann ihre Eifersucht nicht tadeln, aber sie plagt mich aufs äußerste.« Die entschlossene Frau übte jedoch sehr bald ihr Vergeltungsrecht. Pepys hat später viel von den Besuchen eines fremden Herrn zu berichten, an dem Frau Pepys viel Gefallen hatte und gegen den Herr Pepys, wie es scheint, nicht mit Unrecht auch seinerseits sehr eifersüchtig wurde.

Bedenken wir diese sauberen Lebensverhältnisse, da wird diese gräßliche Unsittlichkeit des Lustspiels auf einmal erklärlich. Der Lustspieldichter war die Zunge des verdorbensten Theiles der verdorbenen Gesellschaft. Der König, der doch bei allen tragischen Darstellungen streng darauf sah, daß vor Allem die aristokratische Würde gewahrt bleibe, fühlte sich nicht im mindesten beleidigt, wenn sein königliches Ohr auch angesichts des ganzen Publikums eine noch so handfeste Zote zu hören bekam. Ein Lustspiel, das nicht diese reizenden Beisätze bot, galt ihm für fad und langweilig.

Höchst bezeichnend für diese verwilderten Bühnenzustände ist es, daß jetzt zuerst die weiblichen Rollen nicht wie bisher Knaben, sondern wirklich Schauspielerinnen übertragen wurden. Die



Dichter nahmen dann geflissentlich Sorge, gerade die zügellosesten Verse Weibern in den Mund zu legen. Die schamlosesten Sachen wurden besonders in den Epilogen gesagt. Diese Epiloge ließ man fast immer durch beliebte Schauspielerinnen vortragen und Nichts bereitete, wie Macaulay in der bereits mehrfach erwähnten Abhandlung ausführt, den verderbten Zuhörern größeres Ergötzen, als grobe Zoten von einem schönen Mädchen declamirt zu hören, von welchem man annahm, es habe seine Keuschheit noch nicht verloren.

Die englische Bühne entlehnte damals viele Stoffe und Charaktere aus den Werken spanischer, französischer und altenglischer Meister; was aber diese Dramatiker berührten, das verdarben und besudelten sie. In ihren Nachahmungen wurden die Häuser der stolzen und hochherzigen castilischen Granden Bordelle, aus Shakespeare's Viola eine Kupplerin, aus Molière's Menschenfeind ein Nothzüchtiger.

Und seltsam genug! trotzalledem sind diese Dichter so arglos, daß man sieht, sie haben gar keine Ahnung davon, in welchem Schlamme sie waten. Ja sie halten sogar ihre raffinirte Frechheit für einen künstlerischen Vorzug. Dryden tadelt in einer Nachschrift, mit welcher er den kritischen Epilog zu seiner »Eroberung von Granada« begleitete, Shakespeare, Fletcher und besonders Ben Jonson wegen ihrer uneleganten und unfeinen Redeweise. Darauf fährt er fort: »Man sieht eben überall, daß diese Dichter keinen Zutritt zu der guten Gesellschaft hatten; die lebenden Dichter dagegen haben sich nach dem Vorbild eines galanten Königs und eines geistreichen Hofs in ihren Lustspielen einen so anmuthigen und leichten Ton witziger Unterhaltung zu eigen zu machen gewußt, daß diese Lustspiele der Gegenwart in Wahrheit englische Gediegenheit mit französischer Zierlichkeit und Leichtigkeit verbinden.«

2.

Wycherley und Congreve.

Wie Dryden überall an der Spitze der dichterischen Bewegungen seines Zeitalters stand, so muß er auch unter den hauptsächlichsten Begründern des neuen Lustspiels genannt werden. Und wie Dryden überall mehr durch die Berechnung des äußeren Erfolgs als durch einen innerlich nothwendigen Entwicklungsgang bestimmt wurde, so nahm er es sich auch keineswegs übel, in der modischen Unsittlichkeit des Lustspiels mit kühnem Schritte voranzugehen. Dryden's »Wild Gallant 1662 — 63, the Rival Ladies 1663, the Maiden - Queen 1667, the Love in a Nunnery 1672, Limberham 1678, Amphitryon 1690« gehören zum Frechsten und Zügellosesten, was je in dieser frechen und zügellosen Zeit gedichtet wurde. Künstlerisch aber ist Dryden als Lustspieldichter nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Mit keinem seiner Stücke errang er dauernde Erfolge. Er selbst ist daher auch bescheiden genug, auf seine Lustspiele keinen allzu hohen Werth zu legen. In seinem »Essay on dramatic poetry« spricht er sich die Fröhlichkeit des wahren Humors ab.

Die bedeutendsten Lustspieldichter dieser Zeit sind Wycherley und Congreve.

William Wycherley war 1640 zu Shropshire geboren. Er stammte aus einem reichen altadligen Hause. Sein Vater, der königlichen Sache treu ergeben, wollte ihn nicht in einer republikanisch = puritanischen Anstalt erziehen lassen; er schickte ihn daher nach Frankreich. Dort lebte er in den vornehmsten Kreisen und wurde, weil der Katholicismus dort Mode war, katholisch. Bei der Rückkehr der Stuarts kam auch er mit nach England, ging nach Oxford und kehrte dort wieder zur englischen

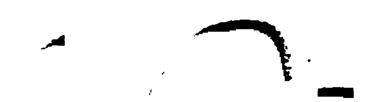
Kirche zurück. Darauf widmete er sich im Temple einige Zeit der juristischen Thätigkeit, bald aber wendete er sich ganz ausschließlich der Lustspieldichtung zu. Im Jahre 1672 wurde »Die Liebe im Walde, Love in a wood« mit vielem Glück aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit lernte ihn die Herzogin von Cleveland, die schamlose Maitresse des Königs, kennen, und erkor ihn zum Günstling. So kam er in die Nähe des Königs und erhielt eine Anstellung im königlichen Hofstaat. Er machte den zweiten holländischen Krieg mit und ließ inzwischen sein zweites Stück aufführen, »the Gentleman Dancing-Master, der Gentleman als Tanzmeister.« Jedoch scheint dies Stück nur einen geringen Erfolg gehabt zu haben. Desto glänzender war kurz darauf die Aufnahme der »Frau vom Lande, the Country-Wife« im Jahre 1675, und »des Freimüthigen, the Plain-Dealer« im Jahre 1677. Diese beiden letzten Stücke sind es besonders, auf die sich Wycherley's Ruhm stützt. Merkwürdigerweise aber zog er sich von nun an von der Bühne völlig zurück; die überkommenen biographischen Nachrichten geben über die Gründe dieses auffallenden Schrittes keinen näheren Aufschluß. Sein späteres Leben war eine unentwirrbare Kette von Thorheiten, Schlechtigkeiten und Unglücksfällen. Wycherley war durch und durch ein Lump. Er starb im December 1715 als fünf und siebzigjähriger Greis; er liegt in der Gruft unter der Paulskirche in Conventgarden.

Es genügt, wenn wir die Fabeln seiner beiden bekanntesten Stücke erzählen. Die einfache Erzählung ist bereits eine schlagende Kritik derselben.

Zuerst» die Frau vom Lande«. Wer sollte es glauben? Der Held dieses Stücks ist ein Mann, der sich als Castrat ausgiebt, damit er gegen das Mißtrauen der Ehemänner geschützt, sich nur um so leichter bei den Frauen einstehlen könne. Nun führen ihm die Männer von allen Ecken und Enden ihre eigenen Frauen zu. Und die Freude der Frauen, die sie haben, indem sie die

Entdeckung machen, daß der vermeintliche Castrat ein ganz vortrefflicher Mann ist, wird mit widerlichster Anschaulichkeit und Ausführlichkeit ausgemalt. Die Verführungen geschehen auf offener Bühne, und die armen Eheherren sind nicht nur die Betrogenen, sondern auch die Verlachten.

Fast noch schlimmer ist »der Freimüthige«. Ein alter Schiffskapitän ist durch bittere Erfahrungen zum Menschenfeind geworden. Er hat einen alten ehrlichen Freund, aber auch diesem mißtraut er; es liebt ihn ein Mädchen, auch dieses beachtet er nicht im Mindesten. Dagegen schenkt er sein ganzes Vertrauen einem hinterlistigen falschen Freunde; und seine Liebe schenkt er einer schlechten Kokette, auf deren Treue und Redlichkeit er mit Sicherheit baut. Er wird beordert, am holländischen Krieg theilzunehmen. Da übergiebt er sein Geld und seine Kostbarkeiten dieser seiner Geliebten, diese Geliebte selbst aber empfiehlt er dem Schutze jenes falschen Freundes, der sein volles Vertrauen genießt. Inzwischen hat sich der wahre Freund, dem er mißtraut, mit ihm nach Holland eingeschifft und auch jenes andere von ihm verschmähte Mädchen begleitet ihn als Page verkleidet. Während des ganzen Feldzuges entsteht kein Verdacht über das Geschlecht des Pagen. In einer unglücklichen Schlacht muß der Kapitän sein Schiff in die Luft sprengen. Nun kehrt er heim, ohne Schiff und ohne Geld; einzig begleitet von seinem Freunde und seinem Pagen, deren Freundschaft und Liebe er nicht kennt und nicht achtet. Er geht sogleich zu seiner Geliebten. Er findet sie mit seinem Freunde, auf den er so viel gebaut hatte, verheirathet. Auch die anvertrauten Schätze werden ihm vorenthalten. Die Dame verliebt sich aber sogleich in den schönen zierlichen Pagen und will ihn gewaltsam verführen. Der Page verräth dies Gelüst an seinen Herrn, der alte Kapitän benutzt diese Gelegenheit. Er übernimmt im Dunkel der Nacht den Posten des Pagen; er übt, wie er ausdrücklich sagt, nur das Recht der Vergeltung, indem er



den treulosen Freund zum lächerlichen Hahnrei stempelt. Dabei bleibt er aber nicht stehen. Er rennt dem Treulosen den Degen in den Leib und bemächtigt sich dann seines Geldes. Kurz darauf entdeckt er das Geschlecht seines Pagen; er heirathet das treue Mädchen, und ist von ihrer Aufopferung so gerührt, daß er von seiner Menschenverachtung völlig geheilt wird. Dazwischen spielen als Episoden die Figuren eines alten proceßsüchtigen Weibes und eines Londoner Stutzers.

Kein Mensch kann diese Stücke ohne die gerechteste Empörung lesen. Macaulay macht in der Abhandlung über die englischen Lustspieldichter mit Recht darauf aufmerksam, wie Wycherley's sittliches Denken und Fühlen so durch und durch verwildert war, daß er in der Figur des Freimüthigen eigentlich ein erhabenes Tugendbild darstellen wollte und dabei gar nicht merkte, wie er doch in Wahrheit den niederträchtigsten Schurken zeichnete. Und diese sittlichen Mängel rächen sich auch künstlerisch; die Motivirungen sind oft sehr unwahrscheinlich, oft sogar unmöglich. Trotzdem aber ist nicht zu leugnen, daß die Charakterzeichnung scharf und lebendig ist und die Handlung rasch fortschreitend. Man kann es begreifen, wie ein leichtfertiges Geschlecht an diesen leichtfertigen, aber spannenden Stücken sein Behagen finden konnte. Und obgleich man bei einiger Literaturkenntniß sogleich auf den ersten Blick gewahrt, daß Wycherley gern sich mit den Federn Calderon's und Molière's schmückt, so ist es doch ungerecht, wenn man ihm, wie Macaulay, nun alle dichterische Selbständigkeit und Schöpfungsfrische absprechen will. Die »Frau vom Lande« ist mit einigen Ausmerzungen und Veränderungen unter dem Titel »the Country-Girl, das Landmädchen« sogar in neueren Zeiten, in dem jetzt so rücksichtsvollen England wieder aufgeführt worden. Und in dieser Gestalt wurde dies Lustspiel von Schröder auch für die deutsche Bühne bearbeitet.

Einige Zeit, nachdem Wycherley sich ganz von der Lustspieldichtung zurückgezogen hatte, trat Congreve auf. Congreve ist jedenfalls weit bedeutender als Wycherley. Ja man muß sagen, litte nicht auch er aufs schmachvollste an dem Makel der schändlichsten Sittenverderbniß, so würde er unbedingt zu den größten Lustspieldichtern aller Zeiten gehören.

William Congreve, 1670 zu Bardsey in der Nähe von Leeds geboren, stammte, wie auch Wycherley, aus einer der ältesten Familien Englands. Jedoch verlebte er seine Kindheit und Jugend in Irland; auch studirte er in Dublin. Dann trat er für einige Jahre in den Temple zu London ein; aber er war mehr in den Salons und Kaffeehäusern zu finden als in den Gerichtszimmern. Im Jahre 1693 wurde sein erstes Stück aufgeführt, »the old Bachelor, der alte Hagestolz«. Es ist zwar schwächer als die späteren Stücke Congreve's, aber es berechtigte sogleich zu den glänzendsten Hoffnungen. Der alte Dryden, dem es der junge Dichter zur Durchsicht vorgelegt hatte, gab es mit der Versicherung zurück, es sei das beste erste Stück, das ihm bisher vorgekommen; und Lord Halifax, der große Beschützer der englischen Dichtkunst, damals ein Lord des Schatzes, belohnte ihn dafür sogleich mit mehreren sehr einträglichen Anstellungen. Im nächsten Jahre erschien »the Double - Dealer, der Zweiächsler«, 1695 »Love for Love, Liebe um Liebe«, 1697 das Trauerspiel »the mourning Bride, die trauernde Braut« das einige Zeit nachher von Samuel Johnson sogar für das beste englische Trauerspiel erklärt wurde. So stand Congreve bereits in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren als der gefeiertste Dichter seines Zeitalters da. Und auf diesem Ruhm ruhte er seitdem aus. Er schrieb nur noch ein einziges Stück; im Jahre 1700 »the Way of the World, der Lauf der Welt«. Dies ist vielleicht Congreve's beste Dichtung; unbegreiflicherweise aber scheiterte es auf der Bühne. Dies Mißgeschick

machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Seinen aristokratischen Neigungen folgend, wollte er fortan lieber für einen vornehmen Mann gelten als für einen Dichter. Als ihm in späteren Jahren Voltaire einen Besuch abstattete, sagte er zu diesem, er habe seine Stücke einzig zum Zeitvertreib in müssigen Stunden geschrieben, er wolle nichts sein als ein einfacher Gentleman; Voltaire erwiderte: wenn Sie nichts wären als Gentleman, so würde ich es nicht der Mühe werth gehalten haben, Sie zu besuchen. Durch das Haus Hannover kam Congreve zu hohem Glück. Er wurde zum Secretär für Jamaika ernannt; sein Einkommen stieg dadurch auf zwölfhundert Pfund jährlich. Auch genoß er nach wie vor der höchsten schriftstellerischen Ehren; Dryden, Pope, Swift, Addison, Steele widmeten ihm ihre Werke. Leider aber wurde ihm sein Alter durch Gicht und Blindheit verbittert. Im Januar 1729 starb er, in Folge einer Verletzung, die er erhalten hatte, als bei einem Ausfluge nach Bath sein Wagen umgeworfen wurde. In seinem Testament hatte er die Herzogin von Marlborough zur Erbin eingesetzt; diese ließ ihn mit großem Pomp in der Westminsterabtei begraben.

Congreve verdient seinen großen Ruhm mit vollstem Recht. Seine Dichtungen sind so jubelnd lustig, die Intriguen so fein und geistreich, es ist so viel Witz in den Situationen und Charakteren, die Motivirung ist so wahr und doch meist so überraschend, der Dialog so munter und lebendig, daß wir in der That von diesem funkensprühenden Raketenfeuer wahrhaft geblendet werden. Congreve's Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, daß er zu viel Witz habe; Horace Walpole antwortet darauf sehr treffend, es sei ein Jammer, daß kein anderer komischer Dichter in denselben Fehler verfallen sei. Auch in Deutschland sind mehrere Stücke Congreve's mit vielem Beifall aufgeführt worden. Schröder bearbeitete 1771 den »Double-Dealer« unter dem Titel »Der Arglistige«.

Aber allerdings ist auch Congreve unendlich frech und anstößig. In der »Liebe um Liebe« ist in der einen Scene die Verführung einer jungen Unschuld und in einer anderen ein Ehebruch; im »Zweiächsler« sind nicht weniger als drei verschiedene Verführungen verheiratheter Frauen. Und diese Schamlosigkeiten werden nicht etwa verschleiert und nur lüstern angedeutet, sondern die Vorbereitungen werden auf offener Bühne umständlich besprochen, dann verliert sich das Pärchen, dann erscheint es wieder, um von dem genossenen Glück eine möglichst lebendige Schilderung zu geben. Das letzte Stück Congreve's, der »Lauf der Welt«, ist ein wenig zurückhaltender, aber doch auch noch schlüpfrig genug. Wahrscheinlich hatte Voltaire gerade dieses Stück im Sinne, als er in seiner Abhandlung über das englische Lustspiel von Congreve sagte, man sehe, daß Congreve die sogenannte gute Gesellschaft vortrefflich gekannt habe; seine Menschen seien in ihren Reden sehr behutsam, in ihren Handlungen aber durch und durch Schufte.

Neben den hervorragenden Namen Wycherley's und Congreve's stehen noch Etherege, Ravenscroft, Aphra Behn, Centlivre. An Kunst und Talent reichen sie an jene beiden Meister nicht hinan, an Verwilderung übertreffen sie sie noch. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß diese Lustspieldichter um so roher und schmutziger sind, je witzloser und unkünstlerischer.

Georg Etherege, aus der leichtfertigen Gesellschaft der Grafen Dorsak und Rochester und des Herzogs Villiers von Buckingham schrieb in den Jahren 1664 — 1676 drei Lustspiele: »Love in a tub, Liebe in einer Tonne, She would if she could, Sie wollte wenn sie könnte, und the Man of Mode or Sir Fopling Flutter, der Mann nach der Mode.« Sie haben alle eine recht lustige Handlung und geistreiche Verwicklung, sind aber in einer Weise schmutzig, daß der heutige Leser sich nur mit Ekel durch sie hindurchwinden kann.

Ebenso sind die Lustspiele von Edward Ravenscroft. Dieser Dichter, der als Tragiker eine Umarbeitung von Shakespeare's »Titus Andronicus« unternahm und dabei, um, nach Hamlet's Ausdruck, den Tyrann noch zu übertyrannen, den Gräueln des Urbilds noch verschiedentliche Erstechungen, Nothzüchtigungen und Vatermorde hinzufügte, ließ es sich nicht nehmen, auch im Lustspiel seine verwilderte Phantasie erglänzen zu lassen. Er schrieb 1672 »Mamamouchi or the Citizen turned Gentleman, der Bürger als Edelmann, 1673 the careless Lovers, die sorglosen Liebenden, 1677 the wrangling Lovers or the invisible Mistress, die hadernden Liebhaber oder die unsichtbare Braut, 1678 Scaramouchi und the english lawyer, der englische Rechtsgelehrte, 1682 the london cuckolds, die Londoner Hahnreie, 1684 Dame Dobson or the cunning woman, das schlaue Weib, 1695 the Canterbury guests or a bargain broken, der Gast aus Canterbury oder der unterbrochene Handel, 1697 the Anatomist or the sham Doctor, der Anatomiker oder der falsche Arzt.« Bei den meisten dieser Stücke reicht schon die Angabe des Titels hin, die Unsauberkeit des Inhalts klar zu bezeichnen. Und wo der Inhalt nicht zotenhaft ist, da ist er wenigstens albern. Im »Bürger als Edelmann«, z. B. der dem Molière'schen »Bourgeois gentilhomme« entlehnt ist, tritt eine burleske Prozession von Türken auf, die den Bürger unter allerlei derben Scherzen zum Mamamouchi d. h. zum Ritter schlagen. Verhältnißmäßig am besten ist »der Anatomiker«. Er hat eine rasche Handlung und drastischen Situationswitz.

Und was soll man sagen, daß zuletzt sogar Frauen kommen, wie die übel berüchtigte Aphra Behn, die sich nicht nur nicht schämen, eben so wüst und zügellos zu schreiben wie die verwildertsten Männer, sondern recht geflissentlich ihre Wirkung darauf berechnen, daß solche Schlüpfrigkeiten aus Frauenmunde gesprochen nur einen um so verfänglicheren Kitzel ausüben. Und doch waren diese

Stücke auf der Bühne die eigentlichen Zugstücke, sowie die Romane der Aphra Behn Lieblingsbücher der Lesewelt waren. Walter Scott erzählt im Leben Swift's von einer vornehmen alten Dame, die ihm versicherte, wie noch in ihren Jugendjahren die Schriften der Aphra Behn selbst unter den jungen Mädchen allgemein verbreitet gewesen; zufällig sei sie später wieder einmal auf eines jener Bücher gestoßen und sie habe als achtzigjährige Greisin vor Scham dasselbe Buch nicht auslesen können, das man ihr als fünfzehnjährigem Mädchen einst ohne Arg in die Hände gegeben.

3.

Die Angriffe Blackmore's und Collier's und das Lustspiel Farquhars und Vanbrugh's.

Die Verwilderung des englischen Lustspiels war aus der allgemeinen Verwilderung der sittlichen Zustände entsprungen. Trat also in der Sittlichkeit des Volks eine durchgreifende Besserung ein, so war auch für das Lustspiel ein ersprießlicher Umschwung zu hoffen.

Und die Anfänge einer solchen Sinneswandlung zeigten sich bereits überall. Schon unter Jakob II. regte sich wieder mehr Ernst und Gesetztheit; Jakob selbst war auch, wenigstens in seinem äußeren Benehmen, strenger und würdevoller als sein Bruder. Der entschiedenste Umschwung aber erfolgte mit der Revolution. Das Privatleben Wilhelm's von Oranien entzog sich ganz und gar den Augen der Oeffentlichkeit, Maria war streng fromm und sittlich. Und auch das Volk wurde wieder ernster. Die düsteren Thorheiten der Puritaner waren nur noch in schwacher

Erinnerung, die Uebel der Sittenlosigkeit dagegen Allen fühlbar und handgreiflich. Ausschweifung galt nicht mehr als ein nothwendiges Merkmal einer dem Königthum treu ergebenen Gesinnung; man fing an einzusehen, daß man treu und tugendhaft sein könne, ohne deshalb nothwendig Puritaner zu sein oder Haß gegen den König zu hegen.

Jetzt erhoben sich sogleich die offensten und heftigsten Angriffe gegen das zuchtlose Bühnenwesen.

Der Erste, der sich dieser verdienstlichen That unterzog, war Sir Richard Blackmore. Er schrieb im Jahre 1695 ein damals sehr anerkanntes, künstlerisch aber sehr schwaches Epos »Prinz Arthur«. Als die Absicht dieses Gedichtes bezeichnete er, »die Musen, die bisher ihre süßen Gaben nur zur Befeindung der Religion, Tugend und Sitte verwendet hätten, wieder zu ihrer alten Würde und zu dem ihnen angebornen Beruf der Schönheit und Sittenreinigung zurückzurufen«. »Die heutigen Lustspieldichter,« sagt er in der Vorrede, »pflegen die Entartung ihrer Stücke immer mit der Entartung des Zeitalters zu entschuldigen; sie behaupten, Zweck der Dichtung sei, den Leser und Zuschauer zu ergötzen, diese Ergötzung sei aber in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ohne jenen leichtfertigen Ton nicht möglich. Das ist aber nicht wahr. Zweck der Dichtung ist nicht blos zu ergötzen, sondern auch zu belehren; darin sind Aristoteles und Horaz und alle Erklärer derselben völlig untereinander übereinstimmend.« »Und eine ebenso armselige Entschuldigung ist es,« fährt diese Vorrede fort, »wenn jene Dichter sagen, bei größerer Sittenstrenge werde die Bühne ebenso unbesucht bleiben wie die Kirche. Wenn dies der Fall ist, so sollen die Dichter hübsch ihr Handwerk verlassen und einen anderen ehrlichen Beruf ergreifen, sie sollen nicht geflissentlich auf die Verderbniß des Volks arbeiten und von dieser Verderbniß ihren Lebensunterhalt ziehen.« Und mit diesem Angriff allein begnügte sich Blackmore nicht;

er unterstützte und verstärkte ihn durch eine zweite Schrift, die er, einige Zeit nachher, gegen das Ende des Jahres 1699 erscheinen ließ. Es war eine Satire upon wit, eine Satire gegen den Witz. In dieser verlangt er sogar, man solle eine Art Gerichtshof einsetzen, von dem alle diese schlüpfrigen Dichtungen geprüft, gereinigt, umgeprägt und dann aufs Neue herausgegeben werden müßten. Im Ganzen aber ging Blackmore's Stimme ziemlich spurlos vorüber. Seine Betrachtungen waren mehr eifrig als verständig, und jedenfalls waren sie zu allgemein gehalten, als daß sie in weitere Kreise hätten vordringen können.

Unendlich tiefer griff ein Ereigniß, das im Jahre 1698 eintrat. Jeremias Collier, ein starrer zelotischer, aber nichtsdestoweniger sehr achtungswerther Geistlicher, schrieb sein berühmtes Buch »Ueber die Zuchtlosigkeit und Unheiligkeit der englischen Bühne, a short view of the Immorality and Profaneness of the english stage«. Dies Buch war von unermeßlichem Einfluß.

Bis dahin hatte die Geistlichkeit an der Verderbniß der Bühne wenig Aergerniß genommen. Wenigstens hatte sie sich durchaus schweigsam und unthätig gehalten. Waren es doch dieselben leichtsinnigen Weltmenschen gewesen, die sie in ihre alten Pfründen, Ehren und Rechte wieder eingesetzt, während die puritanische Partei, die sittenstrenge, sie beraubt und unterdrückt hatte! Sie kämpfte um Glaubenssätze und Ueberzeugungen, nicht um Laster und Tugend. Es war Collier, ein frommer und unerschütterlicher Mann, der sehr zum Katholicismus neigte und von der bischöflichen Hochkirche daher geächtet und in den Bann gethan war, der zuerst diese sträfliche Gleichgültigkeit brach. Sitte und Wohlfahrt sind ihm zu großem Danke verpflichtet.

Lesen wir dies Buch heut, so ist der Eindruck ein sehr getheilter. Es ist viel albernes pfäffisches Wesen in ihm. Collier greift nicht nur mit gerechtem Ingrimm das wirklich Freche und Frevelhafte an, sondern er eifert auch gegen die Bühne über-

haupt und schleudert gegen sie jene heftigen Donnerkeile, die einst die Kirchenväter gegen die Bühne der Griechen und Römer geschleudert hatten. Er tadelt auch, daß in diesen Dramen die Geistlichen nicht immer im vortheilhaftesten Licht erscheinen, ja er beschwert sich sogar bitter darüber, daß Wycherley in seinem »Freimüthigen« einen Lord als Schuft dargestellt habe und andere Personen des Stückes diesen offen als Schuft zu bezeichnen wagen; eine solche Frechheit, meint Collier, hebe allen Standesunterschied auf und führe nothwendig zum Sturz des Bestehenden. Aber die Zeitgenossen ließen sich durch diese Schwächen und Einseitigkeiten nicht irren. Was wahr und tüchtig in diesem Buch war, drang durch; es löste Allen, die bis dahin sprachlos gewesen, die Zunge. Johnson, der englische Kritiker, hat im Leben Congreve's diesen Eindruck vortrefflich geschildert. Er sagt: »Collier war ein geborener Polemiker, er hatte reiche Kenntnisse und eine sehr leidenschaftliche und scharfe, wenn auch zuweilen gemeine Sprache, seine Ausdauer war unermüdlich, sein Witz kühn und beißend. So forderte er alle lebenden Schriftsteller in die Schranke. Sein Angriff war tödtlich. Wären seine Blätter einzeln erschienen, sie wären wenig beachtet worden; hier als geschlossene Einheit erregten sie allgemeines Schrecken. Die Weisen und die Frommen machten sich die Sache zu Nutz, und die ganze Nation wunderte sich, daß sie sich so lange mit dieser frechen Gottlosigkeit und Bosheit hatte belästigen lassen.«

Die Folgen dieses wichtigen Buches traten bald sehr greifbar zu Tage. Zwar versuchten einige der Angegriffenen sich zu vertheidigen; aber diese Vertheidigungen waren meist schwach, und enthüllten die Blößen mehr, als daß sie sie bedeckten. Dryden, der sonst so leicht aufwallende, schwieg; erst lange Zeit nachher erwähnt er Collier's Buch einmal in der Vorrede zu seinen Fabeln und spricht dabei seine Reue über seine früheren Verirrungen aus.

Und diese Gesinnung bestätigt er auch in einem Epilog, den er zu einem von Vanbrugh's Dramen schrieb.

Hauptsächlich in dieser Beziehung sind die Lustspiele von Farquhar und Vanbrugh für den Beobachter von hoher Bedeutung. Mit dem einen Fuß stehen sie noch unverrückt auf dem Boden der alten Verderbniß, mit dem anderen haben sie bereits einen kühnen Schritt vorwärts zum Besseren gethan.

Georg Farquhar, 1678 zu Londonderry in Irland geboren, studirte in Dublin, wurde darauf Schauspieler, verließ jedoch die Bühne, weil er in Dryden's indischem Kaiser in der Hitze seiner Rolle einen anderen Schauspieler gefährlich verwundet hatte. Der Earl von Orrory gab ihm darauf eine Officierstelle in einem irischen Regiment. Farquhar war muthig und tapfer, führte aber ein sehr leichtsinniges und kostspieliges Leben. In Folge seiner zerrütteten Verhältnisse verkaufte er seine Stelle, wurde um den Kaufpreis betrogen und kam in Noth und Elend. Im April 1707 starb er, kaum dreißig Jahre alt. Seine Lustspiele sind: »Love and a bottle, die Liebe und die Flasche, 1698, the constant couple, das treue Paar, 1700, Sir Harry Wildair 1701, the Twin-Rivals, die Zwillinge als Nebenbuhler, 1702, the Inconstant, der Unbeständige, 1706, the Recruiting-officer, der Werbeofficier, 1706, und the beau stratagem, die Kriegslist, 1707.« Das letzte Lustspiel, ohne Zweifel sein bestes, schrieb er kurz vor seinem Tode binnen sechs Wochen.

Farquhar hat eine sehr glückliche Erfindung, überraschenden Situationenwitz und einen leichten und epigrammatischen Dialog. Seine Stücke haben sich lange Zeit auf der Bühne erhalten, ja sie sind noch nicht völlig von ihr verschwunden. Namentlich blieb »the constant couple« ein immer gern gesehenes Lieblingsstück; der große Schauspieler Wilks, höchst ausgezeichnet in der Darstellung eines ausgelassenen Weltmannes, und später Mrs. Jourdan, die witzige Schauspielerin, die die Hauptperson

mit aller Ausgelassenheit des sprudelndsten Humors spielte, trugen, wie Ludwig Tieck in seinen kritischen Schriften (Thl. 2, S. 363) nach alten Bühnenüberlieferungen mittheilt, zu diesem allgemeinen Beifall das Ihrige bei. Schröder hat, freilich mit sehr bedeutenden Aenderungen, dies geistreiche Lustspiel in seinem »Ring« nachgebildet und in dieser Umarbeitung ward es auch auf der deutschen Bühne heimisch. Ebenso bearbeitete Schröder »Sir Harry Wildair«; er gab ihm den Titel »die unglückliche Ehe durch Delikatesse«. Aus diesem Stück hat Kotzebue den Charakter des Grafen Klingsberg aufgegriffen und ihn selbständig weitergebildet. Durch diese und ähnliche Beispiele gewinnen wir schon hier vorläufig einen Einblick, wie ganz unmittelbar die englische Literatur dieser Zeit späterhin auf Gestalt und Entwicklungsgang der deutschen Literatur einwirkt.

Es ist äußerst lehrreich, zu beobachten, wie unablässig in Farquhar die Regungen des Guten mit dem herkömmlichen Schlechten ringen. Zuletzt aber ermatten sie wieder fast gänzlich.

Das erste Lustspiel »the love and a bottle« ist ganz entsetzlich schlüpfrig; der Epilog wendet sich geradwegs an Collier und verspottet seine scharfe Strafpredigt witzig und unnachsichtlich. Aber schon in seinem zweiten Lustspiele, im »constant couple«, macht der Dichter jenen Angriffen die wesentlichsten Zugeständnisse und erklärt in der Vorrede ausdrücklich, er habe sich sorgsam gehütet, die Zartheit der Frauen und die Sittenstrenge der Geistlichkeit in Verlegenheit zu setzen; ein Lustspiel könne auch ohne sinnliche Derbheit und unkirchlichen Frevel ergötzen. Jedoch sind diese guten Vorsätze nicht von langer Dauer. Die späteren Stücke fallen in die alte Unart wieder zurück. Der Dichter verhehlt auch nicht den Grund, warum er seinem besseren Gewissen untreu geworden. In der Vorrede zu den Twin-rivals«,

die ebenfalls leidlich anständig sind, aber wenig Beifall gefunden zu haben scheinen, sagt er: »Ich war bestrebt in diesem Stücke zu zeigen, daß das englische Lustspiel durchaus der Strenge des von der Sitte und von der Poesie geforderten Anstandes entsprechen könne. Aber ein großer Theil der englischen Zuschauerschaft ist anderer Meinung. Er besteht auf der gewohnten Ausschweifung der Dichter mit derselben Zähigkeit wie auf seiner bürgerlichen Freiheit. Ein Lustspiel ohne modische Wüstlinge, ohne Tölpel, Hahnreis und Koketten scheint ihm ebenso dürftig und ungenügend wie ein Sonntagsessen ohne Rindfleisch und Pudding; denn — so gestand mir einer von jenen Leuten —, so fromm und züchtig auch Jemand zu Hause ist, so will er doch außer dem Hause immer etwas Kitzelndes und Lüsternes sehen.« Farquhar war nicht stark genug, auf die süßen Reize des äußeren Erfolgs zu verzichten. So wahr ist es, daß ein Volk erst selbst besser werden muß, wenn es eine bessere Dichtung haben will.

Wir wenden uns zu Vanbrugh. An Frische und Kraft der Komik steht er seinem Vorgänger bedeutend nach; an sittlicher Reinheit überragt er ihn, obgleich auch er noch immerhin sehr verfänglich ist.

John Vanbrugh wurde um das Jahr 1672 aus einer schon lange in England angesiedelten flämischen Familie geboren. Seines eigentlichen Zeichens ist er Architekt; er ist der Erbauer des Greenwichhospitals und des Haymarkettheaters. Unter dem Hause Hannover genoß er hohe Gunst; im Jahre 1714 wurde er zum Ritter geschlagen. Er starb am 26. März 1726. Seine Lustspiele sind folgende: »the relapse or virtue in danger, die Bekehrung oder die Tugend ist in Gefahr, 1697, Aesop, 1697, the confederacy, das Bündniß, 1705, the mistake, der Irrthum, 1706, und der von Cibber beendigte provoked husband, der gereizte Ehemann, 1707.«

Am bekanntesten sind »die Bekehrung« und »der gereizte

Ehemann«. Im ersten Stück, das deshalb auch den Nebentitel »die Tugend ist in Gefahr« führt, ist der Hauptcharakter Amande, eine Frau, die argen Verführungen ausgesetzt ist, eine Zeitlang sehr bedenklich schwankt, dann aber ihre ganze Selbstbeherrschung wiedergewinnt und der Tugend treu bleibt. Im zweiten Stück reist ein braver, aber einfältiger Landedelmann als Parlamentsmitglied nach London. Während er bei den Ministern umherläuft, um nach einer einträglichen Anstellung zu haschen, die seinem zerütteten Vermögen aufhelfen soll, schleicht sich bei Frau und Tochter ein modischer Wüstling ein, sie zu verführen; und auch der Sohn geräth in die Schlingen einer lockeren Ladendirne. Schon haben der Wüstling und die Tochter, und der Sohn und die Buhlerin, Anstalt getroffen, durch heimliche Heirath sich zu verbinden, da gelingt es einem treuen Freunde des Alten, die Betrüger offen zu entlarven. Der thörichte Stellenjäger reist mit der Frau und den Kindern schnell auf seinen Landsitz zurück; zufrieden, für diesmal noch glücklich den Wirren der Residenz entronnen zu sein.

Schon diese einfachen Umrisse zeigen genügend, daß es auch hier an Schlüpfrigkeit und Derbheit nicht mangelt. Nichtsdestoweniger hat man von diesen Stücken mit Recht gesagt, daß sie seit Dryden, Wycherley und Congreve wieder die ersten Lustspiele seien, in denen Zucht und Sittlichkeit in ihre alten Ehren eingesetzt worden. Der Leichtsinn ist zwar auch hier noch geschäftig und breitet sich sogar mit sichtlicher Freude aus; aber zuletzt unterliegt er doch. Nicht Sitte, Natur und Wahrheit sind wie bisher die Geprellten, sondern das Laster, die Heuchelei und die Lüge.

Und auf diesem löblichen Wege beharrte fortan das englische Lustspiel. Ja nach kurzem Zwischenraum mündet es, überraschend genug! sogar in den gerad entgegengesetzten Fehler. War es bisher zu ausschweifend und anstößig, so wurde es bald darauf nach

Cibber's und Steele's Vorgang absichtlich moralisirend und zuletzt aus lauter Sittenpredigt trocken und langweilig.

Collier hatte, wie Johnson bemerkt, die Freude, noch selbst zu sehen, was für wesentliche Dienste er der guten Sache der Sitte und Dichtung geleistet hatte.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Königin Anna.

Von der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien bis zum Tode Georg's I.

1688 — 1727



Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft.

Erstes Capitel.

Der Sieg des Konstitutionalismus.

Lange schon vor dem offenen Ausbruch der englischen Revolution hatten die hervorragendsten Parteiführer mit Wilhelm von Oranien unterhandelt. Ihrem unablässigen Drängen nachgebend, landete er am 4. November 1688 an der Küste von Devonshire in der weiten Bucht von Torbay; das Admiralschiff, das ihn führte, trug die stolze Inschrift: »Ich werde behaupten die protestantische Religion und die Freiheiten Englands.«

Endlich war nach mancherlei gefahrdrohenden Zwischenfällen die unsinnige Gewaltherrschaft Jakob's gestürzt. Bald trat entschieden zu Tage, was das Volk mit seiner Revolution gewollt und bezweckt hatte. Es waren nur sehr wenige warme Vertheidiger der unbeschränkten königlichen Macht, die, das Geschehene mißbilligend, Jakob um jeden Preis, ohne alle Forderungen und Bedingungen, auf den verwaisten Thron zurückrufen wollten; ebenso waren es nur ganz vereinzelte Nachzügler der Cromwell'schen Zeiten, die nach einer Republik unter der Präsidentschaft des Oraniers trachteten. Die unendlich größere Mehrzahl schlug einen Mittelweg ein. Sie verlangte die Festhaltung des Königthums; aber auf Grundlage einer Verfassung,

die dem Bestand der schwer errungenen Freiheit sichere Gewähr gebe.

Am 13. Februar 1689 wurde Wilhelm und seine Gemahlin Marie, die Tochter des vertriebenen Königs Jakob, gekrönt. Diese Krönung war durchaus ein freier gegenseitiger Vertrag. Beide Häuser des Parlaments hatten gemeinsam eine förmliche Wahlcapitulation entworfen. Dies ist die sogenannte Erklärung der Rechte, Declaration of rights. Sie zählt zuerst die Verbrechen und Ungerechtigkeiten auf, durch die Jakob den Thron verwirkt habe, fordert die Ausübung der alten unbezweifelten Rechte und Freiheiten, das ungehinderte Petitionsrecht der Unterthanen, das Recht der Wähler auf freie Wahl der Vertreter, das Recht des Parlaments auf Freiheit der Verhandlung, das Recht des Volkes auf reine und schonende Rechtspflege, das Recht, daß ohne Bewilligung des Parlaments der König keine Steuern erheben und in Friedenszeiten kein stehendes Heer halten dürfe, und schloß zuletzt mit der Erklärung, daß Wilhelm und Marie, Prinz und Prinzessin von Oranien, sind und ernannt werden zum König und zur Königin von England, Frankreich und Irland mit den dazu gehörigen Gebieten, und daß die volle Handhabung der königlichen Macht durch den Prinzen allein in seinem und seiner Gemahlin Namen ausgeübt werden solle; nach Beider Ableben aber solle die Krone und königliche Würde an die Leibeserben der Prinzessin von Oranien und, wenn solche nicht vorhanden, an die Prinzessin Anna von Dänemark und ihre Leibeserben und, wenn auch diese fehlen, an die Leibeserben des Prinzen von Oranien gelangen.

Die Krönung fand im Bankethause zu Whitehall statt. Der Prinz und die Prinzessin standen unter dem Thronhimmel. In Gegenwart des ganzen Parlaments verlas der Secretair des Oberhauses die Wahlurkunde mit lauter und feierlicher Stimme. Darauf ersuchte Lord Halifax, der Sprecher der Lords, im



Namen aller Stände des Reiches, den Prinzen und die Prinzessin, die Krone anzunehmen. Wilhelm antwortete in seinem und seiner Gemahlin Namen, daß die Krone ihnen um so werthvoller sei, da sie ihm als Zeichen des allgemeinen Vertrauens geboten werde; schon einmal habe er die Rechte und Freiheiten Englands vertheidigt, sie würden unausgesetzt die Richtschnur seiner Verwaltung sein und in zweifelhaften Lagen werde er jederzeit dem Beschlusse des Parlaments seinen eigenen Willen unterordnen. Diese Worte wurden mit dem allgemeinsten Jubelrufe empfangen. An demselben Tage ward das Königspaar auch in Schottland ausgerufen. Die Revolution von 1688 war beendet.

Noch heut blicken die Engländer mit selbstbewußtem Stolz auf diese Revolution zurück. Sie ist ihnen die »ruhmreiche« Revolution, während die Erhebung des langen Parlaments im Jahre 1640 bei ihnen verächtlich nur die große Rebellion heißt. Sie wissen, daß diese Revolution der Anfang und die Grundlage ihrer Macht und Größe ist.

Und diese großartige Bedeutung verdankt diese Revolution durchaus nicht der aus ihr hervorgehenden neuen Verfassung, denn die Erklärung der Rechte ist in der That nichts als eine kurze Zusammenfassung der altüberlieferten Rechte und Gewohnheiten; sondern einzig und allein der einfachen Thatsache, daß Wilhelm nicht durch das Recht der Erbfolge, auch nicht durch die Gewalt der Eroberung, sondern durch die freie Wahl des Parlaments auf den Thron kam.

In dieser Thatsache liegt der entscheidende Sieg der Volkssouveränetät und des auf die Idee der Volkssouveränetät gebauten Konstitutionalismus.

Hallam sowohl in seiner englischen Verfassungsgeschichte wie Macaulay an verschiedenen Stellen seiner Abhandlungen und in der Schlußbetrachtung über die englische Revolution

haben gerade diese wichtigste Seite jener Königswahl ganz vortrefflich dargestellt. Alles kam darauf an, daß das Königthum von Gottes Gnaden, d. h. der Glaube an den göttlichen Ursprung und an das göttliche Recht der Könige gestürzt werde; mit Recht sagt Macaulay: die Hoffnung ist eitel, daß Gesetze, wie trefflich sie auch sein mögen, fortwährend einen König in Schranken halten werden, der nach seiner eigenen Meinung und nach der Meinung eines großen Theiles seines Volks eine Gewalt von unendlich höherer Art hat als die Gewalt, welche diesen Gesetzen zusteht.« Eine Macht, die blos als eine menschliche Anordnung betrachtet wird, kann kein wirksamer Zügel einer Macht sein, die sich als eine Anordnung Gottes betrachtet. Die englische Revolution beraubte das Königthum dieser geheimnißvollen Weihe und stellte den Grundsatz auf, daß die Könige unter allen Umständen nur nach demselben Gesetze regieren, nach welchem die Freisassen den Richter der Grafschaft erwählen und die Richter die Habeas-Corpus-Befehle ertheilen. Viele Jahrhunderte hindurch hatte das volksthümliche Element, das sich im englischen Staatswesen von Anbeginn regte, einen heftigen und oft sehr schwankenden Kampf mit dem selbstsüchtigen Herrschergelüste der königlichen Macht gekämpft, und dieser Kampf hatte durch unzählige Aufstände, Staatsprozesse, Schlachten, Aechtungen und gerichtliche Metzeleien das Land zerrüttet und nach außen fast zu gänzlicher Ohnmacht erniedrigt; zuweilen schien die Freiheit des Volkes, zuweilen die Macht des Königthums dem Untergang nahe. Der Waffenkönig, welcher Wilhelm und Marie vor dem Thore zu Whitehall zum König von England ausrief, verkündete in Wahrheit, daß dieser große Kampf jetzt beendet und die innige Uebereinstimmung zwischen Thron und Parlament wieder hergestellt sei, daß die alten Gesetze und Einrichtungen, welche die Machtvollkommenheit des Königs beschränkten, fortan dieselbe Achtung und Heiligkeit

in Anspruch nehmen, wie die königliche Machtvollkommenheit selber.

Ein Zeitgenosse jener Revolution sagt: »Darin besteht unser Glück, daß unsere Könige gleich wie wir selbst den Gesetzen unterworfen sind, daß sie durch Zerstören der Gesetze zugleich auch die Grundlagen ihrer eigenen Macht und Größe zerstören würden; so ist unsere Verfassung nicht willkürlich, sondern gesetzlich, nicht unumschränkt, sondern staatsrechtlich, und wir rühmen uns mit Recht freier zu sein als andere Völker und besser geschützt gegen Gewaltherrscher.«

Der neue Geist bethätigte sich sogleich in den neuen Gesetzen und Einrichtungen. Sie alle gingen darauf hinaus, die Volksrechte nur um so unantastbarer zu machen. Die freien Gedanken, die sich aus dem Drucke der Stuarts herausgerungen hatten, gewannen jetzt die durchgreifende Macht und Geltung.

Am wichtigsten war in dieser Beziehung die Umgestaltung des Steuerwesens. Es war die erste Festsetzung einer bestimmten Civilliste, die erste Trennung des Staatsgutes vom Privathaushalte des Königs, und hängt daher mit der Durchführung der Volkssouveränetät aufs engste zusammen. Bis dahin war es gebräuchlich gewesen, jedem Fürsten beim Beginn seiner Regierung den Ertrag gewisser Steuern zuzuweisen; die Verwendung derselben stand ganz in seinem Belieben. So war das Einkommen des Königs äußerst schwankend, bei dem zunehmenden Nationalreichthum steigerte es sich ins Unbestimmte; ein sparsamer Fürst konnte bei langer Regierung auf diese Weise leicht die schreckhaftesten Mittel für Bestechung und Truppenaufstellung gewinnen. Diesen Uebelstand vernichtete die Revolution von Grund aus. Der König erhielt ein für allemal ein festbestimmtes Einkommen, und die Ausgaben für die Armee, die Flotte und das Geschützwesen mußten alljährlich dem Hause der Gemeinen zur Prüfung vorgelegt werden. Damit bekam

das Unterhaus die strengste Aufsicht über Ausgabe und Einnahme; jede Bewilligungsbill enthält ausdrücklich eine drohende Clausel für die Beamten der Schatzkammer, das angewiesene Geld nur zum angewiesenen Dienst zu verwenden. Die große Tragweite dieser Maßregel ist klar. Kein Ministerium kann auf die Dauer bestehen, das nicht das Vertrauen des Unterhauses besitzt, und das Parlament muß alljährlich berufen werden. Hallam nennt in seiner Geschichte der englischen Verfassung (Thl. 2. Cap. 15) diese Maßregel geradezu eine Uebertragung der vollziehenden Gewalt von der Krone an das Parlament. Und dieser Ausdruck ist schwerlich zu stark gewählt.

Ganz in demselben Sinn ist die Reinigung des Gerichtsverfahrens. Namentlich in politischen Streitfragen waren die greulichsten Metzeleien an der Tagesordnung gewesen; die Gerichtshöfe, voll meineidiger Zeugen, zusammengefälschter Geschwornen und bestochener Richter, vertilgten unter übel gehandhabten Formen ungerecht und gewaltthätig die unterlegene Gegenpartei. Jetzt gelangten die Friedensgerichte zu ihrer Ausbildung, alle Ausnahmegerichte wurden für immer beseitigt, die Richter der höchsten Gerichtshöfe wurden unabsetzbar. Die kleinste Minderheit war jetzt vollkommen sicher auch gegen die mächtigste Mehrheit. »Der ärmste Mann,« sagte einst der ältere Pitt, »kann alle Streitkräfte der Krone herausfordern, seine Hütte mag verfallen sein, ihr Dach dem Einsturz drohen, der Wind durch ihre Spalten blasen, Sturm und Wetter ihr Spiel mit ihr treiben, aber vor dem König von England ist sie sicher; alle seine Macht scheitert an der Schwelle des elenden Bauwerks.« Vergl. Die Staatsmänner unter Georg III. von Henry Lord Brougham. Deutsche Uebersetzung. Pforzheim 1839, S. 34.

Nicht minder günstig war der Einfluß des neuen Geistes auch auf die kirchlichen Dinge. Jedoch gewahrt man deutlich, daß die religiöse Durchschnittsbildung noch ganz unendlich weit

hinter der politischen zurücksteht. Es wurde die Toleranzacte eingeführt. Der hochherzige Sinn des Königs verlangte allgemeine Duldung, diese aber scheiterte am Widerstande der Geistlichkeit. Die Toleranzacte schloß noch immer die Papisten und die Leugner der Dreieinigkeit aus; aber auch in dieser beschränkten Fassung trocknete sie gar manche Thräne der bisher unterdrückten Religionsparteien und ebnete der später erfolgenden Abschaffung des Religionseides und der Befreiung der Katholiken den Boden. Auch Schottland wurde völlig beruhigt; man stand endlich von allen Versuchen ab, die bischöfliche Kirche dort zur Herrschaft zu bringen.

Und als Gipfel und Schlußstein dieser gewaltigen Einrichtungen erhebt sich endlich die völlige Freiheit der Presse. Zwar ziemlich spät, aber eben deshalb nur um so wirksamer. Mit kurzen Unterbrechungen hatte die Censur unter allen Regierungsformen seit Heinrich VIII. bestanden; im Jahre 1679 war die Censuracte erloschen, 1685 aber wurde sie wieder auf sieben Jahre erneuert; und es ist allerdings auffallend genug, daß die Erklärung der Rechte an die gedrückte Presse auch nicht mit einem einzigen Worte erinnert. Endlich im Jahre 1693 aber wurde die Censur für immer vernichtet. Der Hof und selbst Wilhelm III. hat späterhin freilich gar manchmal versucht, die Rechte der Presse zu schmälern; aber es ist ihm niemals gelungen. Welcher Engländer wüßte nicht, daß, wo die Presse nicht wacht, alle weltliche und kirchliche Freiheit nur ein eitler und nichtiger Schein ist? »Gebt den Ministern,« sagte einmal ein berühmter Parlamentsredner, »ein demoralisirtes Oberhaus, gebt ihnen ein bestechliches Unterhaus, gebt ihnen einen gewaltthätigen und herrschsüchtigen Fürsten, gebt ihnen einen kriechenden Hof — und laßt uns die freie Presse, so will ich sie herausfordern, die Freiheiten Englands auch nur um ein Haarbreit zu verletzen.«

Wahrlich, wer auf diese großen Segnungen der Revolution unbefangen zurückblickt, der wird mit Freude in das stolze Wort einstimmen, das Hallam von seinem Vaterlande sagt: »Wir fühlen den Stolz und die Würde der Republikaner und zugleich die Festigkeit und ruhige Stetigkeit, welche sonst nur der Alleinherrschaft eigen zu sein pflegt.« Montesquieu spricht denselben Gedanken aus; er nennt die Engländer ein Volk, bei dem die Republik sich unter monarchische Formen verberge (une nation, où la république se cache sous la forme de la monarchie). Und nicht blos England, sondern die ganze gebildete Welt erhielt hier den mächtigsten Anstoß. Diese konstitutionelle Staatsform, die sich hier nicht sowohl unter der Einwirkung bestimmt durchgebildeter Theorien, sondern lediglich durch ein äußerst glückliches Zusammentreffen glücklicher Umstände, durch Vereinbarung feindlicher Parteien, durch ein rein äußeres Compromiß gebildet hat, ist die Grundlage, ja in mancher Hinsicht sogar das unbestrittene Ideal der gesammten neueren Staatstheorie und Staatsentwicklung geworden. Hier liegen die fruchtbringenden Keime der demokratischen Verfassungen Nordamerikas, der französischen Revolution, der religiösen, politischen und gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart.

Auch in die äußere Politik Englands kam ein gewaltiger Umschwung. Und hier vornehmlich ist es, wo die Persönlichkeit des großen Oraniers wieder sehr bedeutsam hervortritt. Wilhelm war in England nicht sehr beliebt. Die Engländer haßten ihn, weil er ein Ausländer war und allerdings sich hie und da eigenmächtige Uebergriffe gegen die Selbstregierung des Parlaments erlaubte; und auch Wilhelm seinerseits, rings umgeben von den niedrigsten und gehässigsten Verräthereien, angefeindet von fast allen Parteien, konnte zu England kein Herz fassen; er hing an Holland, dem Lande seiner Heimath; das englische Wesen widerstand ihm in innerster Seele. Auf den Gang der

Geschichte blieb jedoch diese gegenseitige Abneigung glücklicherweise ohne allen Einfluß. Wilhelm war ein geschichtlicher Held im größten Stile; er war der Träger und Vollstrecker einer bedeutenden geschichtlichen Idee. Erwachsen unter den unablässigen Befeindungen und Bedrückungen von Seiten Ludwig's XIV., Statthalter des freien und protestantischen Hollands, betrachtete er es von jeher als seine höchste Lebensaufgabe, die Uebermacht des nach Universalherrschaft strebenden französischen Despotismus zu stürzen und der Vorkämpfer aller freien Staaten und reinen Religionen zu werden. Die Erwerbung Englands war ihm besonders darum so wünschenswerth gewesen, weil dann dieser Kampf gegen Ludwig nur um so nachhaltiger und siegversprechender war. Wilhelm sprach es wiederholt in Parlamentsreden aus, daß der Kampf gegen Ludwig die Aufgabe sei, die England zur Wahrung der europäischen Freiheit überkommen habe. Bald stand er daher gegen seinen alten Feind wieder auf dem Schlachtfeld. Der Krieg, der mit dem Ryswiker Frieden endete, dauerte neun Jahre; er war sehr kostspielig und im Ganzen sogar unglücklich; Holland wurde verheert, England sank an Wohlstand und Bevölkerung. Aber es ist gewiß, daß, wäre Ludwig nicht in Flandern beschäftigt gewesen, er England selber bedroht hätte. Und wer hätte bei der Schwäche der englischen Seemacht für die Folgen eines solchen unmittelbaren Angriffs einstehen können? Darauf kamen die Wirrnisse des spanischen Erbfolgekrieges. England bezeigte wenig Lust, sich an ihm zu betheiligen; aber Ludwig war unklug genug, England muthwillig zu reizen, indem er nach dem Tode Jakob's dessen Sohn als den einzig rechtmäßigen König von England ausrief. Nun rüstete England nur um so emsiger. Wilhelm, der Unermüdliche, schloß seinen großen Bund mit dem Kaiser und den Seemächten. Der Norden stand gegen den Süden. Leider aber starb Wilhelm schon am Anfang des Krieges,

mitten unter den großartigsten Planen und Entwürfen, am 19. März 1702. Es ernteten Marlborough und Eugen, was Wilhelm gesäet hatte. Der Frieden von Utrecht, im April 1713 in trüber Zeitstimmung und von kleinlichen Staatsmännern geschlossen, war nicht so ruhmvoll und fruchtbringend, wie ihn wahrscheinlich Wilhelm geschlossen hätte; aber die Macht Ludwig's war und blieb geschwächt. England hatte seine frühere Weltstellung wiedererobert.

Königin Anna folgte. Die Königin war gutmüthig und liebenswürdig; aber höchst mittelmäßig begabt, schwach, launenhaft, weibisch. Sie haßte den verstorbenen König und alle Gesetze und Einrichtungen, die von ihm ausgegangen waren. Erzogen in der strengen Zucht der englischen Hochkirche, hatte sie zwar die Revolution gebilligt, denn sie betrachtete sie als eine unumgänglich gebotene Nothwehr des Protestantismus; aber die Nachwirkungen der Revolution wollte sie nicht tragen; die königliche Macht galt ihr als unmittelbar göttlich, die religiöse Duldsamkeit schien ihr ungebührliche Schwäche, die Dissenter waren ihr Ketzer und Ungläubige, die Whigs ohne Unterschied Republikaner. Ihr Herz gehörte den Tories, und nur dem Einflusse ihrer langjährigen herrischen Freundin, der Herzogin Marlborough, war es zuzuschreiben, daß diese nicht sogleich zur unbeschränkten Gewalt kamen. Die Whigs wurden gestürzt, als Lady Marlborough gestürzt wurde und Lady Masham an ihre Stelle trat. Die wildesten Parteikämpfe, die Wilhelm nur mit der eisernsten Festigkeit gemäßigt hatte, wucherten wieder hoch auf. Aus allen Ecken und Enden erhoben sich die Jakobiten, deren Umtriebe die Königin heimlich begünstigte; und auch die Hochkirche nahm die Gelegenheit wahr, predigte von allen Kanzeln Haß und Verfolgung und zerstörte die Bethäuser der Dissenter. Fast schien es, als seien alle Errungenschaften der Revolution ernstlich gefährdet. Von allen Seiten wurden eifrige Anstren-



gungen gemacht, den Prätendenten auf den Thron zurückzuberufen.

Glücklicherweise aber hatten die neuen Sitten und Zustände doch schon zu tiefe Wurzeln geschlagen. Ja, sie wurden durch die Gefahren, die sie zu überstehen hatten, nur um so lebenskräftiger.

Besonders zeigte sich dies sehr deutlich in den Verhandlungen über die Abschaffung der Toleranzacte. Es läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, daß die Toleranzacte in der Fassung, wie sie unter Wilhelm zu Stande kam, an einem sehr bedauerlichen Uebelstand litt. Die Dissenter hatten zwar eine völlig freie und selbständige Stellung; wer aber von ihnen in den Staatsdienst oder ins Parlament treten wollte, mußte das Abendmahl nach anglikanischem Ritus nehmen. Diese Verordnung wurde gar bald eine leere Aeußerlichkeit; man unterwarf sich einmal jener Ceremonie und dann blieb man nach wie vor bei seiner kirchlichen Gemeinschaft. Das war unleugbar eine öffentliche Verhöhnung des Gesetzes, eine staatlich geduldete und begünstigte Lüge und Heuchelei. Anstatt nun aber, wie es sich gebührte und wie es später wirklich geschah, diesem Uebel dadurch zu begegnen, daß man die Dissenter ohne allen Rückhalt mit der Staatskirche gleichstellte, beantragte die Hochkirche vielmehr sogleich nach dem Tode des Königs, im October des Jahres 1702, die Zurücknahme der Toleranzacte. Der Antrag hatte die trefflichsten Aussichten; das Parlament war sehr torystisch, die Vernichtung der Dissenter war zugleich die Vernichtung der presbyterianischen Whigs. Im Unterhause wurde die Bill angenommen; aber das Haus der Lords bekämpfte sie, mit drei Stimmen wurde sie wenigstens für die diesmalige Sitzung verworfen. Und im nächsten Jahre wurde sie zwar wieder vorgebracht, aber sie kam nicht einmal bis zur zweiten Lesung.

Und wie mit der kirchlichen Freiheit, so war es auch mit der politischen. Trotz aller anscheinenden Vortheile der Rückschrittspartei trug der Fortschritt doch den schließlichen Sieg davon. Denken wir an die berühmte Streitsache Sacheverells. Dr. Sacheverell, ein Geistlicher der Hochkirche, nach dem einstimmigen Urtheil aller Freunde und Feinde, einfältig und unbedeutend, aber eitel und fanatisch, hatte am 14. August und am 9. November 1709 in der St. Paulskirche zu London zwei Predigten gegen die Grundsätze der Revolution zu Gunsten des unbedingten leidenden Gehorsams gehalten. Die Whigminister, namentlich Godolphin, den eine jener Predigten mit Anspielung auf das bekannte Ben Jonson'sche Lustspiel einen Volpone, d. h. einen schlauen alten Fuchs genannt hatte, bestanden auf der öffentlichen Anklage vor dem Pairsgerichtshof. Die Verhandlungen waren sehr verfänglich. Sie begannen am 27. Februar 1710 und dauerten volle drei Wochen. Die Anklage- und Vertheidigungsreden, aus denen Hallam in seiner Geschichte der englischen Verfassung (Cap. 16) die schlagendsten Stellen mittheilt, führten trotz der Anwesenheit der Königin alle den Satz aus, daß die regierende Majestät ihre Krone einzig dem Willen des Volkes verdanke, und daß daher das Volk auch jederzeit berechtigt sei, die neue Dynastie, falls sie zu Gewaltthätigkeiten fortschreite, auch ebenso wieder zu vertreiben, wie es sie eingesetzt habe. Sacheverell wurde mit siebenundsechszig gegen fünfzig Stimmen für schuldig gefunden und ihm auf drei Jahre das Predigen verboten; ebenso sollte seine angeklagte Predigt und sein zu Oxford erhaltenes Doctordiplom öffentlich verbrannt werden. Aber freilich waren damit die Volksleidenschaften nicht beruhigt. Sacheverell galt, so mild seine Strafe auch war, in den Augen der blinden Menge für einen Märtyrer. Von allen Seiten liefen Adressen zu Gunsten des Nichtwiderstandes ein. Dadurch ermuthigt, löste die Königin das Whigministerium auf und rief die Tories ans Ruder.

Auch das neue Parlament, das jetzt zusammentrat, war durch und durch torystisch. Als Sacheverell seine Strafe verbüßt hatte, hielt er am 23. März 1713 in der St. Salvatorskirche eine Predigt über den Text: »Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun«, und zog in dieser Predigt einen offenen Vergleich zwischen seinen und des Erlösers Leiden. Das Unterhaus bestimmte ihn bei feierlicher Gelegenheit zum Festprediger und der Hof gab ihm reichliche Belohnung. Nichtsdestoweniger verhallten doch alle diese lärmenden Wühlereien sehr wirkungslos. Die Königin starb am 1. August 1714. Der Kurfürst von Hannover wurde ohne Widerrede als Georg I. ausgerufen. Die Aufstandsversuche für den Prätendenten scheiterten und befestigten dadurch nur um so mehr die protestantische Erbfolge. Der große Erwerb der Revolution war für immer gesichert.

Seitdem ist in England nie wieder die Geltung und lebendige Fortentwicklung des Verfassungslebens bedroht gewesen. Es ist die Ueberzeugung Aller, nicht in der Vernichtung, sondern im Gleichgewicht der Parteien ruhen Freiheit und Größe.

Im Hintergrund dieser gewaltigen Ereignisse steht die Tagespresse. Sie nimmt an ihnen den lebhaftesten Antheil und wird von jetzt an eine Macht.

S. Knight Hunt hat in seinem sehr fleißigen, aber leider sehr unübersichtlichen Werke: »The fourth estate; contributions towards a history of newpapers and of the liberty of the press, 2 Bände. London 1852., eine genaue Geschichte des damaligen Zeitungswesens gegeben. Am 7. November 1666 war die London-Gazette gegründet worden; sie erschien, zuerst in Oxford, dann in London, wöchentlich zweimal, ein halber Foliobogen. Bald darauf erhoben sich, namentlich als es sich um die Ausschließung Jakob's handelte, noch andere Blätter; aber unter Jakob waren die inneren Angelegenheiten wieder in tiefstes

Schweigen gehüllt. Dieser Zustand der Presse änderte sich unter Wilhelm von Oranien. Die neue Regierung schuf sich sogleich selbst ein Organ, the Orange Intelligencer; in den vier Jahren von 1688 — 1692 erstanden sechsundzwanzig neue Zeitungen. Jedoch war ihnen die Veröffentlichung und Beurtheilung der Parlamentsverhandlungen verboten; nach wie vor erhielt sich daher die Sitte, daß von London aus täglich geschriebene Correspondenzen über die inneren Angelegenheiten in die Provinzen gingen; mehrere Zeitungen waren zu diesem Behuf so eingerichtet, daß sie ihren zwei Druckblättern noch zwei unbeschriebene Briefblätter beifügten, die dann von den privaten Berichterstattern der Hauptstadt mit Nachrichten und Betrachtungen über den Gang der inneren Ereignisse ausgefüllt wurden; von diesen Zeitungen war der Durchschnittspreis zwei Pence für die Nummer. Eine Tagespresse, die in Wahrheit diesen Namen verdient, erstand erst unter der Königin Anna; dann aber mit vollster Kraft und tief einschneidender Wirkung. Der spanische Erbfolgekrieg beschäftigte alle Gemüther, Tories und Whigs standen sich schroff gegenüber, und ob diese oder jene Partei siegte, entschied über die Rückkehr der Stuarts oder über die protestantische Erbfolge. Der Kampf konnte sich nicht blos auf den Hof und das Parlament beschränken, er mußte sich vor Allem auch an die öffentliche Meinung wenden. In London erschienen damals achtzehn politische Zeitungen, d. h. sieben mehr als im Jahre 1852; zunächst freilich nur wöchentlich zwei Mal, im Jahre 1709 aber wurde der Daily Courant (der Tagescourier) gegründet, die erste, alltäglich erscheinende Zeitung Europas. Und auch Exeter, Salisbury und andere große Städte folgten diesem Beispiel. Dazu nun eine Unzahl von Flugschriften, die alle Ereignisse und Maßregeln aufs schärfste der Oeffentlichkeit unterwarfen. Wohl machten Regierung und Parlament den Versuch, dies wuchernde Zeitungs- und Flugschriftenwesen zu unterdrücken, be-

sonders sollte die Einführung der Pennytaxe im April 1712 wenigstens die wildesten Auswüchse beschneiden; aber was half es? Die Regierung selbst mußte in allen wichtigen Fällen ebenso zu dem Mittel der Zeitungen und Flugschriften greifen wie ihre Gegner. Die gefeiertsten Schriftsteller und Staatsmänner Englands, Defoe, Steele, Addison, Swift, Somers, Bolingbroke, wie später Pulteney und Walpole, sind alle ohne Unterschied allzeit schlagfertige Pamphletisten und verdanken dieser steten Federfertigkeit zum Theil ihre glänzendsten Erfolge. Bis auf den heutigen Tag gehören die Flugschriften Defoe's, Swift's und Bolingbroke's zu den höchsten Zierden der englischen Literatur.

Bald aber ging die Presse über die nächsten Parteifragen hinaus. Mitten aus den unmittelbar vorliegenden Kämpfen erhebt sich immer klarer das Bewußtsein, daß Glück und Freiheit des Ganzen doch wesentlich von der äußeren Wohlfahrt, vom Behagen und dem Reichthum der Einzelnen ausgehe und daher auch nothwendig wieder in diesen allgemeinen Wohlstand zurückmünden müsse. Vom Politischen kam man sogleich in das Soziale, von den Grundlagen des Staats auf die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Die Volkswirthschaftslehre oder die Wissenschaft der Nationalökonomie, die in England schon seit der Zeit der Elisabeth sehr sorgsam und nach Umständen sogar sehr glücklich und einsichtig gepflegt war, wurde immer fester und lebendiger in der Erkenntniß ihrer vornehmsten Gesetze, und war eifrig bemüht, das wissenschaftlich Erkannte sofort auch werkthätig ins Leben hinüberzuführen. Der selbstsüchtige, aber mächtige Aufschwung des englischen Handels und Colonialwesens weiß sattsam von den segensreichen Wirkungen dieser menschenfreundlichen Bestrebungen zu erzählen.

Ein höchst denkwürdiges Zeugniß der neuen Sinnesweise ist der Essay on projects von Daniel Defoe; ein Buch, in vieler Beziehung den patriotischen Phantasien von Justus Möser ver-

gleichbar. Defoe, der späterhin als Verfasser des Robinson Crusoe so berühmt wurde, führt hier den Plan eines großartigen Banksystems aus, stellt die unberechenbaren Vortheile verbesserter Landstraßen als der einträglichsten Quelle der öffentlichen Wohlfahrt dar, verlangt zur Sicherheit des Handelsverkehrs eine Milderung der Gesetze gegen ehrlichen Bankerott und desto größere Strenge gegen erwiesenen Betrug, schlägt allgemeine Assecuranzgesellschaften gegen Gefahren und Schäden aller Art vor, dringt auf öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, besonders auf Sparkassen und empfiehlt zuletzt die liebevollste Sorgfalt für Irrenhäuser als eine unveräußerliche Schuld gegen die große Gesammtfamilie des Menschengeschlechts, und führt zugleich die überdachtesten Betrachtungen und Vorschläge über Erziehung, besonders über Mädchenerziehung, und über Förderung der Wissenschaft von Seiten des Staats aus. Franklin, der große nordamerikanische Freiheitsheld, bekennt ausdrücklich, daß er schon als Knabe durch diese ebenso einleuchtenden als neuen Ideen aufs tiefste ergriffen wurde, und daß der Antheil, den er an der Revolution seines Vaterlandes genommen, in der That in gewisser Hinsicht das ganz unmittelbare Ergebniß der hier gewonnenen Anregungen sei.

Wissenschaftlicher und darum nur um so nachhaltiger sind die streng nationalökonomischen Schriften von William Temple, William Petty, Dudley North, John Locke, Charles Davenant und einigen Anderen. Man hat diese älteren englischen Nationalökonomen bisher viel zu wenig beachtet; erst den gründlichen Untersuchungen Wilhelm Roscher's (Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre. Leipzig 1851) ist es zu danken, daß man jetzt endlich anfängt, ihnen allmälig gerechter zu werden. Das übereinstimmende Ziel dieser Schriftsteller ist, den Holländern das Geheimniß ihrer wirthschaftlichen Größe abzulernen und alle Mittel in Bewegung zu setzen, sie zu erreichen und mit der

Zeit sogar zu überbieten. Dieses Streben tritt in den mannichfachsten Gestalten auf, als Pflege der Seefischerei, als Rechtfertigung des ostindischen Handels, als Sehnsucht nach einem erniedrigten Zinsfuß, als Vertheidigung der Navigationsacte, als Empfehlung indirecter Abgaben statt der directen, als Lobrede auf die Handelsfreiheit im Inneren; und dabei werden die Lehren vom Werth und Preis, von Gold und Münze, von Zinsfuß und Arbeitslohn, von Handelsbilanz und Handelsfreiheit und alle diese wichtigsten Fragen mit einer Einsicht und Klarheit entwickelt, daß, wie der sachkundige Roscher behauptet, A. Smith diese Lehren schon alle abgeschlossen vorfand, obgleich er nach der gewöhnlichen Meinung meist für ihren ursprünglichen Begründer gehalten wird.

Leben und Wissenschaft reichten sich muthig die Hände. Bald sah man überall, daß ein neuer Zug in die Geister gekommen. Die freie und unerschrockene Forschung, die schon im Zeitalter der Stuarts ihre Flügel regte, erstarkte immer mehr und mehr. Es erstand eine neue Philosophie, eine neue Theologie, eine neue Sittenlehre, die wesentlich als der naturgemäße Niederschlag dieser neuen religiösen und politischen Zustände zu betrachten sind. Und Locke, der Deismus und die englischen Moralisten wurden die Hebel, deren Wirkung weit über England hinausgriff und die ganze alte Welt aus ihren Fugen rückte.

Zweites Capitel.

Locke und die Erfahrungsphilosophie.

Locke, der jüngere Zeitgenosse Newton's, kann füglich der Newton der Philosophie genannt werden. Er geht in der Betrachtung des menschlichen Geistes genau von denselben Grundsätzen aus, wie die gleichzeitige Naturwissenschaft in der Betrachtung der Natur. Der Wahlspruch Newton's: »hüte dich vor Metaphysik,« ist auch in philosophischen Dingen der Wahlspruch Locke's.

John Locke war am 29. August 1632 zu Wrington in Sommersetshire in der Nähe von Bristol geboren. Sein Vater, der während der Bürgerkriege Hauptmann im Parlamentsheer war, gab ihm die sorgfältigste Erziehung. Er wurde auf die Westminsterschule geschickt und von dort 1651 nach Oxford. Locke selbst hat sich niemals sehr befriedigt über seinen Oxforder Aufenthalt ausgesprochen. Die scholastische Behandlung der Philosophie, die dort herrschte, hatte für ihn etwas Abstoßendes. Dagegen zog ihn sehr die medicinische Wissenschaft an; er brachte es in dieser sogar zu allgemeiner Anerkennung; Sydenham, der größte Arzt seiner Zeit, rühmt sich in seiner Betrachtung über Geschichte und Heilung der acuten Krankheiten mit offenbarer Genugthuung der Billigung Locke's, und das ist um so beachtenswerther, da im Jahre 1670, in welchem jenes Buch erschien, Locke als Philosoph noch völlig unbekannt war. Im Jahre 1664 trat Locke zum ersten Male in das öffentliche Leben. Er begleitete Sir Walter Vane, den königlichen Gesandten bei dem Kurfürsten von Brandenburg, während des ersten niederländischen Krieges als Secretair nach Cleve, kehrte jedoch schon

im nächstfolgenden Jahre nach England zurück und scheint sich hier zunächst wieder naturwissenschaftlichen, namentlich chemischen und physikalischen Studien gewidmet zu haben. Im Jahre 1666 machte er die für sein ganzes Leben höchst folgenreiche Bekanntschaft von Lord Ashley, dem späteren Earl von Shaftesbury. Er wohnte theils in Exeterhouse, theils zu Oxford. Am letzteren Ort entwarf er zuerst 1670 sein großes Werk »Essay on human understanding«. Dieser Entwurf, mit der Jahreszahl von 1671 ist noch vorhanden und von Lord King in seinem lehrreichen Leben Locke's (London 1830. Thl. I, S. 10.) veröffentlicht; der Grundgedanke, daß alle Erkenntniß des Menschen lediglich auf Erfahrung beruhe, ist hier bereits in voller Schärfe erfaßt. Als 1672 Lord Shaftesbury Lordkanzler geworden war, gab er Locke eine einträgliche Anstellung im Ministerium des Handels; diese verlor jedoch Locke sogleich wieder, als Shaftesbury im nächsten Jahre mit dem Hofe brach und sich zur Opposition schlug. 1675 ging er eines asthmatischen Leidens halber auf längere Zeit nach Frankreich. Das von Lord King mitgetheilte Reisetagebuch gewährt den anziehendsten Einblick, wie offen Locke das Auge für Eindrücke jeder Art hatte, wie sehr der politische und religiöse Druck Frankreichs und Englands seinen freiheitsliebenden Geist mit Entrüstung erfüllte, und wie doch inmitten aller dieser verschiedenartigen Anregungen nach wie vor die tiefsten Fragen seiner sich immer mehr befestigenden Erkenntnißlehre in ihm herumwühlen. Im Mai 1679 kehrte er nach England zurück; sein Aufenthalt hier war aber nicht von langer Dauer. Die öffentlichen Wirren Englands waren inzwischen aufs schlimmste gestiegen; Niemand fühlte sich sicher, der in irgend einer Weise die Ungnade des Hofes auf sich gezogen hatte. Nur mit Mühe war Shaftesbury, des Hochverraths angeklagt, dem Tode entgangen und deshalb gegen das Ende des Jahres 1682 nach Holland entflohen, woselbst er am 26. Februar

1683 starb. Locke wußte wie verdächtig er der Regierung wegen seiner langjährigen Verbindung mit Shaftesbury sei; er ging daher im August 1683 ebenfalls nach Holland. Deshalb wurde er 1684 seiner Stelle (Studentship) im Christcollegium zu Oxford verlustig erklärt; ja 1685 forderte das englische Ministerium von den vereinigten Staaten sogar seine Auslieferung. Locke lebte daher sehr zurückgezogen, ging nur des Nachts aus, siedelte für einige Zeit vom 16. April bis 23. Mai 1685 von Amsterdam nach Utrecht über, um nicht in den Verdacht der Theilnahme von Monmouth's Umsturzversuchen zu kommen. Einflußreiche Freunde, wie der Lord Herbert Graf von Pembroke und William Penn machten Locke das Anerbieten, bei Jakob II. für ihn Verzeihung zu erlangen; Locke aber schlug es aus, weil er sich keiner Schuld bewußt sei und deshalb der Verzeihung nicht bedürfe. In diese Zeit fällt die Abfassung seines ersten Briefes über die Toleranz, der ihn bereits seit vielen Jahren beschäftigt hatte und sogar schon 1667 im Umriß vollendet war. Er erschien zuerst lateinisch. Zugleich erschien auch in der allgemeinen Bibliothek von Le Clerc ein Auszug aus seinem Buche über den menschlichen Verstand in französischer Uebersetzung. Nach der Revolution von 1688 ging Locke mit Wilhelm von Oranien nach England. Jetzt versuchte er seine Oxforder Stellung wieder zu erhalten; es gelang ihm jedoch nicht; man weiß nicht, aus welchem Grunde. Erst im Jahre 1695 bekam er ein neues Amt im Handelsministerium, gab aber dieses schon 1697 wieder aus Kränklichkeit auf.

Sein erstes Geschäft im Vaterlande war, daß er nun sein Buch über den menschlichen Verstand und die Briefe über religiöse Duldung in ihrem ganzen Umfange und in der englischen Ursprache veröffentlichte.

Betrachten wir zuvörderst das Hauptwerk Locke's, den Versuch über den menschlichen Verstand.

Wie ein zufällig vom Baum herabfallender Apfel der erste Anstoß für die Newton'sche Gravitationslehre gewesen sein soll, so war auch der erste Anstoß der Locke'schen Erkenntnißlehre ein scheinbar zufälliger. Locke selbst erzählt in der Vorrede seines berühmten Werkes, wie einmal in seiner Gegenwart fünf bis sechs Freunde sich über einen von seiner Untersuchung ganz entfernten Gegenstand lebhaft gestritten hätten. Sie hätten sich bald durch die Schwierigkeiten, welche sich von allen Seiten hervorthaten, so in die Enge getrieben gesehen, daß sie keinen Schritt weiter kamen und trotz aller Mühe aus ihren Zweifeln keinen Ausweg fanden. Dies habe ihn auf den Gedanken gebracht, daß vor allen Speculationen dieser Art eine Untersuchung über das Vermögen des Verstandes und über die Gegenstände, welche in seinem Kreise liegen, unumgänglich nothwendig sei. Er habe diesen seinen Plan der Gesellschaft mitgetheilt, und einige flüchtig zusammengeraffte Gedanken über diese von ihm bisher noch nicht in Erwägung gezogene Frage seien der erste Anfang seiner späterhin weiter ausgeführten Untersuchung geworden.

Der Gang der Darstellung hat die Spuren dieses zufälligen Anlasses vollständig getilgt. Die beiden ersten Bücher untersuchen zunächst den Ursprung der Ideen, die der Mensch in sich findet, und den Inhalt und Umfang derselben. Sodann erhebt sich die Frage, woher es denn komme, daß der Mensch so oft das Falsche für wahr halte, d. h. in Irrthümer und Mißverständnisse verfalle. Diese Frage beantworten die beiden letzten Bücher. Hier giebt Locke eine sehr scharfsinnige Entwicklung der Sprache; denn auch Locke weiß bereits, daß die vornehmlichste Quelle des menschlichen Irrthums darin liegt, daß, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich einstellt.

So ist in der That das Ziel, das Locke seiner Erkenntnißlehre stellte, dem Ziele von Kant's Kritik der reinen Vernunft bereits sehr ähnlich. Hier wie dort handelt es sich um den Ur=

sprung und die Grenzen der menschlichen Erkenntniß oder, wie Locke sich ausdrückt, um die Untersuchung, welche Gegenstände unserem Verstande zugänglich sind und welche außerhalb seines Gebiets liegen. Freilich ist das Endergebniß beider Denker durchaus verschieden. Locke kommt zu dem Schluß, daß alle Erkenntniß aus Sinneneindrücken entspringt; Kant dagegen setzt von Anfang an sogleich voraus, daß es zweierlei Arten der Erkenntniß gebe: eine, die aus der Erfahrung, und eine andere, die nicht aus der Erfahrung stamme.

Locke konnte sich für die Verbreitung seiner Lehre keinen durchgreifenden Erfolg versprechen, wenn er nicht zuvor die herrschende Denkweise widerlegt hatte. Herrschend aber war die Ansicht, daß dem Menschen die Ideen angeboren seien; sie war vertreten durch die Cartesianer, durch Herbert (1581 — 1648) und Radulph Cudworth (1617 — 1688). Diese Widerlegung ist eben so scharf als überzeugend. Locke führt aus, daß, wenn es auch gewisse allgemeine Sätze gebe, die, wie z. B. der Satz: »Was ist, das ist,« und: »Es ist unmöglich, daß dasselbe Ding sei und nicht sei,« von Allen für wahr gehalten werden, nichts desto weniger diese Erkenntniß noch nicht von Hause aus angeboren sei. Diese Erkenntniß finde nicht vor der selbstthätigen Anwendung der Vernunft statt, ja, sie sei nicht einmal die erste und anfänglichste That dieser Vernunftthätigkeit; die Vernunft müsse schon sehr gebildet sein, ehe sie zur Erfassung allgemeiner Sätze komme. Die Erkenntniß entstehe vielmehr dadurch, daß die Sinne dem Verstande Eindrücke äußerer Gegenstände zuführen; der Verstand nehme wahr, daß einige dieser Eindrücke zusammenstimmen, andere einander entgegengesetzt seien, und erst aus dieser Wahrnehmung bilde er sich allgemeine Begriffe. Eben so wenig seien gewisse moralische Ideen als angeborene zu betrachten, denn die Begriffe von Tugend und Schicklichkeit seien je nach der Verschiedenheit der Völker und Zeiten sehr verschieden;

die Menschen des einen Ortes fühlen Gewissensbisse über Handlungen, die an anderen Orten für sehr verdienstlich gehalten werden. Die meisten Menschen pflegen nur deshalb ihre ersten Jugendeindrücke für angeboren zu halten, weil sie sich nicht mehr deutlich der Art bewußt sind, wie diese in ihr Gemüth kamen. Nicht einmal der Begriff von Gott sei uns angeboren; denn er finde sich bei vielen Völkern gar nicht, und wo er sich finde, in höchst verschiedener Weise.

Wenn also die Ideen nicht angeboren sind, wie kommt der Verstand zu ihnen? Locke antwortet: sie werden ihm durch die Erfahrung gegeben. Diese Erfahrung aber ist eine doppelte, eine äußere und eine innere. Die äußere Erfahrung ist der Eindruck der äußeren Gegenstände auf unsere Sinne, die Empfindung, sensation; die innere Erfahrung ist das Beobachten der inneren Thätigkeiten des Geistes, die dieser an den überkommenen Eindrücken und Gegenständen ausübt, die Selbstbeobachtung des inneren Wahrnehmens, Denkens und Wollens, Reflexion, reflection. Empfindung und Reflexion sind die alleinigen und ausschließlichen Erkenntnißquellen des Menschen; sie sind, nach Locke's Ausdruck, die einzigen Fenster, durch welche in den an sich dunkeln Raum des Verstandes das Licht der Ideen hineinfällt. Auch die tiefsinnigsten Begriffe, wie namentlich die Begriffe von Raum, Zeit und Unendlichkeit, die Begriffe der Eigenschaften (modes), der Substanz und der Verhältnisse (relations), selbst die Leidenschaften, als die Gefühle der Lust und Unlust, entspringen aus der Wiederholung, Verbindung und Wechselwirkung der durch die Sinne und Reflexion gegebenen Eindrücke.

Diese äußere und innere Sinnenerfahrung ist die Grundlage. Auf ihr ruht der gesammte Bau des menschlichen Denkens und Wissens. Wie Sylben und Worte nur durch die Verknüpfung und Verarbeitung der Buchstaben entstehen, so entsteht alle weitere Erkenntniß, die von Locke unter dem Namen der

zusammengesetzten Ideen zusammengefaßt wird, nur durch die Verknüpfung und Verarbeitung der einfachen Ideen.

In der Empfindung und Reflexion ist der Geist nur rein empfangend, nicht schöpferisch; er bringt die Ideen nicht hervor, sondern sie werden in ihm hervorgebracht; er kann sich der Eindrücke nicht erwehren, eben so wenig wie der Spiegel der Bilder sich erwehren kann, die er willenlos aufnimmt und aus sich zurückstrahlt. Hier aber in der Verknüpfung und gegenseitigen Fortbildung der Ideen wird der Geist schöpferisch und selbstthätig. Sinnenerfahrung kann der Mensch nur so viel besitzen, als ihm von außen zugebracht wird; was er aber aus der Sinnenerfahrung macht und aus ihr folgert, das hängt ganz und gar von ihm selbst ab.

Und hier sind wir bei den Grenzen der menschlichen Erkenntniß angekommen. Hier erklären sich die Gefahren, die dem Denken aus der Sprache erwachsen. Die Verknüpfung der Ideen geschieht durch Worte. Die Worte aber sind nicht Bilder und Abdrücke der einzelnen Dinge als solcher, sondern Bezeichnungen der Arten und Gattungen; sie sind Allgemeinbegriffe, die nicht etwas Wirkliches sind, sondern nur das Verhältniß der Dinge zu unserem Verstande andeuten. Die Erkenntniß hat daher um so größere Sicherheit und läuft um so weniger Gefahr, willkürlich und unwahr zu sein, je weniger sie sich von den einfachen Sinneneindrücken entfernt und sich der selbständigen wirklichkeitslosen Ideenverbindung preisgiebt. Es giebt daher drei verschiedene Grade des menschlichen Wissens; das Wissen ist entweder anschauend, inductiv, wo das Wissen in sich selbst den Beweis der Wahrheit trägt, z. B. daß Schwarz nicht Weiß ist; oder es ist durch andere Begriffe vermittelt, demonstrativ, wie z. B. der Beweis für das Dasein Gottes; oder es ist unmittelbar sinnlich, sensitiv, die Sinnenerfahrung der inneren und äußeren Eindrücke. Jede Ueberzeugung, welche nicht in das eine oder



das andere Gebiet dieses Wissens gehört, ist kein Wissen, sondern nur ein mehr oder weniger wahrscheinliches Meinen und Glauben. Locke legt daher ganz folgerichtig auch der Offenbarung der Bibel nur insoweit Werth bei, als diese Offenbarung durch das Wissen der natürlichen Vernunft bewahrheitet wird.

Man braucht diese Untersuchungen nur kurz zu überblicken, um sogleich zu begreifen, daß sie in der Geschichte des menschlichen Denkens einen sehr bedeutenden Einschnitt, in vielfacher Beziehung sogar einen Abschluß bilden mußten. Baco und Hobbes und in Frankreich Gassendi hatten zwar ebenfalls schon im Wesentlichen alle Erkenntniß aus der sinnlichen Erfahrung abgeleitet; aber sie hatten nicht viel darnach gefragt, wie es denn nun eigentlich der Geist bewerkstellige, daß er vom Einzelnen zum Allgemeinen, von der Beobachtung zum Begriff gelange. Locke war der Erste, der diese Frage aufwarf; er brachte die Unbefangenheit des erfahrungsmäßigen Denkens zur bewußten Selbsterkenntniß. Und zwar thut er dies auf rein inductorische Weise. Das heißt, aus der emsigsten Pflege der Naturwissenschaft hervorgegangen, wendet er mit unerbittlicher Strenge die Methode derselben auf die Erscheinungen des Geistes an; er beobachtet die Thätigkeit des Verstandes wie der Naturforscher die Thätigkeit der Natur beobachtet; er selbst sagt uns einmal, daß es seine Absicht war, in einfach geschichtlicher Erzählung sich und Anderen Rechenschaft über die Art und Weise zu geben, durch welche der Verstand zu seinen Begriffen komme. Gleich weit entfernt von scholastischer Sprache wie von gelehrt metaphysischen und physiologischen Voraussetzungen, sammelt er seine Beobachtungen nüchtern und scharfblickend, zählt sie auf, gruppirt sie, und zieht dann endlich aus ihnen den Schluß, daß es nun und nimmer eine Erkenntniß gebe, die nicht von den Sinnen ausgehe und in ihrem letzten Grunde von sinnlicher Art

sei. Verwandelte Newton die physische Astronomie in die Mechanik des Himmels, so machte Locke die Logik und Metaphysik zur Lehre von den menschlichen Sinneneindrücken. Wenn es erlaubt ist, in hergebrachten Kunstausdrücken zu sprechen, so kann man sagen, was bei Newton Mechanismus ist, ist bei Locke Sensualismus. Die Verwandtschaft und der innere Zusammenhang beider Anschauungen liegt klar vor Augen.

Es ist hier der Ort nicht, näher auszuführen, in wie weit den Entdeckungen Locke's dieselbe Ewigkeit der Geltung zukommt, wie den unsterblichen Entdeckungen Newton's. Bekanntlich steht neben der englischen Erfahrungsphilosophie der Idealismus von Cartesius, Spinoza und Leibniz, und Leibniz selbst schrieb gegen Locke eine Gegenschrift: »nouveau essai sur l'entendement humain,« die freilich erst fünfzig Jahre nach seinem Tode von Raspe (Amsterdam und Leipzig 1765) herausgegeben wurde. Jedoch ist es eine Sache von der höchsten Bedeutung, daß gerade jetzt die neueste physiologische Psychologie wieder mehr als je nach den von Locke ausgesprochenen Lehren zurückgreift und mit innerer Nothwendigkeit aus der Natur des Menschen ableitet, was Locke nur einfach und unmittelbar als allgemeine und erfahrungsmäßige Thatsache hinstellen konnte. Jedenfalls ist es gewiß, daß diese Erkenntnißlehre Locke's zu ihrer Zeit für die ganze allgemeine Bildung von den allergewaltigsten Folgen war; England und Frankreich stehen im Großen und Ganzen noch heute in diesem Gedankenkreise.

Und der Einfluß Locke's wurde nur um so bedeutender, als Locke keineswegs sich blos auf die philosophische Erkenntnißlehre beschränkte, sondern seine Grundsätze auch sogleich in den wichtigsten Fragen der Religion und der Politik zur Anwendung brachte. Wenn man mit Recht von der Philosophie sagt, daß sie die gedankenmäßige Zusammenfassung der gesammten Zeitbestrebungen und als solche gewissermaßen das Gewissen und

das Bewußtsein der Zeit sei, so gilt dies stolze Wort von Locke im unbedingtesten Sinne. Locke sprach in seinen kleinen Schriften, die alle mehr oder weniger als rein publizistische Gelegenheitsschriften zu betrachten sind, das tiefste Wollen und Denken seiner Zeit aus. Hier vornehmlich wurzelt daher der erste Anfang und Anstoß der religiösen und politischen Bewegungen der englischen Aufklärung.

Diese kleineren Schriften nehmen fast ganz die letzte Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit ein. Hatte sich Locke's Philosophie, groß geworden im Widerwillen gegen alle scholastische Spitzfindigkeit und unter den Einwirkungen der frisch beobachtenden Naturwissenschaft, schon von Jugend auf vorzugsweise den nächstliegenden Fragen des Denkens und Lebens zugewendet, so steigerte sich dieses werkthätige Eingreifen Locke's noch um so mehr, je ausschließlicher er in seinem reiferen Alter nur mit Weltleuten und Staatsmännern verkehrte. Durch das Leben gebildet, wollte er auch für das Leben wirken.

In erster Linie unter diesen kleineren Schriften Locke's stehen die auf Religion bezüglichen. Es sind die Briefe über Toleranz, the letters of toleration, und das Buch über das vernunftgemäße Christenthum, the Reasonableness of Christianity, as delivered in the scriptures.

Der Entwurf des ersten Briefes über die religiöse Duldsamkeit fällt schon, wie Locke's Tagebuch ausweist (vergl. Locke's Leben von King, Bd. I. S. 291), in das Jahr 1667; jedoch wurde er erst 1685 in Holland vollendet und dort in der Form eines lateinischen Briefes an Locke's Freund Limburg veröffentlicht. Er führte den Titel: Epistola de Tolerantia ad Clarissimum virum T. A. R. P. T. O. L. A. scripta a P. A. P. O. J. L. A., d. h. Epistola ad Theologiae apud Remonstrantes Professorem, Tyrannidis Osorem, Limburgium Amstelodamensem scripta a Pacis Amico, Persecutionis

Osore, Joanne Lockio Anglo. Nach der englischen Revolution wurde er von Locke aufs Neue englisch herausgegeben; es galt die inzwischen von Wilhelm von Oranien ausgegangene Toleranzacte zu rechtfertigen und da, wo sie hinter seinen Forderungen zurückblieb, einer billigen Prüfung zu unterwerfen. Diesem ersten Briefe folgte 1690 der zweite, 1692 der dritte. Im Jahre 1695 erschien das vernunftgemäße Christenthum. Außerdem gehören hierher noch mehrere Streitschriften gegen Dr. Edwards und Stillingfleet, Bischof von Worcester, die gegen Locke und seine Anhänger die heftigsten Angriffe erhoben hatten.

Alle diese Schriften predigen feurig das Evangelium der Liebe und Duldung, die Idee reiner, ächt menschlicher Sittlichkeit. War doch Locke als Dissenter geboren und in Dissenterschulen erzogen, und wurde doch auch er von der pfäffischen Verfolgungssucht der Restaurationszeit in empörendster Weise heimgesucht! Der Versuch über den menschlichen Verstand hatte damit geschlossen, daß die Offenbarung zwar nicht von der Vernunft erzeugt sei, aber, falls sie nicht in Aberglauben und Priestertrug ausarte, mit dieser durchaus übereinstimme; die Offenbarung gebe mühelos Wahrheiten, die die Vernunft für sich allein gar nicht oder wenigstens nur sehr schwer finden würde. Das Buch über das vernunftgemäße Christenthum ist die genauere Anwendung dieses allgemeinen Gedankens auf die Bibel. Es setzt das Wesen des Christenthums in den Glauben an den Messias; denn dieser Glaube sei es, den die Apostel überall in den Vordergrund stellen und von Juden- und Heidenchristen mit gleichem Eifer verlangen. Freilich, heißt es hier weiter, wer nicht annimmt, daß durch den Sündenfall Adam's alle Menschen der Sünde theilhaftig geworden, dem ist Christus nur der Wiederhersteller der natürlichen Religion; wer aber an die Lehre der Bibel glaubt, daß durch Adam der Tod über alle Menschen gekommen, dem ist Christus der Erlöser, der den Menschen das



Leben wieder gegeben, damit sie fortan nicht mehr blos deshalb, weil sie von Adam stammen, ihr ewiges und seliges Leben verlieren, sondern gerichtet werden nach ihren eigenen Werken. Wer an den Sohn glaubt, sagt der heilige Johannes, der hat das ewige Leben. Diese Erlösung aber, fügt Locke hinzu, ist an die Forderung der Buße und Tugend geknüpft; es heiße in der Bibel, wessen Gerechtigkeit nicht besser sei als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, der werde nie in das Himmelreich kommen. Erst diese Verbindung von Glaube und Sittenlehre gebe den rechten Nachdruck; die griechischen Philosophen und Confucius hätten auch die vortrefflichste Sittenlehre, aber diese sei nicht so wirksam, weil ihr die Weihe fehle, von Gott selbst verkündigt zu sein.

Daraus folgt, daß Locke wenig geneigt sein konnte, irgend einer bestimmten Kirche einen ausschließlichen Vorrang zu geben, denn in diesem Glauben an den Messias treffen trotz aller Verschiedenheiten doch alle christlichen Bekenntnisse zusammen; ja selbst Juden, Muhamedaner und Heiden gelangen schließlich bei ihm zu ihrem Recht, denn auch sie können ja makellos sittliche Menschen sein, wenn ihnen diese Sittlichkeit auch mehr Mühe kosten sollte als den gläubigen Christen. Und diese allgemeine Duldung, die hier aus dogmatischen Glaubenssätzen gewonnen wird, ist derjenige Punkt, auf den Locke immer und immer wieder zurückkommt. Seine Briefe über die Duldung dringen auf das Entschiedenste auf die schärfste Trennung von Kirche und Staat. Der Staat habe über die Gewissens- und Glaubensangelegenheiten seiner Angehörigen nur dann eine zuständige Macht und Gerichtsbarkeit, wenn eine religiöse Gemeinschaft zu unsittlichen und verbrecherischen Handlungen führe. Seltsam genug! Nur Katholiken und Gottesleugner schließt Locke von seiner allgemeinen Duldung aus. Diese gewaltthätige Strenge ist um so auffälliger, da es auf der einen Seite doch in Eng-

land selbst viele Katholiken gab und auf der anderen bereits damals Bayle seine warme Vertheidigungsrede für die Sittlichkeit der Gottesleugner geschrieben hatte. Und doch erklärt sich diese überraschende Gewaltsamkeit ganz folgerichtig aus Locke's Standpunkt. Die Katholiken konnte Locke nicht dulden, denn sie haben ihr Oberhaupt in Rom und sind daher als Staat im Staate für die bürgerliche Ruhe und Freiheit gefährlich, und zwar um so gefährlicher, da, wie damals in England die allgemein geltende Ansicht war, dies Oberhaupt seinen Untergebenen anweise, Ketzern nicht Wort zu halten. Die Gottesleugner konnte er nicht dulden, denn er hielt den Begriff der Offenbarung fest; wer aber Gott leugnet, leugnet auch die Möglichkeit der Offenbarung.

Höchst bezeichnend für Locke's religiöse Ansichten ist ein Entwurf, den Locke im Jahre 1688 in Holland schrieb und den Lord King (Bd. II. S. 63) mitgetheilt hat. Locke stellte darin das Ideal auf, wie er sich eine wahre christliche Gemeinde dachte, die durch keinerlei weltliche Rücksichten und Bekenntnißstreitigkeiten getrübt sei. Auch hier hebt er die Annahme der biblischen Offenbarung hervor, um deren Verständniß ein Jeder sich emsig bemühen soll, macht aber die Duldsamkeit gegen jegliche abweichende Meinung zur unerläßlichsten Pflicht. Die Art und Weise des Cultus bleibt dem Belieben eines Jeden überlassen.

Schlosser bemerkt in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, daß Locke's Lehre von der allgemeinen religiösen Duldsamkeit gerade wieder in unseren Tagen den entschiedensten Widerspruch finden dürfte. Fast noch mehr als von Locke's religiösen Schriften gilt dies von seinen politischen.

Die wichtigste politische Schrift Locke's ist das Buch über die Regierung, the treatise on government. Es erschien im Jahre 1689 und trat mit der offen ausgesprochenen Absicht auf, »den Thron des großen Wiederherstellers der englischen Freiheit,



des Königs Wilhelm, zu befestigen, dessen Anrechte aus dem Willen des Volkes abzuleiten und das englische Volk wegen seiner neuen Revolution vor der Welt zu vertheidigen.« Diese Rechtfertigung der englischen Revolution von 1688 hat daher viel Aehnlichkeit mit Milton's Rechtfertigung der Enthauptung Karl's I. Jedoch ist sie wissenschaftlicher; mehr Buch als Flugschrift; durch und durch eine klare und umfassende Begründung und Darstellung der Idee der Volkssouveränetät. Wenige Jahre vorher, im Jahre 1680, also in der Zeit, in der, wie Locke sich ausdrückt, das englische Volk eben in Gefahr war, in Elend und Knechtschaft zu sinken, hatte Robert Filmer in seinem »Patriarcha« dergestalt die Unumschränktheit des Königthums gepredigt, daß er die königliche Gewalt auf die väterliche Gewalt zurückführte; Adam habe diese Gewalt über seine Kinder unmittelbar von Gott empfangen und dann sei sie für immer auf den Aeltestgeborenen übergegangen. Gegen diese Ansicht richtet sich nun Locke zunächst. Er macht mit Recht geltend, daß, wenn auch der Uebergang der Familie in den Staat sehr natürlich sei, die Staatsgewalt doch nicht aus Familienverhältnissen abgeleitet werden dürfe. Die väterliche Gewalt daure nicht für das ganze Leben, sondern nur für die Minderjährigkeit, in der die Kinder noch des älterlichen Schutzes benöthigt sind; zwischen Aeltern und unerwachsenen Kindern finde keine Gleichheit des Vernunftgebrauches statt, wohl aber zwischen Unterthanen und Obrigkeit. Locke gründet daher die Entstehung des Staates auf die Annahme eines gegenseitigen Vertrags. Diese Anschauungsweise entlehnte er von Hobbes, dem berühmten Staatsphilosophen des Absolutismus. Aber weit entfernt, daß bei ihm, wie bei Hobbes, die Menschen unter Verzicht auf allen Widerstand und Widerruf ihr Recht und ihre Macht auf Einen Menschen übertragen, dem sie fortan ohne alle Bürgschaft ihrer Freiheit und Wohlfahrt recht- und machtlos unterworfen sind, ist ihm viel-

mehr der Staat ein Vertrag zum Schutz und Glück jedes Einzelnen. Schon der Naturzustand ist bei ihm nicht, wie bei Hobbes, ein Krieg Aller gegen Alle, sondern ein Zustand allgemeiner Freiheit und Gleichheit. Auch in diesem Naturzustand hat bereits jeder Einzelne sein Eigenthum; denn Eigenthum entsteht dadurch, daß ich mir aus dem ursprünglichen Gemeingut ein Stück Acker pflüge und besäe und es mir also durch meine Arbeit erwerbe; wenn ich aus einem gemeinsamen Brunnen einen Krug Wasser schöpfe, so mache ich diesen dadurch zum meinigen. Nun gilt es, wie Locke weiter fortfährt, daß sich die Menschen gegenseitig Freiheit, Leben und Eigenthum sichern. Deshalb errichten sie einen Staat, d. h. sie begeben sich ihrer natürlichen Unbeschränktheit, vereinbaren bestimmte Regeln und Gesetze des Zusammenlebens, und erwählen durch allgemeine Uebereinstimmung gewisse Leute, die darauf achten, daß die zur Erhaltung der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt vereinbarten Gesetze aufrecht erhalten werden. Nur also diesen Gesetzen unterwirft sich der Mensch durch seinen Eintritt in den Staat, nicht der Willkür und Laune unbeschränkter Gewalt. Unbeschränkte Gewalt auf der einen und Sklaverei auf der anderen Seite ist ein Unding. Ein gewaltthätiger Despot fällt aus der Idee des Staates in den staatslosen Naturzustand zurück; oder vielmehr, der Zustand der Despotie ist schlimmer als der Naturzustand; denn in diesem hat ein Jeder die Freiheit, sein Recht selbst zu vertheidigen, dem Despoten aber steht er machtlos gegenüber. Die Souveränetät kommt vom Volke. Wem sie übertragen ist, ist an die vertragsmäßigen Gesetze gebunden. Wer diese vertragsmäßigen Gesetze bricht, bricht den Vertrag, und das Volk fordert die Souveränetät zurück.

Aus diesen Vordersätzen ergiebt sich ganz folgerichtig die innere Verfassungsform. Locke hat dabei allerdings vorwiegend die englische Verfassung vor Augen; aber er sucht wissenschaft-

lich zu begründen, was bis dahin nur rein thatsächlich vorhanden war. Und dadurch ist er der erste Erfinder der Theorie des Konstitutionalismus geworden, insofern diese wesentlich durch die Unterscheidung und Theilung der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt bedingt ist. Die gesetzgebende Macht ist die oberste Gewalt im Staate; sie geht vom Volk aus und soll beim Volk bleiben; die gesetzgebende Versammlung tritt daher nur zeitweise zusammen und wird durch immer neue Wahlen immer wieder aus dem Volke gebildet. Die ausübende Gewalt, welche die richterliche in sich schließt, ist nur dazu bestellt, die vom Volke gegebenen Gesetze auszuführen; sie darf daher auch keine Steuern und Auflagen erheben, in die die gesetzgebende Versammlung nicht zuvor einwilligt. Da die ausübende Gewalt das Strafrecht hat, so hat sie auch das jus belli et pacis, das Recht des Krieges und des Friedens; denn dieses ist nur die Macht, die anderen Staaten, wenn sie sich gegen den ihnen fremden Staat gewaltsame Eingriffe zu Schulden kommen lassen, für diese Unbill zu strafen und in ihre Schranken zurückzuweisen. Der König ist nichts als die Spitze dieser ausübenden und kriegführenden Gewalt. Er hat nur darum gewisse Vorrechte, die sogenannten Prärogativen der Krone, damit er in gewissen, durch die Gesetzgebung nicht vorhergesehenen, Fällen aus eigener Machtvollkommenheit innerhalb der ihm vorgeschriebenen Gesetze und Verordnungen das Wohl des Gemeinwesens fördern kann. Wer diese Vorrechte mißbraucht, ist ein Despot oder Tyrann. Das Volk ist vollkommen im Recht, wenn es sich seiner entledigt.

Wer sähe hier nicht Rousseau sowohl wie Montesquieu in ihren ersten Keimen? Stahl stellt in seiner Geschichte der Rechtsphilosophie Locke mit Fug und Grund an die Spitze der revolutionären Staatsrechtslehrer. Es kommt nur darauf an, ob diese wirklich unter allen Umständen so ganz unbedingt zu verdammen sind.

Es ist bekannt, daß Locke im Jahre 1669 eine Verfassung für Süd-Carolina entwarf, das zum Theil das Eigenthum des Grafen Shaftesbury war. Merkwürdigerweise aber ist diese Verfassung von Locke's theoretischen Grundsätzen ganz und gar abweichend. Sie ist mittelalterlich feudal. Die acht Besitzer des Landes stehen als Könige an der Spitze; der älteste Besitzer ist der Souverän, die sieben anderen verwalten die Hofämter und Ministerien; neben ihnen steht der Adel, ein Graf und zwei Barone; alle Uebrigen sind nur Pächter der Besitzer und des Adels; den Besitzern und dem Adel gehört auch ganz ausschließlich Regierung und Gerichtshof; die Bebauung des Bodens ist mit keinen politischen Rechten verknüpft; zwar wird jede Religion geduldet, aber nur die englische Kirche bekommt Unterstützung vom Staatsschatz. Diese Verfassung war so unhaltbar, daß sie nur unter dem größten Widerwillen der allgemeinen Volksstimmung eingeführt wurde und bereits 1693 wieder aufgehoben werden mußte. Dieser Widerspruch zwischen Locke dem Staatsphilosophen und Locke dem Gesetzgeber wäre schwer zu erklären, wenn wir nicht wüßten, daß sich Locke hier durch falsche Nachgiebigkeit gegen seinen Freund Shaftesbury verleiten ließ. Shaftesbury hatte im Einverständniß mit Lord Clarendon und den übrigen Mitbesitzern ein für allemal die Schwächung und Beseitigung des demokratischen Einflusses als die Grundbedingung der neuen Verfassung hingestellt; ja er hatte sich sogar ausdrücklich die Durchsicht und Verschärfung des Locke'schen Entwurfes vorbehalten. Locke trägt daher für diesen Mißgriff nicht die volle Verantwortlichkeit. Immerhin aber ist es auffällig, daß Lord King, der sonst so sorgfältige Lebensbeschreiber Locke's, von dieser Verfassung gar keine Erwähnung macht. Der zwischen Locke und Shaftesbury über diese Frage geführte Briefwechsel ist noch vorhanden und in B. Martyn's Leben Shaftesbury's (London 1836, Bd. II. S. 95) mitgetheilt.

Freier und selbständiger war Locke in seinen Schriften über Erziehung und über die damals obschwebende Frage der Münzverbesserung. Hier haben wir es wieder mit Locke's eigenstem Wesen zu thun.

Das Buch über die Erziehung fällt in das Jahr 1690. Es ist keine wissenschaftliche Erziehungslehre, sondern eine Anleitung für einen jungen englischen Gentleman. Die Richtung des Buches können wir nicht besser bezeichnen, als indem wir (vergl. King, Bd. I. S. 7) die Briefe hervorheben, die Locke in Erziehungsangelegenheiten an den Lord Peterborough schrieb. In diesen Briefen sieht er mit einiger Verachtung auf die schulmäßig gelehrte Bildung herab; sein Ideal ist ein wohlerzogener und wohlgearteter Weltmann; ein guter Kopf, fügt er hinzu, lerne dann die Gelehrsamkeit ganz von selbst; Newton sei durch Selbstunterricht der Größte aller Mathematiker geworden. Locke's Erziehungslehre hält sich daher nur an allerlei äußere Regeln, die sammt und sonders nur auf das unmittelbar Nützliche gehen. Das Kind soll nicht zu dicke und nicht zu enge Kleider tragen, soll seine Füße an die Kälte gewöhnen, hart schlafen, viel in freier Luft sein, durch Lob und Anspornung des Ehrgeizes zur Tugend erzogen werden, zu seinem ersten Schreibunterrichte feines Papier gebrauchen, nicht die alten Sprachen, sondern die Natur und die Menschen kennen lernen. Auch hier wendet sich der Blick unwillkürlich wieder auf Rousseau's Emil. Jene nur auf das Nützliche und augenblicklich Verwendbare gerichtete Erziehungsweise des Aufklärungszeitalters stammt in ihrem ersten Anfange nicht von Rousseau, sondern von Locke, wenn auch die Campe, Basedow und Salzmann, mit Locke verglichen, sich gar mancher Uebertreibung schuldig gemacht haben. Uebrigens ist für den Geist dieser Zeiten höchst beachtenswerth, daß auch der Bischof Burnet in den Schlußbetrachtungen seiner englischen Geschichte dieselben, nur auf das Nützliche gehenden Grundsätze predigt.

Seine Schriften über das Münzwesen schrieb Locke unmittelbar durch die Tagesereignisse veranlaßt. Die Geldverhältnisse Englands lagen damals hart darnieder; Ludwig XIV. baute auf diese traurige Lage sogar die Hoffnung, daß die Regierung Wilhelm's bald ein Ende nehmen müsse. Der Staat war durch die langwierigen inneren und äußeren Kriege dermaßen erschöpft, daß man im Jahre 1696 kaum noch im Stande war, die Armee und Flotte von Monat zu Monat zu zahlen. Der bürgerliche Verkehr war aufs tiefste erschüttert und der Staatsbankerott schien vor der Thür. Im Vergleich mit dem Silber war, wie Wilhelm Roscher in der Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre, Leipzig 1851, S. 94, erzählt, das Gold von Staatswegen viel zu hoch taxirt, und eben deshalb waren die vollwichtigen Silbermünzen größtentheils ausgeführt worden. Im Lande selbst waren nur beschnittene Silbermünzen zu finden; die guten, neu ausgegebenen, verschwanden sogleich wieder. Daraus entstand für den Verkehr die ärgste Verwirrung. Locke veröffentlichte 1691 eine Schrift über die Erniedrigung des Zinsfußes und die Erhöhung des Geldwerthes: Some considerations of the consequences of the lowering of interest and raising the value of money. Inzwischen drängten sich die mannigfachsten Vorschläge zur Abhülfe der allgemeinen Noth; am meisten Aussicht auf Erfolg hatte die Schrift eines Schatzbeamten, William Lowndes, die, 1695, die Erleichterung des Münzfußes um etwa vierundzwanzig Procent empfahl. Da wendeten sich die Minister des Schatzes, Lord Somers und der Unterstaatssecretär Sir William Trumbull zur Begutachtung an Locke. Darauf schrieb dieser 1698 eine zweite Schrift: Further considerations concerning raising the value of money. Locke widersetzte sich der Erleichterung der Münze auf das entschiedenste; es sei nichts erforderlich, als ein Gesetz, daß alles beschnittene Geld nur nach dem Gewichte gegeben und genommen

werde, das fernere Kippen werde dann sofort aufhören, das vollwichtige Geld wieder zum Vorschein kommen und der Verkehr keinen Augenblick an Geldmangel leiden. Locke's Rath erfocht den Sieg; bei der großen Neumünzung von 1696 bis 1698 wurde der bisherige Münzfuß beibehalten. Zugleich enthält diese Schrift die feinsten und zum Theil noch heute stichhaltigen Betrachtungen über Geld, Capital, Arbeitslohn, Steuerwesen und Armenpflege. Roscher giebt in der erwähnten Abhandlung über sie ausführliche Auskunft.

So sehen wir Locke nach den allerverschiedensten Seiten hin in der durchgreifendsten und erfolgreichsten Weise thätig. In der letzten Zeit seines Lebens hatte er sich aus allem politischen Trubel in die ländliche Einsamkeit zu Oates in Essex zurückgezogen. Dort starb er am 28. October 1704, 72 Jahre alt.

James Mackintosh, der berühmte englische Staatsmann und Geschichtsschreiber, vergleicht in einem ausgezeichneten Aufsatze in der Edinburgh Review (Selections, Bd. III. S. 145) Locke mit Sokrates; Lord King, sein Lebensbeschreiber, vergleicht ihn sogar mit Luther. Sicher gehört er, wenn auch nicht zu den größten, so doch zu den einflußreichsten Menschen aller Zeiten. Für die religiöse und politische Befreiung des achtzehnten Jahrhunderts ist und bleibt er der Grund- und Eckstein.

Drittes Capitel.

Deisten, Moralisten und Freimaurer.

1.

Die Deisten.

Collins und Toland.

Namentlich in den religiösen Bewegungen zeigte sich Locke's Einfluß. Der Streit gegen die hergebrachten Glaubenslehren hatte durch ihn erst wissenschaftliche Tiefe gewonnen. Und gar bald beruhigte sich das junge heranwachsende Geschlecht nicht mehr innerhalb der von ihm gezogenen Schranken, sondern ging rücksichtslos weiter und weiter; oft sogar allen festen Grund und Boden verlassend.

Locke führte als Greis einen Briefwechsel mit einem Jüngling, von dem er rühmte, daß er die Wahrheit aufrichtig um ihrer selbst willen liebe, unbekümmert darum, ob sie den Menschen gefalle und ob ihm Vortheil aus ihr entspringe. Dieser Jüngling war Anthony Collins, im Jahre 1676 aus einer edlen und reichen Familie geboren. Nach Locke's Tod bewahrheitete er Locke's Vorhersagung. Collins zählt zu den berühmtesten Freidenkern Englands, obgleich er in den Gang der Entwicklung nur wenig eingreift. Das Buch, an das seine Bedeutung ausschließlich geknüpft ist, führt den Titel: »Abhandlung über das Freidenken, A discourse of Free-Thinking, occasioned by the rise and growth of a Sect call'd Freethinkers. London 1713. Das Neue in ihm ist die völlige Lossagung von der Offenbarung. Locke und Alle, die sich ihm unmittelbar anschlossen, hatten ihre von der herrschenden Kirche abweichenden Ansichten noch immer

mit der Bibel selbst in Einklang zu setzen gesucht und sie nur als die richtige Auslegung der bisher mißverstandenen christlichen Lehre bezeichnet; Collins aber wirft der Theologie den offenen Fehdebrief hin und will von dem haltungslosen Verwischen der scharfen Grenzen nichts wissen. Er nimmt das freie, von jeglicher Glaubensrücksicht unabhängige, nur sich selbst verantwortliche Denken als ein unveräußerliches Recht der Vernunft in Anspruch, und zeigt, wie nicht blos die bedeutendsten Geister der Griechen gegen die heidnische, sondern ebensosehr Salomon, die Propheten, Josephus, Origines, Minucius Felix gegen die jüdische und christliche Religion entschiedene Freidenker gewesen.

Aehnlich ist es mit William Lyons' Buche »die Untrüglichkeit der menschlichen Vernunft, the Infallibility of human judgment,« das gleichzeitig mit Collins' Buch über das Freidenken erschien. Auch hier wird die Erkenntniß der Wahrheit rein auf die Vernunft gestellt und die Lehre von Wunder und Offenbarung als trügerische Erfindung herrschsüchtiger Priester behandelt; und zugleich wird die strengste Sittlichkeit zur unerläßlichsten Pflicht gemacht, denn nur der Sittliche könne in Wahrheit ein Weiser sein.

Ueber diese Vertheidigung des allgemeinen Grundsatzes sind aber weder Collins noch Lyons im Wesentlichen hinausgekommen; hie und da nur streifen sie an die Widerlegung der Wunder, der Transsubstantiation und der Dreieinigkeit.

Wir wollen daher hier nicht länger verweilen. Wir wenden uns vielmehr sogleich zu Demjenigen, der die religiösen Zweifel des Zeitalters am gewaltigsten und folgerichtigsten in sich durchgekämpft hat. Dies ist John Toland. Das bekannteste Buch Toland's ist sein »Christenthum ohne Geheimnisse«. Jedoch irren die Geschichtschreiber, wenn sie Toland's Bedeutung meist ganz ausschließlich in dieses Buch allein legen. Toland ist eine sehr vielgestaltige und entwicklungsreiche Natur. Bei seinem ersten Auftreten

ist er ein treuer Anhänger Locke's; zuletzt endet er in dem kühn durchgeführten Versuch, den offen ausgesprochenen Materialismus zum religiösen Cultus umzugestalten.

Toland's Lebensanfänge sind dunkel. Er wurde im nördlichen Irland geboren; aber es ist ungewiß, ob 1670 oder 1671. Seine Gegner nennen ihn den unehelichen Sohn eines katholischen Priesters; allerdings steht fest, daß er als Knabe im Katholicismus erzogen wurde. Bereits in seinem sechszehnten Jahre trat er zum Protestantismus über. Später ging Toland nach Edinburgh und wurde dort 1690 Magister. Darauf lebte er einige Zeit in England. Sodann begab er sich nach Leiden und studirte dort emsig die heilige Schrift und die Kirchenväter. »Christianity not mysterious, das Christenthum ohne Geheimnisse«, war die unmittelbarste Frucht dieser Studien. Es erschien zuerst 1696 ohne Toland's Namen; in der zweiten Ausgabe, die noch in demselben Jahre erfolgte, nannte sich der Verfasser. Im Jahre 1702 erschien die dritte Auflage. Diese wurde durch die ganze Welt verbreitet und ist daher meist diejenige, die jetzt in den Bibliotheken gefunden wird.

Inhalt und Form sind durchaus Lockisch. Das ganze Werk war ursprünglich auf drei Theile angelegt. Der erste Theil sollte beweisen, daß die Grundeigenschaften der wahren Religion Vernunftmäßigkeit und Begreiflichkeit seien und daß das Christenthum diese Bedingungen erfülle; der zweite Theil sollte sodann die vermeintlichen Geheimnisse des Christenthums vernünftig auslegen, d. h. sie als durchaus in der Vernunft begründet darstellen; und, da möglicherweise eine solche vernünftige und zusammenhängende Lehre auch von menschlicher Weisheit ausgehen konnte, sollte der dritte Theil schließlich die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Offenbarung vertheidigen. Jedoch hat Toland nur den ersten Theil vollendet. Und dieser beweist die Vernunftmäßigkeit des Christenthums dadurch, daß er im

ersten Abschnitt den Begriff der Vernunft entwickelt, und sodann im zweiten und dritten Abschnitt darthut, daß im Evangelium keine Lehre vorhanden sei, die der Vernunft widerspreche oder sie überrage.

Sicher, heißt es in diesem Buche, hat die Vernunft ein Recht, auch in den Wahrheiten der Religion ein entscheidendes Wort für sich in Anspruch zu nehmen. Wie verschieden wird nicht die Bibel erklärt; und halten nicht alle anderen Religionen ihre heiligen Schriften ebenfalls von unmittelbar göttlicher Abstammung? Das Offenbarte ist wahr, nicht weil es offenbart, sondern weil es vernünftig ist. Und was ist die Vernunft? Sie ist dasjenige Vermögen der Seele, welches die Gewißheit einer zweifelhaften oder dunkeln Sache durch die Vergleichung derselben mit etwas klar Gewußtem entdeckt; was klaren und bestimmten Ideen oder unseren Gemeinbegriffen widerspricht, ist der Vernunft entgegen. Wie aber könnte das Christenthum solche Vernunftwidrigkeiten enthalten, da es von Haus aus sowohl die Beistimmung der Griechen und Römer wie auch der auf die Lehren und Weissagungen des alten Testamentes gestützten Juden in Betracht ziehen mußte, und überdies die ganze Sprache und Darstellung der ältesten Urkunden so einfach und allgemein faßlich ist, daß gerade in dieser Einfachheit und Faßlichkeit die gewaltigste Ueberzeugungskraft liegt? Und ebensowenig wie etwas Unvernünftiges giebt es im Christenthum etwas Uebervernünftiges. Ein Gegenstand, dessen Wesen wir noch nicht völlig erkennen, ist darum noch nicht an sich unbegreiflich, sonst bestände fast die ganze Welt aus lauter Unbegreiflichkeiten; was jetzt noch über unser Verständniß hinausgeht, ist uns vielleicht schon morgen verständlich, wir wachsen ja täglich an Erkenntniß und Weisheit. Selbst Wunder sind nicht unbegreiflich oder übervernünftig, denn das Wunder übersteigt zwar alle menschliche Kraft und den gewöhnlichen Weltlauf, aber dem Urheber der Natur, der allen ihren

Gesetzen nach Belieben gebietet, muß es nothwendig leicht sein. Und was die Hauptsache ist, Vieles heißt ein Geheimniß, was durchaus nicht geheimnißvoll ist. Die Griechen und Römer hatten ihre religiösen Geheimnisse oder Mysterien; es waren Glaubensvorstellungen und Cultgebräuche, die, obgleich an sich verständlich, doch von den Priestern so verhüllt und umdunkelt waren, daß nur der Eingeweihte ihren Sinn und Ursprung verstehen konnte. Diesen Sprachgebrauch nahm das Christenthum auf und nannte gewisse Offenbarungen in gleicher Weise Geheimnisse oder Mysterien, nicht weil sie dunkel und unbegreiflich, sondern weil sie bis dahin unbekannt oder wenigstens dem Volke durch Bilder und Zeichen entrückt waren. Das Evangelium hat den Schleier gehoben; was geheimnißvoll und schlechterdings unbegreiflich ist, geht gegen sein Wesen. Daraus ist klar, wie wir uns zu gewissen, jetzt herrschenden Lehren und Bräuchen zu stellen haben. Sie sind eitel Zusätze, der wahren Religion durchaus fremd. Die Christen suchten sich dem Juden- und Heidenthum anzubequemen und neue Mysterien wurden erfunden, die den alten heidnischen nicht blos im Namen, sondern auch in ihrer ganzen Einrichtung fast gänzlich gleich waren; und dann kamen die Philosophen, die unter dem Vorwande, das Christenthum durch Philosophie zu vertheidigen, beide dergestalt mit einander vermischten, daß, was ursprünglich Jedem deutlich war, fortan nur noch Gelehrte fassen konnten. Und so brachten es denn endlich die Kirchenväter bis zu der schamlosen Verkehrtheit, daß so alltägliche und natürliche Dinge, wie Brotessen, Weintrinken, in Wasser Tauchen und mit Wasser Waschen für schreckliche und unaussprechliche Geheimnisse gelten. Es sind sehr verständliche und angemessene Sinnbilder, aber sie sind weder schreckhaft noch dunkel, und am allerwenigsten unaussprechlich und alle menschliche Fassungskraft übersteigend.

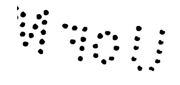
Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf diese Gedan-

ken zu werfen und wir begreifen vollkommen, daß sie ein sehr bedeutendes Aufsehen erregen mußten. Freilich sind sie im Verhältniß zu späteren Angriffen zahm genug; Wunder und Offenbarung bleiben unangetastet; aber sie stellen den Glauben doch durchaus unter die Uebermacht vernünftiger Einsicht und erklären offen die Sacramente für heidnische Schlacken. Wir besitzen eine höchst anziehende Abhandlung von Leibniz (vergl. Guhrauer's Biographie, Thl. 2. S. 226; Thorschmidt's Freidenker-Bibliothek, Thl. 3. S. 152), in der dieser gewaltige Denker bei aller Anerkennung von Toland's Scharfsinn sich auf das Entschiedenste der Verneinung der überlieferten Glaubenssätze entgegenstellt. Wie hätte da nicht die gesammte löbliche Geistlichkeit gegen diese Ketzereien Feuer und Flammen sprühen sollen, zumal Toland eitel und unvorsichtig genug war, in Gasthöfen und Kaffeehäusern laut seine Ansichten zu predigen und alle Welt bekehren zu wollen?

Die heftigsten Verfolgungen spielten in Dublin, wohin Toland im Frühling 1697 gegangen war. Von allen Kanzeln wurde gegen ihn geeifert; es ist uns die bezeichnende Anekdote erhalten, daß ein Großer des Reichs die Kirche nicht mehr besuchen wollte, weil die Geistlichen viel mehr von einem gewissen John Toland als vom Herrn Jesus Christus zu predigen wüßten. Darauf wurde am 14. August im irischen Parlamente der Antrag gestellt, gegen das berüchtigte Buch von Amtswegen einzuschreiten, und am 9. September vom ganzen Hause der Beschluß bestätigt, das Buch öffentlich durch Henkershand zu verbrennen und den Verfasser in Haft zu nehmen. Der Haft entzog sich Toland durch Flucht. In England selbst erhielt sich der Streit mehr auf rein wissenschaftlichem Boden. Toland veröffentlichte zu diesem Behuf eine Schutzschrift (Apology), in der er über die Ereignisse in Dublin ausführlich Bericht erstattete. Sie ist gewöhnlich der dritten Ausgabe des angeklagten Buches beigefügt.

Nun wendete sich Toland eine Zeit lang der Politik zu; für die religiöse Freiheit war es eine Lebensbedingung, vor Allem die protestantische Erbfolge zu sichern. Er schrieb im Jahre 1699 ein Leben Milton's. Noch heute wegen seiner urkundlichen Treue sehr schätzbar, war dies Buch doch sichtlich zunächst berechnet, den Kampf der Vorfahren gegen die Stuarts den Zeitgenossen mahnend vor Augen zu stellen. Im Jahre 1701 schrieb er eine kleine, aber kräftige Flugschrift »das freie England« zu Gunsten des Hauses Hannover, und schloß sich sodann im folgenden Jahre dem Grafen Macclesfield an, als dieser in feierlicher Gesandtschaft die Thronfolgeacte an die Kurfürstin Sophie überreichte. Hier lernte Toland auch Leibniz kennen. Und beiläufig sei bemerkt, daß Toland über diesen seinen Aufenthalt in Hannover und den sich daran knüpfenden Besuch am preußischen Hofe kurze Reiseschilderungen herausgab, die (Deutsche Uebersetzung. Frankfurt 1706) dem Statistiker des achtzehnten Jahrhunderts manche lehrreiche Mittheilung bieten.

Kurz darauf aber sehen wir ihn wieder lebendiger als je mit religiösen Dingen beschäftigt. Schon sein Buch über Milton hatte ihn in neue Streitigkeiten mit der Geistlichkeit verwickelt, denn er hatte sich bei der Frage über die Aechtheit oder Unächtheit der dem König Karl I. zugeschriebenen Schrift »Ikon Basilike« nicht enthalten können, einige verdächtigende Seitenblicke auf den biblischen Kanon zu werfen. Angegriffen, schrieb er eine Vertheidigungsschrift »Amyntor«, und diese war durch ihren leidenschaftlichen Ton wahrlich wenig geeignet, die lodernden Flammen zu löschen. Schließlich aber war noch Alles glücklich vorübergegangen, da Toland in einer zweiten Schrift »Vindicius Liberius« allerlei mildernde Beschränkungen einräumte. Jedoch waren diese Zugeständnisse von Seiten Toland's rein äußerlich. Im Herzen entfernte er sich von der bestehenden Kirche immer weiter und weiter. Bis dahin war er entschieden offen-



barungsgläubig gewesen, so sehr er auch diesen Offenbarungsglauben erst von der Vernunfterkenntniß abhängig gemacht wissen wollte; fortan aber nimmt er einen Standpunkt ein, auf dem er nicht nur den Offenbarungsglauben, sondern ebensosehr auch den Glauben an einen persönlichen außerweltlichen Gott und an die persönliche Unsterblichkeit der Seele völlig aufgab.

Der entschiedenste Pantheismus tritt jetzt offen in ihm zu Tage.

Von dieser höchst merkwürdigen Wendung giebt das Buch, das im Jahre 1704 unter dem Titel »Letters to Serena« erschien, die erste Kunde.

Serena war die preußische Königin Sophie Charlotte, die bekannte geistreiche Freundin von Leibniz. Toland selbst erzählt dies in seiner Schrift Adeisidämon (S. 13). Gegner haben die Wahrheit dieser Behauptung bezweifelt; jedoch ist dafür kein hinreichender Grund vorhanden, da bekannt ist, daß die Königin allerdings Toland sehr huldreich aufnahm und gern theologische Disputationen zwischen ihm und den Berliner Gelehrten veranlaßte. Vergl. das Leben der Königin Sophie Charlotte von Varnhagen von Ense. Berlin 1837, S. 133 ff.

Uebrigens sind gerade die drei ersten, an Serena selbst gerichteten Briefe verhältnißmäßig am unbedeutendsten; sie leiten die Religion von der Macht des Vorurtheils ab, und der Ursprung des Götter- und Unsterblichkeitsglaubens wird auf die Vergöttlichung hervorragender Menschen, d. h. auf euhemeristische Grundlagen zurückgeführt. Von höchster Wichtigkeit dagegen sind die beiden letzten Briefe. Obgleich in demselben Buche enthalten, sind sie nicht an Serena, sondern an einen vornehmen Holländer, an einen Anhänger Spinoza's gerichtet. Es ist in der That unbegreiflich, wie die Geschichte der Philosophie diese Abhandlung bisher so gänzlich außer Acht lassen konnte. Sie ist eine sehr feine und scharfsinnige Bekämpfung

des Spinozismus und gründet auf die zurückgebliebenen Trümmer einen eigenen, wirkungsreichen Neubau.

Im Wesentlichen theilt Toland die Grundlehre Spinoza's; das erhellt besonders auch aus seinem »Pantheistikon«, das wir später in Betracht zu ziehen haben. Auch ihm gilt das All als ewig und unendlich; Gott ist nichts für sich über und außer der Welt, er ist nur das dem All innewohnende Leben, die schöpferische Energie desselben. Toland führt in diesem Sinne gnomische Sprüche der Alten an: Aus dem All entsteht Alles und aus Allem das All (*ἐκ παντὸς δὲ τὰ πάντα καὶ ἐκ πάντων τὸ πᾶν ἔστιν*), und: Aus dem Einen ist Alles und Alles kehrt in das Eine zurück (*ἐξ ἑνὸς τὰ πάντα γενέσθαι καὶ εἰς ταὐτὸν ἀναλύεσθαι*). Aber auch er nimmt bereits Anstoß an dem Grundmangel Spinoza's, den später Schelling und Hegel so überzeugend hervorhoben, nämlich an der Bewegungslosigkeit der Substanz, an der starren Ruhe, die nirgends sich selbst zu entäußern weiß. Und nun bringt er, gestützt auf den Satz Newton's, daß die Ruhe des Stoffes nur ein leeres Hirngespinnst sei, nicht nur in die Substanz selbst thätige Kraft und Bewegung, sondern ebensosehr in die einzelnen Dinge, die die Erscheinungen und Wirkungen dieser thätig bewegten Substanz sind. Form und Farbe, Wärme und Kälte, Luft und Schall eines Körpers ist nichts als die Selbstbestimmung und der Niederschlag dieser eingeborenen Bewegtheit und Handlung. Alles ist ein rastloses Auf und Ab, ein ewiger Stoffwechsel; was wir Ruhe nennen, ist Ruhe nur im Gegensatz gegen die äußere mechanische Bewegung der Körper, die ihren zufälligen Standort verändern. Das Feste wird flüssig, das Flüssige fest; die Thiere, die wir vernichten, dienen zu unserer Nahrung, und wir selbst werden wieder Pflanzen, Luft, Wasser und Erde. Auch das Denken ist nur eine körperliche, an die Stoffwelt gebundene Bewegung, es ist reine Thätigkeit des Gehirns; eine Störung des Gehirns ist eine Störung



des Denkens; ein Wesen, das kein Gehirn hat, denkt nicht. Mit Einem Worte, der Pantheismus ist offener Materialismus geworden. Wie klingt hier schon ganz bestimmt die Denkweise der französischen Encyklopädisten und die Denkweise der durch Vogt und Moleschott vertretenen neuesten Naturforschung durch! —

Und von hier aus kehrt Toland nun zu seinen Untersuchungen über die Religion zurück. Es ist klar, daß sein jetziger Standpunkt nichts mehr mit seinem ersten Buche »das Christenthum ohne Geheimniß« gemein haben kann. Auf der einen Seite unterwirft er die Religionen, wie sie thatsächlich vorliegen, seiner kritischen Prüfung; auf der andern sucht er nach einer Religion der Zukunft, die den Wahrheiten des philosophischen Denkens sich gemäß zeigen soll.

Die Kritik der herrschenden Volksreligionen hat für heutige Leser keine lebendige Beziehung mehr. Ein Mangel nämlich, der das ganze achtzehnte Jahrhundert beherrscht, zeigt sich hier in seiner ganzen folgenschweren Schwäche. Toland hat, wie alle seine Zeitgenossen, keinen Begriff vom Wesen der geschichtlichen Entwicklung. Er fühlt nicht, daß die gesammte Geisteswelt und also auch die Welt der Religion sich erst allmälig und stufenweise aus dunklen Anfängen zur hellen Erkenntniß herausarbeiten muß, sondern er haftet an der beschränkten Ansicht, daß, was er selbst für Wahrheit erkannt hat, nun auch zu allen Zeiten und an allen Orten von den Verständigen als Wahrheit erkannt war. Findet er also nichtsdestoweniger sehr verschiedene, und von dem, was er selbst als Wahrheit erkannt hat, sehr abweichende Religionen, so hat er für diese unleugbare Erscheinung nur einen einzigen Erklärungsgrund. Er bezeichnet diese Religionen alle für eitel Trug; von Priestern und Politikern eigens erfunden, um die blinden Massen zu lenken und zu zügeln. Das Thema dieses oft variirten Gedankens lautet:

Natural Religion was easy first and plain,
Tales made it mystery, offrings made it gain,
Sacrifices and shows were at length prepar'd
The priests ate roast-met, and the people star'd.
Erst war die Religion natürlich, leicht und klar,
Doch Fabeln machten bald sie dunkel ganz und gar;
Man führt den Opferdienst und viel Gepränge ein,
Die Priester wurden fett, das Volk ward arm und klein.

So dürftig diese Erklärung ist, so war sie doch für Denjenigen, der, wie Toland und seine Zeitgenossen, noch nicht die Erkenntniß vom Wesen der allmäligen und stufenweise fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts hat, die einzig mögliche. Toland greift daher zur Aufrechthaltung derselben zu den wunderlichsten und gewaltsamsten Mitteln. Besonders geschieht dies in seinem »Adeisidämon. Haag 1709.« Hier hält er sich an Livius, der in der Erzählung der Wunder und Omina allerdings manchmal sehr bedenklich den Kopf schüttelt; Toland baut aber auf diese Zweifel sogleich die kecke Behauptung, Livius habe die Gottesfurcht überhaupt nur als ein Schreckbild für das Volk und den Gottesdienst als eine Erfindung der Priester betrachtet. Ja in einer diesem Buche beigefügten Abhandlung über den Ursprung der Juden macht er nach einer Stelle aus dem sechszehnten Buche des alten Geographen Strabo sogar Moses zu einem reinen Pantheisten, der in den zehn Geboten das ewig gültige Naturgesetz ausgesprochen habe; alle übrigen Lehren und Gebräuche des Judenthums seien nichts als spätere götzendienerische Zusätze, die man freilich — eine Sitte, die sich ja auch im Christenthum wiederhole — sodann dem großen Gesetzgeber selbst aufzubürden beliebe.

Bedeutsamer als diese grundlosen Hirngespinnste ist der Versuch, eine neue, rein auf das Wesen des Menschen gegründete Religionsform in Umlauf zu setzen. Wie überraschend, daß Toland bereits das Bedürfniß fühlte, darüber zu sinnen, ob es möglich sei, in dieser neuen Denkweise die sinnlich greifbaren

Handhaben eines religiösen Cultus zu finden; und wie viel überraschender noch, daß auch bei ihm bereits jener »Cultus des Genius« auftritt, der im dritten und vierten Jahrzehend unseres eigenen Jahrhunderts auf Anlaß der tiefgreifenden Werke von Strauß und Feuerbach wieder so lebhaft besprochen wurde! —

Das Buch, das diesen merkwürdigen Entwurf einer »Religion der Zukunft« enthält, ist das berüchtigte »Pantheistikon«. Es erschien im Jahre 1720, ohne Toland's Namen, mit dem Druckort Kosmopolis. Das Buch ist jetzt äußerst selten. Die königliche Bibliothek zu Dresden besitzt es.

Zunächst stellt es aufs Neue jene pantheistisch-materialistische Anschauung dar, die Toland bereits in seinen Briefen über Spinoza dargestellt hatte. So, fährt es dann fort, denken die Pantheisten, unbekümmert um die Volksreligion, obgleich sie sich deren Lehren und Gebräuchen äußerlich fügen. Sie sind in Paris, in Venedig, in allen holländischen Städten, besonders in Amsterdam, dann sogar am päpstlichen Hofe, vor Allem zahlreich aber in London. Sie kommen zusammen in Weise der alten Symposien, ernst sprechend über das Ernste, anmuthig über das Anmuthige. An der Spitze dieser Symposien steht ein Vorsteher; kein Genosse fehlt, falls ihn nicht Krankheit oder andere wichtige Umstände hindern. Eine in drei Theile getheilte Formel oder Liturgie wird entweder, wie an den auf die Tag- und Nachtgleichen fallenden Hauptfesten oder bei der Aufnahme neuer Mitglieder, ganz, oder für gewöhnlich nur zum Theil verlesen und abgesungen. Diese umfaßt die hauptsächlichsten Lehren und Grundsätze der Gesellschaft und fordert daher zu immer neuen Unterredungen über das Gesetz der Natur und Vernunft und über die falschen Offenbarungen und Wundermärchen des althergebrachten Volksglaubens auf.

Aus dieser Liturgie wollen wir hier die sprechendsten Züge mittheilen.

Erster Theil.

Vorsteher: Quod felix faustumque sit.

Antwort: Das Sokratische Symposion hat begonnen.

V. Es lebe die Philosophie.

A. Und es lebe die Kunst.

V. Heilig seien die Wahrheit, Freiheit und Gesundheit, die drei höchsten Güter des Weisen.

A. Jetzt und immerdar.

V. Wir heißen Genossen und Brüder.

A. Und Freunde und Mitmenschen.

V. Fern sei Streit, Neid und Starrsinn.

A. Nahe dagegen Forschungseifer, Wissenschaft und Herzensgüte.

V. Lust und Heiterkeit seien uns günstig.

A. Günstig seien uns die Musen und Grazien.

V. Schwöret auf keines Meisters Worte.

A. Selbst nicht auf die Worte des Sokrates.

V. Um aber unsere Feier mit Würde zu begehen, so höret, meine Geliebten, die Worte des Marcus Porcius Cato, die uns Marcus Tullius Cicero in seinem Buche über das Alter Cap. 13 überliefert hat.

A. Wir weihen uns der Wahrheit und Freiheit.

V. (Er liest jetzt die angezeigte Stelle, in welcher Cato sich rühmt, daß er als Quästor an den Festen der Magna Mater solche Symposien anordnete.)

A. Sokrates und Plato seien gelobt, und Marcus Cato und Marcus Cicero.

V. Forschen wir nach dem Grund der Dinge, damit wir das Leben heiter und den Tod ruhig ertragen.

A. Frei von aller Furcht, nicht in Freude uns überhebend und nicht niedergeworfen durch Trauer.

B. Und damit wir die abergläubischen Schrecknisse des Pöbels verlachen, wollen wir ein Lied des Ennius singen.

A. und B. (singen Cicero De divinatione das letzte Capitel des ersten Buches. Es ist eine Verspottung der Priester.)

B. Und nun hört noch denselben weisen Cato, was er uns im 14. Cap. in Cicero's De senectute lehrt.

A. Damit wir gesund und frisch und glücklich seien.

B. (liest dieses Capitel. Es ist ein Preis von Xenophon's Symposion, wo das heitere Mahl von ernstem Gespräche belebt wird.)

A. Gelobt sei Xenophon.

Zweiter Theil.

B. Haltet den Pöbel fern.

A. Das Haus ist geschlossen und sicher.

B. Das All ist Eines und das Eine ist Alles.

A. Dies in sich einige All ist Gott, ewig und unermeßlich, ohne Anfang und ohne Ende.

B. In ihm leben, weben und sind wir.

A. Aus ihm ist Alles geboren, zu ihm kehrt Alles zurück, er ist der Grund und das Ziel aller Dinge.

B. Singen wir ein Lied zum Preise des All.

A. (Es wird gesungen Pacuvius bei Cicero De divinatione I, 57.)

B. O Philosophie, du Lehrerin des Lebens, du Führerin der Tugend, du Feind des Lasters, was wären wir, was wäre das ganze menschliche Leben ohne dich? Du hast Städte gebaut und hast die in der Zerstreuung lebenden Menschen zur Gemeinsamkeit des Verkehrs geführt; du hast sie durch Zusammenwohnen, durch Ehen, durch Kunst und Wissenschaft mit einander verbunden. Du bist die Erfinderin der Gesetze, die Lehrerin von Zucht und Sitte. Zu dir fliehen wir, von dir erflehen

wir Hülfe. Du giebst uns Ruhe des Lebens und nimmst uns den Schrecken des Todes (Cicero Tusc. disp. V, 2).

A. Die Vernunft ist das wahre und ausschließliche Gesetz, das Licht und die Leuchte des Lebens.

V. Glaubt auch nicht, daß wer etwas Böses begangen hat, von den Furien heimgesucht werde. Vielmehr hat jedes Laster die Angst und die Strafe in sich selber. Das innere Leid der Seele ist die Furie, die den Bösen verfolgt (Cicero Orat. pro Rosc. Amerin. c. 24).

A. Zum Glück des Lebens gehört allein die Tugend; sie hat ihren Lohn in sich selbst.

V. Jetzt aber wollen wir unsern philosophischen Kanon lesen; überdenkt ihn, Brüder, im Herzen. (Er liest Cicero Academ. Quaest. I, c. 6, 7.)

A. (Man singt Virgil's Georgion IV, 220 ff.)

V. Und jetzt gedenken wir der großen Männer und Frauen, die uns durch Lehre und Beispiel ruhmreich voranleuchten. Gepriesen seien Salomo, Thales, Anaximander, Xenophanes, Melissus, Ocellus, Demokritus, Parmenides, Dicäarchus, Confucius, Cleobulina, Theano, Pamphila, Herellia, Hypatia.

A. Möge Lehre und Beispiel derselben zu unserem Heile sein.

Dritter Theil.

V. Daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei, ist immer zu wünschen; und wie wir das Leben nicht leichtsinnig verlassen sollen, so sollen wir auch den Tod nicht fürchten.

A. Darnach wollen wir immer streben.

V. und A. singen:

Den Biedermann, der fest und beharrlich ist,
Erschrecket nicht der Arges befehlenden
Mitbürger Wuth, nicht des Tyrannen
Drohender Blick im muthvollen Herzen.

Der stürmische Süd nicht, Adrias wilde Plage,
Und nicht des Donnerers Zeus gewaltige Hand;
Selbst wenn der Erdkreis berstend einstürzt,
Wird der Sturz unerschreckt ihn finden. (Horaz, Od. III, 3.)

V. Der Weise ist heiter und trachtet nicht nach schnödem Gewinn.

A. Heiterkeit ist das Merkmal des Freien; Trauer das Zeichen des Sklaven.

V. Frei wollen wir sein. Aber dem Gesetz sind wir unterthan, denn nur das Gesetz ist Sicherheit und Freiheit. Die Freiheit ist so weit entfernt von Willkür,

A. wie die Sklaverei von der Freiheit.

V. Hört also das wahre Gesetz des guten und glücklichen Lebens, das uns Cicero überliefert hat. Cicero sagt: »Das wahre Gesetz ist die rechte Vernunft. Dies Gesetz ist der Natur angemessen und ist ewig dasselbe; alle Völker und alle Zeiten verkünden es. Wer diesem Gesetze nicht gehorcht, giebt sich selbst auf; er leidet Schaden, auch wenn er der äußeren Strafe entgeht.« (De republica III. bei Lactant. VI, 8.)

A. Darnach wollen wir leben.

V. Und abermals höret: Das größte Uebel aber ist der Aberglauben, der über die Völker zerstreut ist und die Gemüther der Schwachen gefangen nimmt. Ihn müssen wir zu vernichten streben, wenn wir uns und unseren Nächsten nützen wollen. Wer aber den Aberglauben aufhebt, hebt deshalb noch nicht die Religion auf. Die Schönheit der Welt und die Ordnung der himmlischen Dinge zwingt uns einzugestehen, daß es eine ewige Natur giebt, die der Mensch immer und immer wieder preisen und bewundern muß (Cicero, De divinatione II. letztes Cap.).

A. Wir sind zufrieden mit dem, was die Natur uns für das Leben gestattet.

V. Wisset Ihr aber auch, daß, wie die Geburt für Euch aller Anfang ist, so auch der Tod Euch für immer das Ende

bringt? Thöricht ist, wer darüber trauert, daß er nicht in Ewigkeit lebt.

A. Und thöricht auch Derjenige, der da trauert, daß er nicht von Anbeginn gelebt hat.

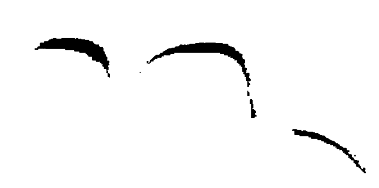
Auf diese Liturgie sollen bei traulichem Mahle weise Gespräche folgen, in denen die Genossen sich über den Zweck ihres Bundes gegenseitig belehren. Toland führt darum noch in einem besondern Abschnitte aus, wie der pantheistische Mensch seinen Geist zu erfüllen hat mit Kunst und Wissenschaft und Liebe zur Tugend, damit er ein tüchtiger Bürger werde und in That und Lehre ein wahrhafter Weiser.

Wir haben hier nicht Gericht zu halten über den Werth oder Unwerth dieser Bestrebungen; wir haben nur einfach auf die Thatsache hinzuweisen, wie kühn und unerschrocken die Denker dieser Zeit bereits zu Werke gingen.

Toland verlebte sein Alter meist in ländlicher Stille. Anziehende Briefe sind noch vorhanden, in denen er entzückt und sinnig das Glück seines Landlebens schildert. Er starb am 11. März 1722 auf seinem Landsitze zu Putney. Ein Freund von Toland, der sein Leben beschrieben, erzählt von ihm, daß er während seiner Krankheit die Ruhe eines Weisen bewiesen und von seinen Freunden mit den Worten, er gehe schlafen, Abschied genommen.

Einige Tage vor seinem Tode hatte er sich in lateinischer Sprache die etwas ruhmredige Grabschrift geschrieben:

Hier liegt
Johannes Toland,
Welcher in Irland nahe bei Deria geboren war,
In Schottland und Irland studirte,
Was er auch in Oxford als Jüngling that,
Und nachdem er einigemal Deutschland besucht,
Sein Leben in der Nähe von London hinbrachte.
Er war ein Freund aller Wissenschaften
Und mehr als zehn Sprachen kundig,
Ein Vorkämpfer der Wahrheit,
Ein eifriger Vertheidiger der Freiheit;



Keines Menschen Anhänger oder Schützling
Und immer das Gute dem Eigennützigen vorziehend,
Konnte er weder durch Drohungen noch durch Unglück
abgehalten werden,
Das Leben zu vollenden, das er sich erwählt hatte.
Als Geist wird er mit dem geistigen Urquell,
Von welchem er einst ausging, wieder verbunden,
Während sein Leib, dem Gesetze der Natur folgend,
In dem mütterlichen Schooße ruht.
Auferstehen wird er immerdar,
Aber niemals als derselbe Toland, der er gewesen.
Er war am 30. November geboren.
Das Uebrige siehe in seinen Schriften.

Herder sagt in der Adrastea über diese Grabschrift: »Da Niemand der Lebenden ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ, so verschaffte er sich diese selbst durch ein Bekenntniß auf seinem Grabe.«

2.

Die Moralisten.

Shaftesbury und Mandeville.

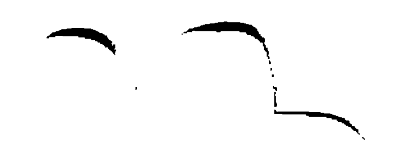
Shaftesbury.

Shaftesbury ist eine der bedeutendsten Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts. Alle größten Geister dieses Zeitalters, nicht blos die Engländer, sondern auch Leibniz, Voltaire, Diderot, Lessing, Wieland und Herder haben aus ihm die kräftigste Nahrung gezogen. Seine Reize sind ewig neu. Unsere Gegenwart thut sehr unrecht, ihn jetzt so völlig außer Acht zu lassen.

Anthony Ashley Cooper, später Graf von Shaftesbury, war der Enkel jenes ränkevollen Staatsmannes, der in der englischen Literaturgeschichte vornehmlich als der Gönner und Freund Locke's bekannt ist. Er wurde am 26. Februar 1670

zu London geboren und ganz nach Locke's Grundsätzen erzogen; er erhielt eine Lehrerin, die fertig lateinisch und griechisch sprach, die alten Sprachen wurden ihm zur Muttersprache. Im Jahre 1683 kam er auf die Schule zu Winchester, aber schon nach drei Jahren trat er eine längere Reise nach Frankreich und Italien an und lernte Welt und Menschen und Kunst kennen. In seinem vierundzwanzigsten Jahre trat er in das Parlament ein, und blieb in diesem bis zum Jahr 1698. Dann ging er auf einige Zeit nach Holland und verkehrte dort emsig mit Le Clerc und Bayle. Der Tod seines Vaters rief ihn 1699 ins Oberhaus. König Wilhelm schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und bot ihm die höchsten Staatsämter an; Shaftesbury aber zog es vor, unabhängig zu bleiben. Seit dem Thronwechsel 1703 lebte er nur seiner schriftstellerischen Muße. Im Jahre 1709 vermählte er sich, nicht aus Neigung, sondern dem Drängen seiner Verwandten nachgebend. Seine Gesundheit war schwächlich. Er ging daher 1711 nach Neapel, starb aber dort schon 1713, erst einundvierzig Jahre alt.

Bereits 1700, also als zwanzigjähriger Jüngling, hatte Shaftesbury eine Abhandlung über die Tugend geschrieben; Toland, der Deist, veröffentlichte sie heimlich wider seinen Willen. Dann erschienen mehrere vereinzelte Flugschriften von ihm, die Briefe über religiöse Schwärmerei, die Moralisten, der gesunde Menschenverstand oder über die Freiheit des Witzes und Humors, das Selbstgespräch. Von durchgreifender Wichtigkeit aber wurden sie erst, als sie Shaftesbury 1711 unter dem Titel: »Characteristicks of men, manners, opinions, times,« mit mannichfachen Zusätzen und Erläuterungen versehen, in drei Bänden gesammelt, herausgab. Dies Werk hat viele Auflagen erlebt und ist in fast alle gebildete Sprachen übersetzt worden; eine sehr gute deutsche Uebersetzung erschien in Leipzig 1779. Nach Shaftesbury's Tode wurden auch seine in den Jahren



1706 bis 1710 geschriebenen Briefe an einen jungen Studirenden (Letters written by a nobleman to a young man at the university) herausgegeben. Eine Uebersetzung derselben steht im brittisch-theologischen Magazin (dritter Band, drittes Stück), Halle 1772.

Ueberall sehen wir in Shaftesbury den freisinnigen und edeldenkenden Weltmann, der sich durch das Leben und durch die Alten gebildet hat. Nichts ist irriger, als wenn man, wie zum Theil auch Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts thut, in Shaftesbury nur einen geistreich leichtsinnigen Religionsspötter erblicken will.

Vortrefflich hat Herder in der Adrastea (Zur Philosophie und Geschichte, Thl. 11, S. 167) Shaftesbury's Bedeutung gezeichnet. Herder sagt: »Ernst nahen wir dem Schriftsteller, dem man Schuld giebt, daß er Scherz und Witz oder gar Spott zum Prüfstein der Wahrheit gemacht habe. Shaftesbury hatte das Glück, in seinem elften Jahre die griechische und römische Sprache als lebendige Sprachen zu lernen, mithin in ihnen den Schriftsteller, den er las, lebendig mitzudenken; ein Vortheil von großem Werth. Ohne Zweifel gab diese Erziehung seiner Seele den Geschmack der Alten, der alle seine Schriften bis auf ihren süßen Fehler auszeichnet. Xenophon und Plato, Epiktet und Mark Antonin, Horaz und Lucian waren seine wirklichen Jugend- und Lebensfreunde, ihm lebende Männer, nach denen er Philosophie und Moral, Geschmack und Vortrag, überhaupt seine Art, die Dinge anzusehen und zu behandeln, formte. Dies zeigen seine Briefe an einen jungen Studirenden, in denen er aus Liebe für seine Alten sogar die englische Geistlichkeit zu ihrer Schule machen wollte. Ernst war ihm also seine Philosophie, nicht Scherz; eine Bildnerin der Sitten, eine Führerin durchs Leben. Wo er sie nicht also fand, vermißte er schmerzhaft seine Freundin, die bessere Lehrerin älterer Zeiten. Da er nun früh

die gebildetsten Länder Europas sah und in Italien mehrere Jahre seine reifere Bildung gewann, wo, was die Vorwelt Großes und Schönes in Kunstwerken hinterlassen, ihm einen mit ihren Schriften, mit ihrer Denkart harmonischen Eindruck geben mußte, so war und blieb er ein Schüler der Alten, seines Horaz und Cebes, seines Antonins und Platons, mit einem unauslöschlichen Widerwillen gegen die Barbarei späterer Zeiten.«

Nur Demjenigen ist Shaftesbury wirklich verständlich, der einen Blick hat für das durch und durch Künstlerische, das sein eigenstes Wesen ausmacht. Und wer hätte je mit empfänglichem Auge eine seiner Schriften gelesen, und wäre nicht im Innersten entzückt und ergriffen von dem warmen Schönheitsgefühle, von dem sie alle beseelt und durchglüht sind? Trockene Systematik widersteht Shaftesbury's plastischem Geiste. Am liebsten, weil am meisten das wirkliche Leben zu künstlerischer Schönheit verklärend, ist ihm die Form der platonischen Dialoge. Doch weiß er, daß, wie er selbst mehrmals ausspricht, unser heutiges geselliges Leben für sokratische Unterhaltungen zu flach und gedankenlos ist, und daß weder Maler noch Dichter noch vollends gar der Philosoph andere Farben auftragen dürfe, als Natur und Wirklichkeit sie ihm bieten. Daher wählt er, mit Ausnahme seines strenger gehaltenen Versuchs über die Tugend, meist den freien Erguß des Briefes oder der schweifenden Rhapsodie, und versteht diese Form mit so meisterhafter Klarheit und, was dasselbe heißt, mit so wahrhaft künstlerischer Ironie zu beherrschen, daß, wenn Herder von den »Moralisten« Shaftesbury's sagt, sie sei eine Schrift, in der Form beinahe des griechischen Alterthums würdig, ihrem Inhalte nach aber demselben überlegen, dies stolze Lob in der That nicht blos dieser vollendetsten Schrift Shaftesbury's, sondern allen seinen Schriften ohne Unterschied zukommt. Shaftesbury gleicht einem harmlos auf und ab wandelnden Spaziergänger, der bald dahin, bald dorthin sich

wendet, je nachdem eben Laune oder die Hoffnung auf eine lohnende Fernsicht ihm bald diesen, bald jenen Punkt der Landschaft als wünschenswerthes Ziel in den Vordergrund schiebt. Alles hat den Schein des Zufälligen und Gelegentlichen, die verschiedensten Gedanken tauchen an den verschiedensten Orten auf. Und doch liegt in diesem scheinbar willkürlichen Herüber und Hinüber, das die Darstellung so reizvoll belebt, eine so tiefe und festgeschlossene Einheit, daß es nirgends leichter ist als gerade bei Shaftesbury, seine ganze Gedankenwelt bis auf den innersten Kern zu entfalten. Das ästhetische Ideal, das Schöne, ist der Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Fühlens. In seinen Miscellanien spricht er es unumwunden als die vornehmste Absicht seiner ganzen Schriftstellerei aus, »zu entdecken, wie wir wohl am vortheilhaftesten dasjenige in uns hervorbringen, was die feine Welt einen guten Geschmack nennt.« Das Schöne ist ihm das Gute und das Gute das Schöne. Jener berühmte Satz, den man auch heute noch nicht ohne die Gefahr der ärgsten Verketzerung aussprechen darf: »Trachtet zuerst nach dem Schönen und das Gute wird Euch von selbst zufallen,« ist der Ausgang seiner Sittenlehre und ebenso der Abschluß derselben. Er warf wieder Poesie und Schönheit in das matte und engherzige Leben. Ein wiedergeborenes Griechenthum, ein göttlicher Cultus der Schönheit, stand vor seiner begeisterten Seele.

Wie emsig ist Shaftesbury bemüht, in seinen Rathschlägen an einen jungen Studirenden diesem die sorgsamste Pflege seiner Geschmacksbildung dringend ans Herz zu legen! Nicht blos das eifrigste Lesen der Alten empfiehlt er ihm, sondern ebensosehr auch das Studium der italienischen Malerei. Es gemahnt uns ganz wundersam, daß Shaftesbury seinem Schüler für die künstlerische Zucht seines Auges genau dieselbe Lehre mit auf den Weg giebt, mit der auch Winckelmann, der große Begründer

der griechischen Kunstgeschichte, von Shaftesbury ganz unabhängig, am Eingange seines klassischen Werkes dem Leser das Geheimniß aller ächten Kunstbildung aufschließt. »Machen Sie es Sich« — schreibt Shaftesbury an seinen jungen Freund (Ainsworth) — »zu einem heiligen Gesetz, Ihr Auge und Ihre Einbildungskraft, die natürlicherweise sich zu dem Lustigen und Muthwilligen hinneigt, gehörig zu zügeln; halten Sie Sich hauptsächlich an das, was anfänglich für Sie nicht eben viel Reiz hat, an die edlen, großen, durchgebildeten Werke der anerkanntesten Meister. Wenn Sie bei dem ersten Anschauen keine Reize und Annehmlichkeiten an ihnen finden, so bleiben Sie länger dabei stehen; sehen Sie Sich tiefer und tiefer in das Bild hinein, und wenn Sie einen Reiz entdeckt haben, machen Sie Sich ihn zu nutze, copiren Sie ihn, unterhalten Sie die Idee und wenden Sie allen Fleiß an, bis Sie Sich einen richtigen Geschmack zu eigen gemacht haben und das, was wirklich schön ist, empfinden und beurtheilen lernen.«

Aus den Griechen, Römern und Italienern hatte sich Shaftesbury das Ideal maßvoller Beschränkung, das Gesetz der streng gegliederten Einheit herausgeschaut. »Nur derjenige ist ihm,« wie er in seinem schriftstellerischen Selbstgespräch sagt, »ein wahrhafter Künstler, der gleich dem obersten Werkmeister oder gleich der bildenden Natur ein Ganzes schäfft, wo Alles mit einander im Zusammenhange und im richtigen Verhältniß steht, und wo die einzelnen Theile sich naturgemäß unterordnen und gliedern.« Dabei trägt freilich auch er seine Schuld an die Zeit ab, indem er diese gemessene und harmonische Klarheit unter den Neueren einzig in dem antikisirenden Klassicismus der französischen Dichtung findet. Die englischen Dichter der nächsten Gegenwart, so sichtlich sie auch der französischen Regelmäßigkeit zuschreiten, sind ihm doch noch immer nicht streng genug an Gesetz und Regel gebunden; in Shakespeare vollends sieht er

nichts als tumultuarische Wildheit oder, wie er selbst sich ausdrückt, gothische Rohheit.

Und nun ist das Große an ihm, daß Leben und Kunst ihm schlechterdings eins sind. Er zuerst spricht den tiefen Gedanken aus, den nachher Goethe im Wilhelm Meister so schön und umfassend durchgeführt hat, daß auch das Leben eine Kunst sei, und daß ein Jeder die Aufgabe habe, der Künstler seines eigenen Lebens zu werden.

Die Tugendlehre wird hier wieder zur Schönheitslehre, die Ethik zur Aesthetik der Sitte. Anfang und Ende derselben ist der gute und schöne Mensch, die Kalokagathie der Griechen, das pulcrum et honestum der Römer.

Shaftesbury war sich klar bewußt, daß er hier einen sehr entscheidenden Fortschritt über Locke hinaus that. Er fühlte lebhaft, daß im Kreise des sittlichen Lebens die Locke'sche Denkweise ihre bedenkliche Schwäche habe. In jenen Briefen an einen Studirenden bespricht er ausführlich, daß bei Locke thatsächlich der Tugend der feste Boden entzogen sei; indem es keinerlei angeborene Ideen gebe, habe auch die Tugend keinen anderen Maßstab, als die wechselnde Gewohnheit und Mode. Tugend könne Laster und Laster Tugend sein; nach jener Ansicht seien Tugend und Laster nichts an sich Bestimmtes und Unwandelbares, von Natur aus liege im menschlichen Herzen keine Spur von ihnen. Diesem Mangel stellte sich Shaftesbury nach Kräften entgegen. Mit allem Nachdruck (Moralisten, Thl. 2, Abschnitt 3) betont er, »daß die Tugend ein durchaus Wesentliches und in sich selbst Begründetes sei; nicht willkürlich oder erkünstelt, nicht durch äußere Einrichtungen entstanden; unabhängig von Gewohnheit, Phantasie und Willen, ja sogar von dem höchsten Wesen selbst, das sie auf keine Weise bestimmen könne, sondern vielmehr selbst mit der Tugend in Uebereinstimmung sein müsse.«

Wer fühlte sich nicht bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes unwiderstehlich gedrungen, von diesen Ideen ein klares Bild zu gewinnen?

Hauptsächlich kommen dabei die Abhandlung über die Tugend und die Rhapsodie der Moralisten in Betracht. Beide Schriften stehen im engsten Zusammenhang; die eine ist die Fortsetzung der anderen.

Zunächst verständigt sich Shaftesbury mit der Religion. Allerdings hat er niemals thätigen Antheil an den Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und den Freidenkern genommen; er war in dieser Beziehung sogar äußerst behutsam und rühmt sich mehrfach seines friedlichen Einvernehmens mit der Kirche. Aber hier war der Kampf eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Ging doch Shaftesbury's ganzes Streben darauf, das Wesen der Tugend rein auf das Wesen des Menschen zu stellen; die Religion aber macht den Anspruch, nicht allein die zuverlässigste, sondern sogar die ausschließliche Lehrerin der Tugend zu sein. Mit beißendstem Spott und wärmster Beredtsamkeit führt Shaftesbury aus, wie gerade im Gegentheil die Religion die Tugend nicht trage und hebe, sondern nur schwäche und irre. Die Religion, meint er, mache ein so lohnsüchtiges Ding aus der Tugend und setze für sie Hoffnung und Furcht der Vergeltung so mächtig in Bewegung, daß dann von wirklich selbstloser Rechtschaffenheit nur sehr wenig übrig bleibe. Man könne ein Atheist sein und doch tugendhaft, denn der Atheismus sei nie Ursache, daß man irgend etwas als schön, edel und verdienstlich liebe und schätze, was häßlich, unedel und verdammenswerth sei; wohl aber könne eine falsche Religion zum Bösen verlocken, denn wer einen Gott habe, der eigensinnig und rachsüchtig sei, dem würden endlich durch die Macht dieses Vorbildes auch die grausamsten und ungerechtesten Handlungen gerecht und erlaubt, wohl sogar göttlich und musterhaft dünken. Und ist Shaftesbury dann erst im vollen Zuge



des Eifers, so nimmt er auch kein Arg daran, dann und wann einen kecken Streifzug hinüber in das Gebiet des Glaubens zu wagen. Dies geschieht besonders in den Nachträgen und Erläuterungen, die er unter der Aufschrift »Miscellaneen« zusammengestellt hat. Dann verhehlt er durchaus nicht, daß die Offenbarung gar keine bindende Kraft habe. Wie sei dies auch möglich? Unterliege doch die Bibel den allerverschiedensten Deutungen und sei schon von den Kirchenvätern sehr verschiedenartig gedeutet! Wer daher das freie Forschen bekämpfe, sei nicht ein wahrhaft Frommer, sondern nur ein frömmelnder Schwärmer oder Heuchler.

Aber dies ist nur ein Vorpostengefecht. Shaftesbury will, wie er sich in der Rhapsodie der Moralisten einmal ausdrückt, nicht von der Religion zur Tugend, sondern von der Tugend zur Religion kommen. So entsteht denn die Frage: was also ist die Tugend, wenn wir sie auf ihren freien, schlicht menschlichen Ursprung zurückführen?

Hier beginnt die eigentliche Entwicklung. Es ist nichts als eitel Laune und Einbildung, ruft Shaftesbury aus, wenn Jemand in sittlichen Dingen das allgemeine und natürliche Gefühl des Schönen und Erhabenen leugnet. Wie kann man sich gegen diese Einsicht sträuben? Denn obgleich wir allerdings oft selbst von ganzen Gattungen von Gefühlen trotz sorgfältigster Beobachtung nicht immer Zweck und Nutzen bestimmen können, so ist doch das außer allem Zweifel, daß jedes einzelne Wesen für sich seine besondere Natur und seine eigenen Ansprüche hat und alle seine Kräfte in Bewegung setzt, diese, so viel es kann, zu erreichen. Ebenso ist es mit dem Menschen. Jede Begierde, Neigung oder Leidenschaft nennen wir daher an ihm gut oder böse, recht oder unrecht, je nachdem sie die innere Zweckbestimmung des Menschen fördert oder verhindert. Sind alle Neigungen oder Leidenschaften eines Menschen dem allgemeinen Wohl

oder dem Wohl der Gattung gemäß, dann ist seine natürliche Gemüthsart vollkommen gut; fehlt dagegen eine erforderliche Neigung gänzlich oder ist sie zu schwach oder ist eine nachtheilige und überflüssige vorhanden, dann ist die natürliche Gemüthsart böse und verderbt. Der Mensch, der fähig ist, sich allgemeine Begriffe zu bilden, hat Auge und Ohr und Urtheil nicht blos für die äußeren sinnlichen Dinge, sondern eben so sehr für die Handlungen seiner Mitmenschen und für die Neigungen, aus denen diese Handlungen entspringen. Wie wir an den äußeren Dingen Gestalt, Farbe, Verhältnisse und in diesen Schönheit und Häßlichkeit unterscheiden, so fühlt unsere Seele, die Zuschauerin und Zuhörerin anderer Seelen ist, auch in den Neigungen das Sanfte und Rauhe, das Angenehme und Widrige und findet ein Häßliches und Schönes. Dem Schönen kommt sie auch hier mit Bewunderung und Entzücken entgegen, dem Häßlichen dagegen mit Verachtung und Abscheu.

Die Tugend ist also sittliche Schönheit. Sie ist die innere Einheit und Ordnung, das glückliche Gleichgewicht aller Kräfte und Neigungen, Lebensharmonie. Die Liebe zu ihr ist eine durchaus freie und selbstlose; der Mensch liebt das Gute um des Guten, um der dem Guten innewohnenden Schönheit und Würde willen. Aber wie herrlich belohnt sich diese Liebe! Jede Handlung wird bestimmt durch den Antrieb irgend einer Neigung und Leidenschaft. Es giebt drei verschiedene Klassen von Neigungen: natürliche Neigungen, die das Wohl des Ganzen zum Zweck haben; selbstsüchtige, die sich nur auf das eigene Wohl beschränken; und unnatürliche Neigungen, die weder gemeinnützig noch selbstsüchtig sind, sondern nur auf Zerstörung sinnen. Nun zeigt sich aber sehr bald und Shaftesbury schildert es mit warmer Beredtsamkeit, daß die natürlichen, wohlwollenden, edelmüthigen Neigungen, wenn sie stark und mächtig zur Förderung des allgemeinen Wohls wirken, das nothwendige Erforderniß

und einzig wahre Mittel zum frohen Selbstgenuß sind, und daß der Mangel derselben uns unfehlbar elend und unglücklich macht. Daraus folgt zugleich, daß auch die selbstsüchtigen Neigungen nur insofern berechtigt sind und zum Glück verhelfen, als sie sich den gemeinnützigen unterordnen oder mit ihnen wenigstens in Uebereinstimmung stehen, und endlich, daß die unnatürlichen Neigungen den Gipfel des Elends hervorbringen. Wir können in nichts Böses und Unsittliches willigen, ohne daß wir unser eigenes Bestes gefährden; und umgekehrt Alles, was zum Wachsthum der Tugend dient, fördert uns und führt uns zur höchsten und dauerndsten Glückseligkeit. Tugend und Laster trägt in sich selbst die Vergeltung; jene ist das Wohl, dieses das Uebel eines Jeden.

So weit die Untersuchung über die Tugend. Was hier nur angedeutet ist, daß Derjenige zur Tugend und durch diese zur höchsten Glückseligkeit komme, der sich zum schönen und harmonischen Menschen bildet, das wird weiter ausgeführt und begründet in der Rhapsodie der Moralisten. Diese Rhapsodie kehrt die künstlerische Seite von Shaftesbury's Anschauungsweise noch bestimmter heraus. Sie ist so dichterisch schwungvoll geschrieben, daß nicht blos Pope in seinem Lehrgedicht über den Menschen, sondern auch Thomson und besonders Herder in einem langen und begeisterten Naturhymnus (Zur Philosophie und Geschichte, Thl. 9, S. 283) die glücklichsten Motive derselben oft sogar in wortgetreuer Nachbildung festhält. Ihr Inhalt ist der dithyrambische Preis der urewigen Schönheit, die durch die ganze Welt geht und alle scheinbaren Dissonanzen zur tiefen, volltönigen Harmonie auflöst. Hier also findet die Schönheitslehre der Tugend ihre eigenste Stätte.

Ihrer wesentlichsten Bestimmung nach ist die Rhapsodie eine Theodicee. Sie behandelt die berühmte Frage vom Ursprung des Uebels, die durch die religiösen Streitigkeiten der

Jansenisten und Molinisten, der Gomaristen und Arminianer; ja im ersten Grunde hauptsächlich durch den Gegensatz des reformirten und lutherischen Glaubensbekenntnisses hervorgerufen war und alle Denker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aufs lebhafteste beschäftigte. In England war diese Frage erst jüngst wieder durch Ralph Cudworth's Intellectualsystem und durch des Bischofs King Schrift »De origine mali (1702)« angeregt worden. Shaftesbury überdies hatte noch ganz besonderen Anlaß, dieser Frage näher zu treten, da er im Jahre 1705 in Holland viel mit Bayle und Le Clerc verkehrte, die damals eben über sie die heftigsten Streitschriften wechselten. Die Rhapsodie erschien im Jahre 1709; ein Jahr darauf erschien die »Theodicee« von Leibniz, denn auch dieser hatte sein ganzes Lebelang sich mit dieser Aufgabe getragen. Und es ist in der That merkwürdig, wie beide Denker, ganz unabhängig von einander im Großen und Ganzen dieselbe Anschauung haben. Leibniz selbst bezeugte seine Freude über diese unerwartete Uebereinstimmung, und Lessing sagt mit Recht in seiner Abhandlung über »Pope als Metaphysiker«, daß die Berliner Akademie, die eine Untersuchung über den philosophischen Gedankengehalt Pope's verlangt hatte, weit besser gethan hätte, die Aufmerksamkeit auf die Verwandtschaft zwischen Leibniz und Shaftesbury zu lenken.

Wir finden in dieser Rhapsodie ganz und gar die Leibniz'sche Idee der besten Welt wieder. Die Grundgedanken lauten, wie folgt: Von jeher hat sich der Mensch damit beschäftigt, woher so viel Uebel, warum hat namentlich auch der Mensch so viel Thorheit und verkehrtes Wesen, so viel Stolz, Ehrgeiz und seltsame Begierden, warum so viel Fluch und Plagen? Die Alten erdichteten die Sage vom Prometheus; dieser schöpferische Künstler mit seiner unglücklichen Hand sollte Alles erklären; das Uebel ist sein Werk, sagten sie, und er mag es verantworten. Aber elender Nothbehelf! Warum verhinderte Zeus nicht die

Schöpfung des Prometheus? Jedenfalls ist er ein Widerspruch gegen die göttliche Allmacht. Und so hat man Antwort über Antwort erfunden, um zu zeigen, warum die Natur irre und wie es zugegangen, daß sie so ohnmächtig und irrig aus einer Hand gekommen, die nicht irren kann. Die Antwort ist unmöglich. Man muß vielmehr einsehen, daß die Natur nie irrt, und daß selbst da, wo sie am unwissendsten und verkehrtesten in ihren Werken zu sein scheint, sie eben so weise und vorsichtig handelt wie da, wo sie nach Aller Meinung am trefflichsten ist. Die Schönheit der Welt besteht aus lauter contrastirenden Gegensätzen, in der die mannichfaltigsten Differenzen sich in allgemeine Harmonie auflösen. Alles in der sinnlichen Welt ist ewiger Stoffwechsel. Die Pflanzen erhalten durch ihren Tod die Thiere, und die aufgelösten Leiber der Thiere befruchten die Erde und ernähren das Pflanzenreich. Die unzähligen Mengen der Insecten werden durch die höheren Gattungen der Vögel und Vierfüßler, und diese wieder durch den Menschen vermindert; der Mensch aber ist dagegen wieder anderen Naturen unterworfen, und bringt gleich ihnen seinen sterblichen Leib dem Ganzen zum Opfer. Wie also müssen erst alle Wesen sich gegen das große unvergängliche Weltgebäude bescheiden! Die Luft, die uns umgiebt, die Dünste, die aus der Erde aufsteigen, die Meteore, die über unseren Häuptern schweben, oder was sonst zur Erhaltung und Nahrung dieser Erde dient, das Alles wirkt seiner Natur gemäß; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn durch Erdbeben, Stürme, Seuchen, Wasserfluthen, irdisches oder himmlisches Feuer die lebendigen Geschöpfe oft Schaden leiden, und noch viel weniger darf es uns befremden, wenn durch die Verderbniß des Körpers auch oft die Seele eines Menschen verderbt wird; das Gute behält immer die Oberhand. Jede der Verderbniß unterworfene sterbliche Natur ist mit ihrer Sterblichkeit und Verderbniß nur einer besseren zinsbar, alle aber

jener besten und höchsten Natur, welche unverderblich und ewig ist.

Betrachtet man diese stete Einheit und Ordnung, so hat man allerdings Recht, die Welt eine Maschine zu nennen. Aber der Unterschied ist, daß die Maschinen, von Menschen erfunden, unregelmäßig, veränderlich und vergänglich sind; die Welt dagegen ist regelmäßig, unveränderlich und ewig! Ist dies nicht ein tieferer Beweis für ein höchstes allwaltendes Wesen als Zeichen und Wunder? Oder ist die Welt leerer Zufall, wenn Alles seinen natürlichen und gesetzmäßigen Lauf geht; ein Werk der Weisheit dagegen, wenn Alles wirr und toll durch einander läuft?

Das Schauen dieser höchsten Vollkommenheit mit dem Auge der Liebe und Begeisterung ist das Schauen der göttlichen Schönheit. Mögen die gewöhnlichen Weltmenschen diesen tiefen Blick in die Natur und in den schaffenden Geist immerhin Schwärmerei nennen, was schadet es? Es giebt eine edle und rühmliche Schwärmerei, ein vernünftiges und liebenswürdiges Entzücken für andere Dinge, zum Beispiel für Baukunst, Malerei und Musik; und hier sollte es Schimpf sein, sie zu empfinden? Ist es so thöricht, jene Begeisterung von untergeordneten Dingen zum Ursprünglichsten und Umfassendsten zu erheben? Freilich aber ist dieses Schauen der göttlichen Schönheit nicht sogleich Jedem erschlossen. Selbst für das Schauen der Schönheit in den Künsten bedarf das Talent, sollte es auch noch so fähig und feinsinnig sein, erst gar vieler Arbeit und Mühe, Bildung und Wissenschaft, sich zu erziehen und zu veredeln; und zur Kenntniß der allerhöchsten Schönheit wäre keine Begabung und Wissenschaft nöthig? In der Malerei giebt es Schatten und Meisterzüge, die die große Masse nicht fühlt und erkennt, sondern sie verächtlich für Fehler hält; in der Musik giebt es das Chromatische und die künstliche Behandlung der Dissonanzen;

und Dinge dieser Art sollte es nicht in dem großen Kunstwerke der Weltordnung geben?

Wer aber dies Schöne schaut, muß im innersten Wesen gut sein. Das Erkennen der Schönheit ist Zucht und Bildung zur Tugend. Ein solcher Kenner und Meister des Schönen weiß, daß die ungeformte Sinnlichkeit das wahrhaft Häßliche ist, und daß das Schöne nur ist, wo Geist und Vernunft, wo Ordnung und Ebenmaß. Was ohne Geist ist, ist finster und öde für des Geistes Auge. Je nachdem also der Mensch an sich schön und edel und groß ist, werden auch seine Neigungen, Handlungen und Beschäftigungen schön und edel und groß sein. Und nur von einem solchen Geist allein kann man in Wahrheit sagen, er sei der Baumeister seines eigenen Lebens und seiner Glückseligkeit; denn er legt in sich selbst einen sicheren und unvergänglichen Grund der Ordnung, Ruhe und Eintracht.

Diese sittliche Wendung ist der Abschluß der Rhapsodie. Das Grundthema ist also auch hier wieder, daß, um Shaftesbury's eigene Worte zu gebrauchen, »das Schöne und Gute durchaus ein und dasselbe ist.« Wer fühlt nicht, daß hier ein Schüler Plato's zu uns spricht?

Wir können die Lehre Shaftesbury's nicht treffender zusammenfassen, als indem wir zuletzt noch eine Stelle hervorheben, die sich in seinem »Selbstgespräch« (dritter Theil, zweiter Abschnitt) findet. Sie lautet:

»Kunst und Tugend sind sich gegenseitig befreundet; die Kenntniß des Kunstkenners und die Kenntniß der sittlichen Vollkommenheit schmilzt in eine zusammen. Einer, der ein Mann von Erziehung und Welt zu werden strebt, sucht sein Urtheil von Künsten und Wissenschaften nach richtigem Muster zu bilden. Er wendet sorgfältig sein Auge ab von Allem, was bunt, häßlich und geschmacklos ist, und mit eben der Sorgfalt wendet er sein Ohr von aller Musik ab, außer von der besten und har=

monischsten. Es wäre zu wünschen, wir hätten dieselbe Achtung für einen richtigen Geschmack im sittlichen Betragen. Welcher Sterbliche, der von einem Unterschied des inneren Charakters, von einem Vorzuge, der dem einen Charakter vor dem anderen gebührt, überzeugt wäre, würde sich nicht alle Mühe geben, den seinigen zum besten zu machen? Wer, wenn er Nachdenken hätte, würde sich nicht lieber nach dem liebenswürdigen und angenehmen, als nach dem verhaßten und schiefen Muster zu bilden suchen? Wer wollte der Natur nicht so gut in dieser Hinsicht als in Hinsicht auf Geschmack und Urtheil in anderen Künsten und Wissenschaften Zwang anthun? Wenn in uns noch kein natürlicher guter Geschmack gebildet ist, warum sollten wir ihn nicht zu bilden suchen?« Der instinctive Zug zum Guten und Schönen muß künstlerischer und sittlicher Tact werden.

Man hat wohl gemeint, die Denkweise Shaftesbury's brandmarken zu können, indem man sie einfach eine eudämonistische nannte. Besteht der Eudämonismus darin, daß einzig die Tugend Glückseligkeit ist, so ist dies ein Vorwurf, gegen den Shaftesbury selbst am allerwenigsten Einsprache thun würde. Wehe aber, wenn es wahr wäre, was Schleiermacher in seiner Kritik der Sittenlehre (Berlin 1803, S. 54) an Shaftesbury tadelt, daß, wie viel auch bei ihm von Tugend die Rede, er dennoch gänzlich der Lust ergeben sei! Schleiermacher meint, daß, indem hier Alles auf den Beweis hinausgehe, daß die höchste Lust aus der Tugend entspringe, so liege hier der Grund zu jener Empfindsamkeit, die, ohne Hand noch Fuß zu regen, durch das bloße Nachempfinden, vermittelst der Einbildung, sich alle jene Süßigkeiten des auf Wohlwollen beruhenden sittlichen Gefühls zu verschaffen strebe; denn diesem Genusse müsse hier folgerechter Weise derselbe Werth zuerkannt werden wie dem aus dem eigenen Handeln entstandenen. Wo steht denn aber geschrieben, daß dieses Streben nach höchster Glückseligkeit nur

nach süßer Beschaulichkeit trachte, den Menschen empfindelnd und feig mache und ihn vom handelnden Leben entferne?

Gerade das Gegentheil ist die Wahrheit. Ist es klare Erkenntniß des handelnden Lebens oder ist es nur ein glücklicher Zufall, daß Shaftesbury unter allen neueren Denkern zuerst die naturnothwendige Entstehung des Staates erkannte? Die übliche Lehre vom staatlosen Zustande, d. h. vom sogenannten Naturzustande der Menschheit war ihm ein Gräuel. Was, sagt er in der Rhapsodie der Moralisten (zweiter Theil, vierter Abschnitt), soll denn eigentlich dieser Naturzustand bedeuten? Die Menschen dieser uranfänglichen Zeit waren doch wohl schon Menschen wie wir; denn Geschöpfe, die uns zwar an äußerer Gestalt ähnlich sind, dabei aber nur in dem kleinsten Theile ihres Wesens von uns abweichen, sind nicht in Wahrheit von unserer Art. Ist aber ihr Wesen völlig wie das unserige, sind ihre natürlichen Geistesgaben oder Fähigkeiten eben so stark und ihr körperlicher Bau eben so schwach wie bei uns, haben sie Gedächtniß, Sinn, Neigungen und Gebrauch der Organe wie wir, dann können sie sich augenscheinlich eben so wenig der Gesellschaft entziehen, als sich ohne dieselbe erhalten. Und hier dürfen wir nicht vergessen, fährt Shaftesbury fort, wie schwach der Körper des Menschen ist, wie dürftig sein Zustand, wodurch er mehr dazu gemacht ist, Anderen zum Raube zu dienen, als selbst vom Raube zu leben. Er bedarf einer besseren Nahrung als die Thiere, eines besseren Lagers und Obdachs. Wie vieler Bequemlichkeiten bedarf er! Welche Eintracht und enge Verbindung beider Geschlechter ist nöthig, die Jungen zu erhalten und zu ernähren! Diese Art der Gesellschaft wird man doch gewiß den Menschen nicht absprechen, da sie ja jedem Raubthier eigen und natürlich ist. Und können wir diesen Theil des geselligen Lebens dem Menschen zugestehen, ohne weiter zu gehen? Ist es möglich, daß er sich paaren und in Liebe und Gemein-

schaft mit seinen Gatten und Kindern leben, und doch dabei ganz wild, ohne Sprache, ohne alle jene Künste des Vorrathsammelns, des Bauens und der übrigen Wirthschaft bleiben sollte, die ihm doch wahrlich eben so natürlich sind, als dem Bieber oder der Ameise oder der Biene? Wo sollte er denn diese Gesellschaft, einmal angefangen, wieder aufheben? Muß aber diese Haushaltung nicht bald zu einem Stamm, und dieser Stamm zu einem Volk anwachsen? Oder gesetzt, sie blieb immer nur ein Stamm, war denn dies nicht auch eine Gesellschaft zum wechselseitigen Schutz und zum gemeinschaftlichen Vortheil? Kurz, ist die Zeugung natürlich, ist Liebe, Versorgung und Ernährung der Kinder natürlich, ist der Mensch wirklich ein Geschöpf von solcher Einrichtung, solchem Bau, solchen Neigungen und Fähigkeiten, wie wir sehen, so folgt daraus nothwendig, daß Gesellschaft ihm ebenfalls natürlich sein muß, und daß er nie ohne Gesellschaft und Gemeinschaft weder gelebt hat noch gelebt haben kann. Und am allerwenigsten, fügt dann Shaftesbury an einem anderen Orte (Ueber die Freiheit des Witzes und des Humors, zweiter Theil, zweiter Abschnitt) diesen Betrachtungen bei, bietet dieser Naturzustand für die Ansicht eines Hobbes irgend einen Anhalt. Denn angenommen, wir wären von Natur solche Erzwilde, so werden wir uns nur um so mehr in Acht nehmen, Sklaven Anderer zu werden; und wenn wir wissen, welch eine unersättliche Gier Alle nach Gewalt haben, so werden wir uns desto besser gegen das Uebel schirmen; nicht dadurch, daß wir Alles den Händen eines Einzigen übergeben, wie der Vertheidiger dieser Sache verlangt, sondern vielmehr durch eine richtige Vertheilung, durch ein richtiges Gleichgewicht der Gewalt und durch die Einschränkung guter Gesetze und Bestimmungen, die der Freiheit des Staates zum Bollwerk dienen.

Man braucht nur Shaftesbury's Briefe über den Enthusiasmus zu lesen, um zu wissen, mit welchem Ingrimm er gegn

den Druck der Hierarchie und des Despotismus erfüllt ist. In seinem »Selbstgespräche« spricht er es kühn aus, daß, wo unumschränkte Gewalt sei, auch die Tugend unmöglich werde. Wer unter einem Gewaltherrscher lebe und diesen als heilig und göttlich bewundere, der könne sich kaum einen anderen Begriff von Tugend und Gerechtigkeit machen, als wie nur Willkür und Gewalt sie bestimmt haben.

Und so sagt J. H. Fichte mit Recht in seiner Geschichte der Ethik von Shaftesbury, daß dieser vortreffliche Schriftsteller Alles berührt hat, was Gutes und Tiefes in der Moral gedacht worden ist. Wir haben daher alle Ursache, von Zeit zu Zeit wieder zu seinen Schriften zurückzukehren; um so mehr, da wir hier nicht blos Wahrheit, sondern auch Schönheit des Philosophirens lernen können.

Mandeville's Bienenfabel.

Im Jahre 1706 wurde auf den Straßen Londons ein fliegendes Blatt verkauft, das den Titel führte: »Der summende Korb oder die ehrlich gewordenen Schelme, the grumbling hive or knaves turned honest.« Das Ganze enthielt auf sechsundzwanzig Seiten etwa vierhundert Verse.

Dies fliegende Blatt erzählte eine Fabel, die auf dichterischen Werth durchaus keinen Anspruch machte, aber einen sehr wunderlichen Inhalt hatte. Die Fabel lautete folgendermaßen:

»Ein zahlreicher Bienenschwarm hauste in einem geräumigen Korbe. Dieser kleine Staat zeichnete sich aus durch Wissenschaft und Gewerbfleiß, und nie hatten die Bienen unter einer weiseren Regierung gelebt; sie waren weder die Sklaven eines harten Tyrannen, noch waren sie den wüsten Wirren einer tobenden Volksherrschaft ausgesetzt; sie lebten unter Königen, die

nicht irren konnten, weil ihre Macht weise durch Gesetze beschränkt war.

»Diese Bienen verkehrten unter einander ganz wie die Menschen. Sie hatten Maschinen, Gewerke, Schiffe, Festungen, Handel, Künste, Wissenschaften, Leidenschaften und Ränke ebenso wie wir. Millionen Bienen waren einzig beschäftigt, der Eitelkeit und dem Ehrgeiz der anderen Bienen zu dienen; diese anderen aber hatten nichts zu thun, als vom Schweiße jener zu leben. Dennoch aber waren die Vornehmen dieses Bienenstocks unzufrieden; sie konnten noch immer ihren Luxus nicht in dem Maße befriedigen, wie sie wollten.

»Einige machten durch ihren großen Reichthum bei sehr geringer Arbeit großen Gewinn; Andere dagegen erschöpften ihre Kräfte in der unablässigsten Anstrengung und erübrigten doch nichts. Noch Andere widmeten sich Geschäftszweigen, die weder Vermögen noch Mühe und Sorge in Anspruch nahmen. Dies waren die Industrieritter, die Schmarotzer, die Spieler, die Diebe, die Falschmünzer, die Zauberer.

»Auch waren Rechtsgelehrte in diesem Bienenstaate. Deren eigentlicher Beruf sollte zwar die Entscheidung des Rechts und Unrechts sein, in der That aber hetzten sie nur die Leute gegen einander und zogen von den streitenden Parteien ihren Vortheil. Und nicht viel besser machten es die Aerzte. Die Gesundheit ihrer Patienten kümmerte sie sehr wenig; sie haschten nur nach der Gunst der Apotheker, der Hebammen, der Priester und aller derer, die von Geburten und Todesfällen ihren Unterhalt haben. Unter den Priestern des Juppiter, die dazu angestellt waren, für den Bienenkorb den göttlichen Segen zu erflehen, waren nur wenige, die Wissen und Beredtsamkeit aufweisen konnten. Die meisten waren faul, ausschweifend, geizig und eitel, obgleich sie sich große Mühe gaben, diese Fehler vor der Menge zu verbergen. Die Soldaten wurden, auch wenn sie in die Flucht

geschlagen waren, mit Ehren überschüttet. Allerdings gab es Krieger, die, die Gefahr herausfordernd, sich immer an die am meisten ausgesetzten Orte stellten; diese wurden, wenn sie Arme und Beine verloren hatten und dienstunfähig waren, mit halbem Sold nach Hause geschickt und mußten sich kümmerlich nähren; die anderen aber, die klug Gefahr und Kampf vermieden, verschafften sich doppelten Sold und lebten herrlich und in Freuden. Ihre Könige waren in jeder Beziehung schlecht bedient; die Minister betrogen sie, wo es nur anging. Manche Minister sorgten in Wahrheit für die Vortheile der Krone, zugleich aber plünderten sie ungestraft den Schatz, den sie zu bereichern strebten. Galt es, im Namen des Gesetzes Gerechtigkeit auszuüben, so wüthete man gegen die Armen und Niedrigen; die Reichen und Großen aber verschonte man immer.

»So hatte jeder Stand seine Laster. Nichtsdestoweniger aber blühte das Volk in Glück und Segen; bei den fremden Völkern war es geschätzt und gefürchtet. Die Laster der Einzelnen vermehrten nur den Wohlstand des Ganzen. Die Tugend vertrug sich mit dem Laster vortrefflich. Ja der Staat erhielt sich eigentlich nur durch diese Schuftereien, obgleich sich jeder Einzelne über sie beklagte; die Harmonie eines Concertes ist die Verbindung von Tönen, die sich oft schnurstracks entgegengesetzt sind. Die Mäßigkeit und Nüchternheit der Einen erleichterte die Ausschweifung und Liederlichkeit der Anderen; der Geiz, dieses gemeine und unnatürliche Laster, war der Diener der Verschwendung; der Luxus und die Eitelkeit ernährte tausend Arme, Neid und Eigennutz machte Handel und Gewerbe immer blühender. Bald war der Wohlstand so allgemein, daß selbst die Armen jetzt behaglicher leben konnten, als früher die Reichen. Kein Staat konnte glücklicher sein, als dieser.

»Aber wie vergänglich ist das Glück der Staaten! Plötzlich wandelte sich die allgemeine Denkart. Von allen Seiten

hörte man die Klage: verdammt sei die allgemeine Schurkerei! Jeder war zwar nach wie vor für seine Person schlecht; aber an den Anderen wollte er die Schlechtigkeit nicht mehr dulden.

»Ein Mann, der durch Betrug unermeßliche Reichthümer aufgehäuft hatte, schrie mit lauter Stimme: das Land muß zu Grunde gehen durch alle diese Sünden und Laster! Alle Sünder und Schächer stimmten bei und schrien ebenfalls: guten Götter, gebt uns Rechtschaffenheit und Tugend!

»Mercur, der Gott der Diebe, verlachte dieses Gebet. Juppiter aber gewährte den Flehenden ihre Bitte. Rechtschaffenheit bemächtigte sich Aller Herzen. Aber, o Jammer! Von diesem Augenblicke an war der Gerichtshof verödet; alle Schuldner bezahlten gutwillig ihre Gläubiger. Was sollten nun die Advocaten thun? Auch die Gefängnisse wurden leer. Was wurde aus den Schlossern und aus den Kettenschmieden? Was vollends gar aus dem Henker, aus den Häschern und aus der ganzen löblichen Polizei?

»Im neuen Staate waren zwar noch Aerzte; diese aber waren geschickte Leute und verschrieben nicht mehr fremdländische Arzneien, sondern einfache, im Lande selbst wachsende. Die reichen Geistlichen, ihre schamlose Faulheit ablegend, hielten sich keine Stellvertreter mehr, sondern verrichteten den Kirchendienst selbst. Die Minister und Officiere, sparsam und mäßig, kamen jetzt mit ihrem Gehalt aus; es war keine Ehre mehr, auf Kosten der Gläubiger viel Aufwand zu machen; auch die Vornehmen entledigten sich aller unnützen Pferde und Dienerschaft. Ein großes Heer wurde nicht mehr gehalten; man setzte in die Soldaten nicht mehr seine kindische Eitelkeit, sondern man schlug sich nur, wenn die Ehre und Freiheit des Vaterlandes in Gefahr war.

»Nun fielen die Preise der Häuser und Grundstücke; Bau=

meister, Maler und Bildhauer mußten unbeschäftigt die Hände in den Schooß legen. Die Moden wechselten nicht mehr; Jeder trug fortan sein Kleid, so lange es dauerte; Fabriken und Manufacturen verfielen. Ein Jeder flüchtete aus dem Lande, das einst so reich gewesen und das jetzt Keinem mehr Arbeit und Erwerb gab. So wurde der Staat machtlos. Ein hundertmal stärkerer Feind griff ihn an. Man vertheidigte sich tapfer; kein Verräther war unter den Kämpfenden. Der Sieg wurde erfochten; aber wie theuer war er! Tausende von Bienen gingen zu Grunde. Der Rest, der sich durch die Entbehrungen und Anstrengungen der Kriegszeit abgehärtet hatte, hielt jetzt die Bequemlichkeit und die Ruhe des Friedens für Laster. Die Bienen fürchteten daher, in ihre frühere Sündhaftigkeit wieder zurückzuverfallen. Sie verließen ihren Korb und flogen in einen verwitterten Baumstock. Dort bleibt ihnen nichts von ihrem alten Glück, als Zufriedenheit und Tugend.

So weit diese Fabel. Ihre Absicht ist deutlich. Zu allem Ueberfluß enthält sie noch folgende Nutzanwendung:

»Thörichte Sterbliche, laßt Euer Klagen! Umsonst sucht Ihr Größe und Rechtschaffenheit zu verbinden. Nur Narren können sich schmeicheln, die Reize der Erde zu genießen, berühmt im Kriege zu werden, behaglich zu leben, und doch zugleich tugendhaft zu sein. Steht ab von diesen leeren Träumereien. Trug, Ausschweifung, Eitelkeit sind nöthig, damit wir aus ihnen süße Frucht ziehen. Freilich ist der Hunger eine abscheuliche Unbequemlichkeit; aber könnten wir ohne ihn uns nähren, verdauen, wachsen? Wie häßlich ist der Weinstock, aber wie lieblich der Wein, der seine Frucht ist. Das Laster ist für die Blüthe eines Staates eben so nothwendig, wie der Hunger für das Gedeihen des Menschen. Es ist unmöglich, daß die Tugend allein ein Volk glücklich und ruhmreich mache. Wollen wir zurückkehren in das goldene Zeitalter der Unschuld, so müssen wir

auch darauf gefaßt sein, wieder von wilden Eicheln zu leben, wie einst unsere ehrbaren Urväter.«

Wo ist eine schnödere Rechtfertigung des Lasters als hier? Die weltmännische Blasirtheit hält eine leichtfertige Selbstschau, und giebt sich prahlerisch das Zeugniß der unentbehrlichsten Trefflichkeit. Das nackte Ich spreizt sich schamlos auf und macht nach ächter Sophistenart die Laune und Willkür und die Schlechtigkeit des Herzens zum Pulsschlag des Weltlaufs. Wo ist eine Mahnung für mich, meine selbstsüchtigen Neigungen zu zügeln und zu unterdrücken, wenn ich mit meinen Lastern mehr als mit meinen Tugenden dem Besten der Menschheit diene?

Es ist natürlich, daß diese kleine Schrift sehr bald in ärgsten Verruf kam. Und doch wäre sie wahrscheinlich unter den vielen Flugschriften der damaligen Tagesliteratur ziemlich spurlos vorübergegangen, hätte nicht der Verfasser die Zeitumstände schlau zu benutzen verstanden und seine Fabel mitten hinein in den Kampfplatz der philosophischen Fragen geschoben.

Der Verfasser war Bernard de Mandeville, aus französischem Geschlecht, um das Jahr 1670 in Holland geboren. Er hatte Medicin studirt, war als Arzt nach London gekommen und lebte dort bis zu seinem Todesjahr 1733.

Als seit dem Jahre 1709 Shaftesbury in England immer mehr Anhänger gewann, meinte Mandeville, daß es jetzt an der Zeit sei, im Gegensatz zu jener Lehre von der besten Welt und von der natürlichen Tugendliebe der Menschen, wieder an seine eigene Ansicht von der Schlechtigkeit der Welt und von der unumgänglichen Nothwendigkeit des Schlechten zu erinnern. Er gab daher im Jahre 1714 seine Fabel aufs Neue heraus und zwar diesmal unter dem Titel: »Die Bienenfabel, oder die Laster der Einzelnen sind die Vortheile des Ganzen, the fable of the bees or private vices public benefits.« Zugleich enthält diese Ausgabe erläuternde Abhandlungen über den Ursprung der Tu-

gend, über die Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft, über Christenliebe und Armenschulen. Im Jahre 1729 fügte er sodann noch sechs Gespräche über ähnliche Gegenstände bei. Das Aufsehen, das diese Schriften machten, war bedeutend. Im Jahre 1732 erschien bereits die sechste Auflage. Uebersetzungen ins Französische und in die meisten anderen Sprachen folgten bald.

Die alte Grundlehre ist auch in diesen neuen Bearbeitungen unumwunden beibehalten. Nur eitle Selbstverblendung, die den Menschen nicht betrachte, wie er in Wahrheit sei, sondern wie er sein solle, könne sich über die Oberherrschaft der allgemeinsten Schlechtigkeit täuschen. Wo sei die reine Begeisterung des Helden? Wie Alexander der Große am Hydaspes ausgerufen habe: »O Ihr Athener, Ihr glaubt nicht, welchen Gefahren ich mich aussetze, nur um Eure Lobsprüche zu verdienen,« so sei nicht aufopferndes Gemeingefühl, sondern lediglich Eitelkeit und Eigennutz die Triebfeder aller scheinbar noch so guten und edlen Handlungen. Und dabei scheut sich der Verfasser durchaus nicht, von diesen Sätzen die schärfste und schneidendste Anwendung aufs Leben zu machen. Das zeigt sich namentlich in seiner Betrachtung der Armenschulen. Wie alle herzlosen Selbstlinge will er das Volk verdummen und knechten. Er wolle selbst einmal zugeben, sagt er, daß, so viel Prahlerei bei der Stiftung und Erhaltung der Armenschulen auch mit ins Spiel komme, dennoch Milde und Edelmuth ihre eigentliche Grundlage seien; aber diese Wohlthätigkeit möge ja sich in Acht nehmen, sich nicht selbst zu verderben. Armuth und Unwissenheit könne durch sie doch nicht verschwinden, und verschwinde sie, so sei dies das entsetzlichste Unglück; denn dann sei ja kein Stand mehr vorhanden, der zum Dienen gezwungen sei, und wo bleibe dann Handel und Gewerbfleiß? Man sieht, die Philosophie der Selbstsucht ist die Philosophie des Despotismus.

Zugleich aber sucht Mandeville in diesen Abhandlungen für

seine Denkweise eine tiefere geschichtliche Bedeutung zu erringen. Dies thut er, indem er sich in unmittelbaren Gegensatz zu Shaftesbury stellt. Und allerdings muß man sagen, daß, obgleich Mandeville in seiner schroffen Einseitigkeit sehr weit über sein Ziel hinausschießt, er doch die Schwächen seines Gegners sehr geschickt aufspürt.

Nicht nur, daß Mandeville wiederholt hervorhebt, wie Shaftesbury in seiner liebenswürdigen Schwärmerei den Menschen viel zu sehr ins Schöne gemalt habe, sondern er weist auch in seinen Untersuchungen über das Wesen der Gesellschaft und in den Gesprächen zwischen Cleomenes und Horace mit überzeugendem Scharfsinn nach, daß Shaftesbury in seinem letzten Grunde geradezu unsittlich werde. Shaftesbury bezeichne, sagte er, die Tugend nur als die Uebereinstimmung der selbstsüchtigen Neigungen mit den Forderungen des Allgemeingefühls; aber diese Bildung der selbstsüchtigen Neigungen zum Schönen und Guten könne immer nur das ausschließliche Eigenthum gewisser bevorzugter Klassen sein, die Philosophie Shaftesbury's sei nur die Philosophie des Gentleman. Wo die Selbstsucht nicht so gebildet sei, daß sie in der Ausübung der Tugend ihr Glück finde, da sei nach Shaftesbury's Ansicht die Tugend überhaupt unmöglich. Mit vollem Rechte macht daher Mandeville geltend, daß, wolle man von einer allgemein bindenden Kraft der Tugend sprechen, diese vielmehr in der Selbstüberwindung, in der Unterdrückung der angebornen Neigung bestehe. Mit Einem Worte, Mandeville hat vortrefflich hervorgehoben, daß die Tugend nicht blos ein Glück, sondern unter allen Umständen auch eine Pflicht sei.

Mandeville ist sehr stolz auf diese Begriffsbestimmung. Er rühmt sich mehrfach, daß er hierin den Lehren des Christenthums weit näher stehe als Shaftesbury. Gewiß ist es richtig. Aber die Frage, die sich hier unwillkürlich erhebt, ist nicht die Frage, ob Mandeville in diesem Tugendbegriff mit dem Christenthum,

sondern ob er mit sich selbst übereinstimmt. Diese Forderung der Tugend ist bei Mandeville so durchaus äußerlich und mit dem Kern seiner Denkweise so wenig zusammenhängend, daß es wohl erlaubt ist, sie bei ihm für eine leere Heuchelei zu erklären; um so mehr, als er auch in anderen Schriften den Anfechtungen der Außenwelt gegenüber sich sehr häufige, aber auch sehr unehrliche Zugeständnisse zu Schulden kommen läßt.

Wir können das Verhältniß Mandeville's zu Shaftesbury nicht besser bezeichnen, als es ein Engländer, Namens Robinson, in einem Briefe an Schlosser gethan hat, den dieser in seiner »Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Bd. I, S. 445)« mittheilt. Dort heißt es: »Shaftesbury hatte die Tugend immer nur als liebenswürdig und schön geschildert, während Kant und die meisten anderen Philosophen sie als etwas Erhabenes und Bewunderungswürdiges darstellen. Daher ist Shaftesbury's Buch voll von den entzückendsten Ergießungen über den Werth und die Trefflichkeit der menschlichen Vernunft und des menschlichen Gemüthes, und es macht gar kein Hehl daraus, daß das natürliche Licht des Menschen ihm höher steht, als das Licht der göttlichen Offenbarung. Gegen diese Anschauungsweise ist Mandeville's Bienenfabel gerichtet. Dieses Buch gemahnt mit seiner gehässigen Darstellung des menschlichen Wesens bereits an alle Gehässigkeit der späteren französischen Schriftsteller. In dieser Beziehung ist es sehr beachtenswerth, daß die verschiedenen Religionsparteien immer eine auffallende Nachsicht gegen Mandeville gehabt haben. Jedenfalls steht fest, daß Shaftesbury's Schule unendlich mehr Anfechtungen zu erdulden hatte. Der Grund ist klar. Ist die menschliche Natur so, wie sie Shaftesbury darstellt, so ist die Religion durchaus unnöthig; Mandeville dagegen stellt den Menschen als gefallen dar und zeigt daher nur um so nachdrücklicher die Nothwendigkeit eines Erlösers.«

Die öffentliche Stimmung.

Der Einfluß, den die Bestrebungen der Freidenker auf die öffentliche Meinung ausübten, war sogleich sehr bedeutend.

Es war allerdings zu erwarten, daß diese dreiste Neuerungen auch außerhalb der eigentlich theologischen Kreise heftigen Gegensatz finden würden, zumal da bereits so thörichte Ausschweifungen wie die Bienenfabel hervortraten. Und in dieser Beziehung besonders ist es bezeichnend, daß die moralischen Wochenschriften Steele's und Addison's, die die mittlere Durchschnittsbildung des damaligen Bürgerthums am unmittelbarsten zur Anschauung bringen, mit der leidenschaftlichsten Bitterkeit sich gegen die Freidenker wenden. Der Tatler vom 24. December 1709 (Nro. 111) hat unter dem Motto »Procul, o procul este profani!« gegen die Freidenker einen Aufsatz, der durch höhnischen Ton um so schwerer ins Gewicht fällt, je liebenswürdig harmloser sonst das Blatt ist. Er nennt die Freidenker elende Lumpen, die, ohne Witz, Kenntniß und Einsicht, ihre rohe Anschauungsweise nur aus elendem Ehrgeiz zu Markt führen; sie meinen, (sagt er, weil sie anders denken als alle übrigen Menschen, man müsse sie auch für weiser halten als diese.) »Kaum hat einer einige Büchertitel sich ins Gedächtniß geprägt, so erklärt er sich sofort in religiösen Dingen für ungläubig; kaum versteht er ein Recept zu verschreiben oder einen Hund zu seciren, sogleich eifert er gegen die Unsterblichkeit der Seele. Ueber solche Narren kann man lachen. Ernste Männer aber, die all ihr Wissen und alle ihre Zeit nur dazu benützen, um sich und Andere zu überreden, daß die Menschen nicht besser seien als die Thiere, diese müssen von der Regierung gepeitscht werden, denn sie sind eine Schmach für die ganze Menschheit. Es ist dabei völlig gleichgültig, ob er sich Deist oder Atheist oder Freidenker nennt. Was ist lächer-

licher als ein solcher Atheist? Sein Geist kennt keine Begeisterung und keine Erhebung; er muß sich vorkommen wie das niedrigste Thier, denn er ist der Sterblichkeit unterworfen wie dieses, nur mit dem Unterschied, daß er das einzige Thier ist, das von dieser Sterblichkeit weiß. In Unglücksfällen ist er hülflos und verloren, er fühlt den ganzen Druck seines Unglücks und hat doch keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Vernichtung ist der einzige Segen, den er sich wünschen kann; ein Strang oder eine Pistole ist die einzige Zuflucht, die ihm bleibt. Nur in der Todesstunde kennt er Kleinmuth und Verzweiflung.«

Ganz denselben frommen Eifer bethätigt der Tatler im Jahre 1710 in Nro. 135. Und als vollends Collins' Buch über das Freidenken erschienen war, bringt der Guardian, der eine Fortsetzung des Tatler ist (Thl. 1, St. 3 und 9), eine Abhandlung gegen Collins, die mit dem schönen Wunsch schließt: »Der Friede und die Ruhe der Nation sind die geringsten Beweggründe, die uns antreiben sollen, gegen diesen öffentlichen Feind Widerwillen zu bezeigen und uns über ihn zu betrüben; hat jemals ein Mensch verdient, daß man ihm die allgemeinen Wohlthaten der Luft und des Wassers untersage, so ist es gewiß der Verfasser von der Abhandlung frei zu denken.«

Ist denn aber die gehässige Leidenschaftlichkeit, mit der diese auf die weitesten Volkskreise berechneten Blätter den Kampf gegen die Freidenker aufnehmen zu müssen glaubten, nicht grade der schlagendste Beweis für die zunehmende Geltung, die diese erlangten?

Und wie seltsam steht es nun gar um die zahlreichen und weitschichtigen Gegenschriften, die besonders von der Geistlichkeit ausgingen! Sie kämpfen gegen die Freidenker und können sich der Einwirkung derselben so wenig erwehren, daß sie, mit dem frommen und einfältigen Glauben verglichen, doch selber der ärgsten Ketzerei voll sind. Thorschmidt giebt in seiner Freidenkerbibliothek über diese Vertheidigungsschriften eine sehr vollständige

Uebersicht. Die Schrift Richard Bentley's gegen Collins z. B., die von Allen als die gediegenste und glänzendste Schutzschrift dieser Art anerkannt ist, erklärt sich ohne Hehl schon von Hause aus mit dem Grundsatz der freisten Forschung und Prüfung einverstanden, wie sich denn der Verfasser schon auf dem Titel als Phileteutheros d. h. als freiheitliebend bezeichnet; nur gegen die einzelnen Beweisführungen Collins' kehrt sie sich, und sucht von hier aus auf den Grund der freien Forschung die wankenden Glaubenslehren neu zu errichten. Was in den Augen der Gläubigen eine Niederlage für die Freidenker sein sollte, war in Wahrheit nur ein Sieg für sie. Selbst Lechler, dessen Geschichte des englischen Deismus Niemand die unbefangene Sachlichkeit abstreiten wird, sagt S. 239 von diesem Buch Bentley's: »Aber eben je schärfer einerseits die Polemik dieses Gelehrten ist, desto größer ist andererseits der Sieg des Princips, das der Gegner verfochten hatte. Bentley so gut wie Ibbot und Clarke stimmen mit Locke und dessen Schülern Toland und Collins in dem Grundsatz überein, daß das Denken auch bei Fragen der Religion und Offenbarung in voller Freiheit zu belassen, und daß die Erkenntniß sowohl von der Wirklichkeit der Offenbarung als von ihrem Gehalt von der Vernunft abhängig sei. So sehr hat die Locke'sche Philosophie, so heftig sie anfangs als den Glauben gefährdend von der Universität Oxford, von einem Stillingfleet und Anderen bestritten wurde, im Verlauf ungefähr eines Menschenalters die Geister für sich eingenommen, daß die wissenschaftlichen Verfechter des Glaubens jetzt im Wesentlichen mit der ersten ihrer Zeit öffentlich verdammten Schrift Toland's übereinstimmen.«

Was Wunder daher, daß die Bedeutung dieser Kämpfe von Tage zu Tage zunahm und zuletzt für Ziel und Richtung des ganzen Jahrhunderts den entscheidenden Ausschlag gab?

3.

Die Freimaurer.

Im Jahre 1717 wurde die Große Loge in London gestiftet. Dieses Ereigniß war, wenn auch nicht die Begründung, so doch die wesentliche Neugestaltung des gesammten Freimaurerwesens. Bedenken wir, wie tief der Bund der Freimaurer eine lange Zeit in alle wichtigsten Lebensverhältnisse eingriff, so haben wir alle Ursache, seinem Werden und Wachsen mit sorgsamem Auge zu folgen. Wie überraschend ist es, daß sich mitten in einer kahlen und nüchternen Zeit ein Bund bildet, der sich an die Phantasie und an das Gemüth des Menschen wendet und ihn zu freier und in sich harmonischer Vollendung zu erziehen trachtet! —

Es gehört zu den innersten Eigenthümlichkeiten des Ordens, daß er sich durch Hindeutung auf uralten dunklen Ursprung und auf geheimnißvolle geschichtliche Zusammenhänge eine gewisse ehrfurchterweckende Weihe geben will; führte er doch für sich eine besondere Zeitrechnung ein und setzte seine erste Stiftung viertausend Jahre vor Christus. Trotzdem ist die Geschichte des Freimaurerthums durchaus nicht so dunkel als man gewöhnlich annimmt. Wer wagt heutzutage noch, diese frommen Märchen aufrecht zu halten? Wer mag noch an Salomo's Tempelbau oder an die eleusinischen Mysterien und an die Geheimlehren der Essäer und Pythagoräer oder gar der alten Parsen und Indier erinnern? Auch Lessing's Ansicht, daß die Freimaurer unmittelbar von den Tempelherren abstammen, widerstreitet, wie man jetzt allgemein einsieht, aller geschichtlichen Möglichkeit. Und eben so wenig stichhaltig ist es, wenn die Einen den Freimaurerbund von einer Verschwörung der Anhänger Karl's I. zur Rächung

seiner Enthauptung, die Anderen aber gerade umgekehrt ihn von schlauen Maßregeln Cromwell's zur Sicherung seiner gefährdeten Herrschaft ableiten. Es ist das übereinstimmende Ergebniß aller neueren Forschungen, namentlich der Brüder Krause, Heldmann und Kloß, daß von allen diesen umlaufenden Fabeln und Sagen keine geschichtlich begründet ist, als die Anlehnung des Freimaurerthums an die alten Baugilden.

Die Baugilden, von denen die Geschichte der großen mittelalterlichen Dome so viel zu erzählen weiß, waren seit alten Zeiten auch in England heimisch. Diese Baugilden hatten, wie in allen übrigen Ländern, so auch in England ihre eigene Gerichtsbarkeit; sie hießen daher freie Maurer, Free-Masons. Der Ort, an dem sie sich versammelten oder, um sogleich den bezeichnenden deutschen Ausdruck zu gebrauchen, die Bauhütte hieß lodge, sowie bei den Franzosen logis und bei den Italienern loggia. Die alten Gesetze, Gebräuche und Lehren dieser Baubrüderschaften waren in allen Ländern ziemlich dieselben; sie gingen auf die Wahrung und Fortpflanzung der überlieferten Gerechtsame und Kunstgeheimnisse, auf die sittliche Zucht und Ordnung der Zunftgenossen und auf die gesellschaftliche Gleichstellung derselben im Inneren der Zunft. Diese alten handwerksmäßigen Bauhütten standen in England bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in vollster Blüthe; jedoch verfielen sie, als die mittelalterliche Baukunst allmälig verfiel und dafür der Renaissance- oder, wie man in England zu sagen pflegte, der Augustische Stil allmälig an die Stelle trat. Daher wurde es in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr Sitte, daß auch vornehme Gönner und gelehrte Kunstfreunde sich unmittelbar an diesem Zunftleben betheiligten; wahrscheinlich um eine regere Wechselwirkung zwischen Werkleuten und Bauunternehmern herbeizuführen. Diese hießen angenommene Maurer (accepted Masons). Auch Wilhelm von Oranien

trat 1695 in eine solche Bauhütte oder Loge; seitdem pflegte man die Maurerkunst die »königliche Kunst« zu nennen. Niemand kann sich dem rollenden Rade der Zeit entgegenstellen. Der alte Geist dieser Innungen war verschwunden. Es scheint zwar, als habe er durch die nach dem großen Brande 1666 entstandenen Neubauten und namentlich auch durch die Erbauung der Paulskirche einen neuen Aufschwung erhalten. Aber bald verfielen die hergestellten Bauhütten wieder und gingen endlich ihrer völligen Auflösung entgegen; wie denn auch in derselben Zeit die deutschen Bauhütten verfielen. Dieses letzte Hinsiechen der Bauhütten in England ist geschichtlich an den Namen Christoph Wren's, des Erbauers der Paulskirche, geknüpft. Es ist daher ein offenkundiger Irrthum, wenn Lessing in seinen herrlichen Freimaurergesprächen Christoph Wren mit der Entstehung des heutigen Freimaurerordens in nächste Verbindung bringt.

Oder wenigstens ist diese Behauptung nur halb wahr. Die Geschichtsschreiber des Freimaurerthums pflegen, wenn sie von diesem Verfall der alten Bauhütten sprechen, sogleich mit dem schönen Bild des aus seiner Asche in verjüngter Pracht erstehenden Phönix bei der Hand zu sein. Und allerdings war der Verfall des Alten zugleich der Keim eines neuen und höheren Lebens. Christoph Wren aber steht am Schlusse der alten Zunftgeschichte, nicht im Anfang der neuen.

Diese neue Wendung der Dinge wurde zunächst durch einen rein zufälligen Anlaß herbeigeführt. Das Anderson'sche Constitutionenbuch von 1738, das als der älteste, einzige und bis jetzt unbestrittene Bericht über die Entstehung und Gestaltung des heutigen Freimaurerthums zu betrachten ist, erzählt diesen Anlaß in folgender Weise: »König Georg der Erste hielt am 20. September 1714 einen prachtvollen Einzug in London, und nachdem die Rebellion im Jahre 1716 gedämpft war, so erach-

teten die wenigen Logen in London, welche sich von dem damals vierundachtzigjährigen Sir Christoph Wren vernachlässigt fanden, für geignet, sich unter einem einzigen Großmeister als Mittelpunkt der Vereinigung näher an einander zu schließen. Die Logen, welche zusammentraten, waren 1. die zur Gans und zum Rost, 2. die zur Krone, 3. die zum Apfelbaum, 4. die zum Römer und Trauben. Diese und einige alte Brüder versammelten sich im Sitz der Loge zum Apfelbaum, einem Weinhause in der Karlsstraße in Coventgarden, und nachdem sie den ältesten Meister-Maurer auf den Stuhl gesetzt, erklärten sie sich zu einer Großen Loge in gehöriger Form, und riefen die vierteljährlichen Versammlungen der Logenbeamten wieder ins Leben, beschlossen die jährliche Versammlung und das Fest zu feiern und alsdann aus ihrer Mitte einen Großmeister zu erwählen,' bis daß sie die Ehre haben würden, einen adligen Bruder an ihre Spitze stellen zu können. Diesem Beschlusse zufolge ward am Tage Johannis des Täufers im dritten Jahre der Regierung König Georg's I. die jährliche Versammlung und das Fest der freien und angenommenen Maurer in dem auf dem St. Pauls-Kirchhofe gelegenen Bierhause zur Gans und zum Rost gehalten. Vor dem Mahle schlug der älteste Meister-Maurer ein Verzeichniß geeigneter Candidaten vor und die Brüder erwählten mittelst der Mehrzahl der aufgehobenen Hände den Herrn Anton Sayer, Gentleman, zum Großmeister der Maurer, welcher sogleich mit dem Zeichen des Amts und der Gewalt von dem besagten ältesten Meister bekleidet und installirt und von der Versammlung, die ihm ihre Huldigung darbrachte, gebührlich beglückwünscht wurde." Sayer's Beamte waren der Großaufseher Capitän Joseph Elliot und Herr Jakob Lamball, ein Zimmermann.

So war diese im Jahre 1717 gestiftete Große Loge nur eine Vereinigung und Wiederbelebung der alten verfallenen Baubrüderschaften. Und vielleicht war diese Große Loge in ihrem

ersten Anfang sich selbst kaum bewußt, was für eine durchaus veränderte und tief eingreifende Richtung alsbald von ihr ausgehen sollte.

Es ist klar, die engen Schranken des alten Zunftwesens konnten nicht länger Stand halten. Forderungen ganz neuer Art erwachten. War der Großmeister kein eigentlicher handwerksmäßiger Maurer, und bestand der größte Theil der Mitglieder fortan überhaupt nicht mehr aus wirklichen Werkleuten, sondern aus freien und gebildeten Männern aller Stände, so kam es jetzt darauf an, sich eine Verfassung zu geben, welche, mit Beachtung der früheren Verhältnisse der Brüderschaft, doch sowohl den jetzigen neuen Bedürfnissen derselben, wie auch den noch in ihrer Mitte verweilenden Steinmetzen entsprechen konnte.

Der Bund hatte ganz von selbst aufgehört, eine handwerksmäßige Zunft zu sein. Er war von jetzt an ein rein menschlicher Bund.

Und diese reine Menschlichkeit war es, die ihn mit einer Art von innerer Naturnothwendigkeit seiner neuen zukunftreichen Bestimmung entgegentrug. Bald sollte er ein Bund der ganzen Menschheit werden.

Ging doch durch die ganze Zeit ein tiefes Sehnen, den Menschen, rein und frei, wie er an sich ist, immer schöner und kräftiger zu entpuppen von allen äußeren Anhängseln und Vorurtheilen, ihn einzig und ausschließlich auf sich selbst zu stellen, auf die Schönheit und den Adel seines eigenen Wesens! — Eben stand ganz England unter den lebendigen Nachwirkungen der blutigsten Religionskriege, die seit Cromwell und den letzten beiden Stuarts unablässig gewüthet hatten. Alle edlen Gemüther waren des leidigen Haders müde; überall erklang der Ruf nach allseitigster Duldung und Nächstenliebe. Locke und die großen englischen Deisten Shaftesbury, Collins und Toland bekämpften offen den herrschenden Kirchenglauben und suchten nach einer

sogenannten natürlichen Religion, in der der Mensch, befriedigt durch die einfache Verehrung eines allwaltenden Schöpfers, Wahrheit und Tugend nicht aus den Lehren der biblischen Offenbarung, sondern aus der eigenen menschlichen Vernunft zieht; dem Christenthum blieb nur insoweit Werth und Bedeutung, als die reinste Tugendlehre sein Inhalt und die edelste Glückseligkeit sein Ziel war. Ja, schon ging Toland mit der Ausarbeitung seines im Jahre 1720 erschienenen Pantheistikon um, in dem er nach der Begründung eines neuen religiösen Cultus trachtete, der mit dem in unserer Zeit vielbesprochenen Cultus des Genius in überraschendster Uebereinstimmung steht.

Mochte es also immerhin nur eine sehr zufällige Verkettung der Ereignisse sein, daß hier eine Anzahl von Männern aus den verschiedensten Ständen, Lebensaltern und Glaubensbekenntnissen einen Verein bildeten, der durch die althergebrachten Grundsätze und Gebräuche einer handwerksmäßigen Innung geregelt und zusammengehalten wurde; dieser scheinbare Zufall entsprach dem tiefsten Bedürfniß der Zeit. Hier war bereits thatsächlich eine Genossenschaft vorhanden, die in Wahrheit für alle diese wichtigsten Räthsel eine ebenso sachgemäße als willkommene Lösung bot.

Waren nicht in dieser Genossenschaft bereits alle Standes- und Glaubensunterschiede aufgehoben? Wie nahe lag es daher, nun noch einen Schritt weiter zu thun und auch alle anderen Schranken, die den Menschen dem Menschen entfremden, ebenfalls niederzuwerfen oder, wenn dies nicht anging, wenigstens deren schädlichste Wirkungen zu schwächen und zu mildern! Warum sollte nicht aus dieser Genossenschaft sich allmälig ein Bund bilden können, in dem der Mensch, gleichviel welchem Glauben, welchem Stande und welcher Zone er angehöre, überall nur zum Menschen spreche, der Bruder zum Bruder? Und hatte die ganze Zeit schon längst das unabweisbare Bedürfniß

in sich getragen, daß dieser reine und freie Mensch für seine neuen Anschauungen auch eine sinnliche Handhabe, einen neuen Cultus und Ritus haben müsse, der das, was nur eine Sache des Kopfes, eine Sache des grübelnden Denkens scheinen konnte, auch zu einer Sache der Phantasie und des Herzens mache, nun! so waren ja ebenfalls gerade hier solche sinnige Symbole und Bräuche, die, gemüthswarm und phantasievoll, bereits Jahrhunderte hindurch ihren anziehenden Zauber erprobt hatten. Es kam nur darauf an, diese althergebrachten Worte, Zeichen und Formen jetzt umzudeuten und geistig zu klären! Nicht ein äußerer, sichtbarer Tempel sollte fortan gebaut werden, sondern ein innerer, unsichtbarer. Nicht Holz, nicht Stein, nicht Erz und Mörtel und andere vergängliche Mittel und Stoffe, sondern das Leben und die menschliche Seele selbst sollten fortan der Baustoff der königlichen Kunst sein.

Gewiß, die Keime, die in dieser neuen Genossenschaft lagen, waren so fruchtbar und lebenskräftig, daß es nur der kundigen und sorgsamen Pflege einiger edlen und geistvollen Männer bedurfte, um sie zu einer ungeahnten Höhe der Entwicklung zu entfalten.

Und so geschah es. Es ist unendlich zu beklagen, daß wir gerade über die ersten Jahre der neuen Stiftung nur sehr nothdürftig unterrichtet sind. Jedoch erhellt selbst aus den spärlichen Nachrichten, die wir besitzen, das als gewiß, daß die hervorragendsten Leiter des neuen Bundes Desaguiliers und Anderson waren.

Johann Theophilus Desaguiliers stammte aus einer geflüchteten französischen Hugenottenfamilie, war Doctor der Rechte und als berühmter Physiker Mitglied der königlichen Societät. (Vergl. Goethe's Geschichte der Farbenlehre, Thl. 39, S. 273 ff.) Wir begegnen seinem Namen bei allen bedeutendsten Vorgängen des Bundes; er war es, der 1731 im Haag den Großherzog

von Toscana, Franz Stephan, und 1737 den Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig, in den Bund aufnahm; er war der dritte Großmeister und wurde nachher mehrmals zum Stellvertreter-Großmeister ernannt, wenn die adligen wirklichen Großmeister, die man erwählte, um dem Orden die Duldung und den Schutz des Staates zu sichern, an thätiger Theilnahme verhindert waren.

Und Jakob Anderson, ein anglikanischer Prediger, der erst im Jahre 1746 starb, ist der Verfasser des sogenannten Constitutionenbuchs, der ersten amtlichen Urkunde des neuen Ordens. Er entwarf diese Verfassung im Jahre 1721 im Auftrage des Großmeisters Johann, Herzogs von Montagu, auf Grundlage der bestehenden Gebräuche und Ueberlieferungen; 1722 wurde dieser Entwurf unter dem Großmeister Philipp, Herzog von Wharton, von einem besonderen Ausschuß geprüft und auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und am 17. Januar 1723 als das einzig maßgebende Grundgesetz anerkannt. Einzig die Große Loge, die, als andere Logen entstanden, dennoch die Hauptloge war, hatte das Recht, Abänderungen an diesem Grundgesetz zu treffen. Im Jahre 1738 wurde es allerdings in einigen Einzelnheiten abgeändert, 1756 aber wieder auf seine ursprüngliche Gestalt zurückgeführt. Es steht bis auf den heutigen Tag in ungeschwächter Gültigkeit: die maurerischen Systeme aller Länder haben es angenommen. Man nennt das Anderson'sche Constitutionenbuch, zum Unterschied von späteren Verordnungen, gewöhnlich die »Alten Pflichten, Old Charges«.

Das heutige Freimaurerthum hat also zwei ganz verschiedene Bestandtheile. Auf der einen Seite stehen die sorgsam benutzten Gewohnheiten und Ueberlieferungen der mittelalterlichen Bauhütten; auf der anderen die deistischen und philanthropischen Einwirkungen des achtzehnten Jahrhunderts. Ein genauer Einblick in Ursprung und Wesen der Freimaurer läßt sich daher

nur gewinnen, wenn wir die Einrichtungen, Gebräuche und Lehren der alten Bauhütten, und die Einrichtungen, Gebräuche und Lehren der neuen Großen Loge, so weit dies thunlich ist, mit einander vergleichen. Es erfüllt uns mit der höchsten Bewunderung, wenn wir sehen, wie sinnig und schonend die ehrwürdigen Bundesstifter das Alte zu vertiefen und zu erweitern, und mit dem Neuen zu fester und lebendiger Einheit zu verschmelzen wußten.

Kehren wir daher noch einmal zu den mittelalterlichen Bauhütten zurück.

Man hat es wohl versucht, schon den alten Bauhütten selbst eine höhere Stellung als den übrigen Zünften zu geben. Es soll in ihnen eine gewisse Geheimlehre gepflegt worden sein, die, um die Worte von Stieglitz (Beiträge zur Geschichte der Baukunst, Leipzig 1834, Thl. II, S. 87) zu gebrauchen, »von der Erkenntniß der Natur, von dem Verhältniß der Kraft, die in ihr ist, und ihren besonderen Wirkungen, und vorzüglich von der Wissenschaft, von Zahl und Maß und der rechten Anwendung dieser Erkenntniß zum Nutzen der Menschen« handelte. Und namentlich, heißt es, hätten sich die englischen Bauhütten durch eine solche uralte Geheimlehre ausgezeichnet. Nach England nämlich wäre das Christenthum nicht erst aus Rom, sondern schon in früherer und reinerer Gestalt unmittelbar aus Asien gekommen, und, als sodann die römisch-katholische Kirche die Oberherrschaft gewonnen, hätte sich die reinere und einfachere Lehre dieser Urchristen, die sich Culdeer oder Colideer, d. h. Gottesverehrer nannten, in die von ähnlichem Geist erfüllten Bauvereine gerettet, so daß diese der Sitz eines reinen Christenthums und eines geheimen Widerstandes gegen die immer mehr entartenden Satzungen des mittelalterlichen Papstthums geworden. Aber alle diese Annahmen sind, wie erst jüngst wieder Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste (Thl. IV,

S. 301 ff.) dargethan hat, nichts als trügerische Erfindungen; und die sogenannte Yorker Constitution, die im Jahre 926 von einem vornehmen Gönner dieser alten Bauvereine, von Prinz Edwin, dem Bruder des Königs, entworfen sein soll und die unter allen alten Bauordnungen allein die Grundzüge dieser reinen und einfachen Gottes- und Tugendlehre enthält, ist erwiesenermaßen unächt.

Dagegen waren die zünftigen Einrichtungen und Gebräuche, das Ritual und die Symbolik dieser Bauhütten äußerst belebt und anziehend.

Alle einzelnen Bauhütten standen unter einander in engster Verbindung; in Deutschland z. B. war die Hütte zu Straßburg als die Haupthütte anerkannt, und der jedesmalige Werkmeister des Straßburger Münsters war der Großmeister aller Steinmetzenbrüderschaften oder, um nach englischer Weise zu sprechen, aller freien Maurer. Gewisse Zeichen waren unter diesen verbündeten Maurern oder Steinmetzen festgesetzt, um sich von Fremden zu unterscheiden und sich unter einander zu erkennen, Wort, Gruß und eine eigenthümliche Art, sich die Hand zu geben, der sogenannte Handschenk. An der Spitze jeder einzelnen Hütte, die als ein heiliger Ort galt und in hohen Ehren gehalten wurde, stand der Meister, und unter ihm zunächst der Sprecher oder Parlirer, aus welchem Wort, nebenbei gesagt, unser ganz sinnloses Wort »Polirer« entstanden ist, und dann die Gesellen. Auch war in jeder Hütte ein Wirth angestellt, wahrscheinlich ein Geselle, der die Kasse in Verwahrung hatte und der Schatzmeister war. Die Eröffnung der Hütte, wenn die Brüder zur Arbeit gerufen wurden, sowie der Schluß nach vollbrachter Arbeit, geschah mit Feierlichkeit. Und zwar mit langsamem Aufschlagen der Hämmer. Drei Schläge that der Meister, wenn Meister sich versammeln sollten; zwei Schläge der Parlirer, die Gesellen zur Arbeit zu rufen; und Ein Schlag

ertönte, wenn Alle, die zur Hütte gehörten, Meister, Gesellen und Diener, Morgens, Mittags und Abends, ihre Arbeit begannen oder endigten. Ganz besondere Feierlichkeiten fanden bei der Ankunft eines Wandergesellen oder bei der Aufnahme eines neuen Gesellen statt. Wenn ein Geselle zuerst in die Hütte eingeht, heißt es in den alten Ordnungen, soll er sagen: Gott grüße Euch, Gott weise Euch, Gott lohne Euch, Euch Obermeister, Parlirer und Euch, hübsche Gesellen. Darauf soll der Meister oder Parlirer ihm danken, damit jener sehe, welcher der Oberste ist in der Hütte. Dann soll der Geselle anheben und sprechen: Der Meister — den er mit Namen nennt — der entbeut Euch seinen werthen Gruß. Nun geht der Geselle umher zu den Anderen, Jeglichen freundlich zu grüßen, wie er den Obersten gegrüßt hat, worauf Alle, Meister, Parlirer und Gesellen, ihn auf gleiche Weise grüßen. Auch soll der Gesell um eine Bücke bitten und um ein Stück Stein, sein Steinmetzzeichen darauf zu hauen. Dann ist dem Gesellen vorgeschrieben, die Anderen zu bitten: Helft mir auf, auf daß Euch Gott helfe. Und wenn sie ihm geholfen haben, so soll er seinen Hut abthun und ihnen danken und sprechen: Gott danke dem Meister und Parlirer und den ehrbaren Gesellen. Aus der letzten Vorschrift ist ersichtlich, daß es üblich war, in der Hütte mit bedecktem Haupte zu arbeiten.

Zugleich drangen diese Bauhütten auch auf die strengste Zucht und Bildung; nicht blos auf die rein handwerksmäßige, sondern ebensosehr auf die sittliche. Höchst lehrreich ist in dieser Beziehung die von den Werkmeistern und Gesellen von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg, Meißen, Voigtland, Thüringen und Harzland im Jahre 1462 zu Torgau geschlossene Ordnung, die sich in der Steinmetzenlade zu Rochlitz vorgefunden hat und von Stieglitz in den Beiträgen zur Geschichte der Baukunst (Thl. II, S. 114) abgedruckt ist. Wir können von

dieser Bauhütte auf alle übrigen zurückschließen, denn überall galt nur Ein Recht und Eine Sitte. Den Eingang dieser Ordnung bilden Vorschriften, welche die Pflegung und Unterstützung des Gottesdienstes nachdrücklich empfehlen. Der Meister soll nichts Sträfliches dulden, Gehorsam und gute Sitte aufrecht erhalten. Wer nicht jährlich zur Beichte geht, wer ein unredlich Leben mit Frauen führt, sich dem Spiel ergiebt, ist auszuschließen. Vorzüglich soll aller Streit vermieden werden. Vierteljährlich soll der Meister die Gesellen fragen, ob irgend Haß oder Neid unter ihnen ist. Und wenn Streitigkeiten vorhanden sind, so sollen sie in der Hütte selbst geschlichtet werden.

Im frommen mittelalterlichen Leben konnten so wichtige Genossenschaften nicht ohne ihre besonderen Schutzheiligen sein. Die Steinmetzen nannten ihre Heiligen die gekrönten Märtyrer. Die Legende dieser Heiligen, deren Fest am 8. November gefeiert wurde, finden wir im Jakobus de Voragine lateinisch, und deutsch im Nürnberger Passionale. Diese Gekrönten hießen Severus, Severianus, Carpopherus und Victorinus. Als der Kaiser Diocletian erfuhr, daß sie Christen wären, verlangte er, sie sollten den heidnischen Göttern opfern. Und da sie ihm nicht gehorchten, ließ er sie tödten. Nach einer anderen Erzählung soll Diocletian diese vier Steinmetzen, als sie sich weigerten, einen heidnischen Tempel zu bauen, in die Tiber gestürzt haben, worauf über ihnen in den Wolken vier Kronen erschienen.

Die Geschichte der Bauhütten ist nach dem jetzigen Stande der Forschung noch immer zu dunkel, um mit Bestimmtheit sagen zu können, ob auch in ihnen schon jene mystische Verherrlichung des Salomonischen Tempels und seines Baumeisters Hiram und der vor dem Eingang des Tempels prangenden Säulen Jachin und Boaz stattfand, die dann in dem Ceremoniell der späteren Freimaurer eine so große Bedeutung erlangte. Man könnte daran zweifeln, da in der That nur die als unächt

erkannte Yorker Urkunde des Salomonischen Tempels, Hiram Abifs und der Säulen Jachin und Boaz Erwähnung thut. Jedoch geht durch die gesammte mittelalterliche Baukunst eine sehnsüchtige Erinnerung an die geschwundene Pracht des Salomonischen Baues, und immerhin bleibt es höchst bedeutsam, daß sich auf einem sehr alten Baudenkmal noch die unmittelbarsten Anklänge an diesen Salomonischen Bau und die an ihn geknüpfte Symbolik erhalten haben. Im Dom zu Würzburg nämlich umschließen zwei mit seltsamen Binden und Knäufen geschmückte Säulen eine Spitzbogenthür; auf dem Abacus, d. h. auf der Deckplatte ihres Hauptes, trägt die eine Säule die Inschrift Jachin, die andere die Inschrift Boaz; und gewiß ist es ebenfalls absichtlich, daß diese Säulen vereinzelt stehen, ohne etwas zu tragen, denn so waren auch die Säulen des Salomonischen Tempels beschaffen. Stieglitz bemerkt (Beiträge Thl. II, S. 112), daß sich diese Säulen früherhin unstreitig an der Hauptpforte des vom Bischof Heinrich I. erbauten Neumünster befanden, von der sie erst in den jetzigen Dom versetzt wurden.

So weit die Betrachtung dieser mittelalterlichen Bauhütten, die der Grund waren, auf dem die Stifter der Großen Loge von 1717 fortbauten.

Und nun treten wir in diese Große Loge selbst ein, um uns zu überzeugen, wie die freien Maurer des achtzehnten Jahrhunderts sich zu den freien Maurern des Mittelalters verhalten.

Auch hier werden wir nicht eingelassen, ohne uns vorher durch Wort, Zeichen und Handschenk als eingeweihte Brüder ausgewiesen zu haben; auch hier finden wir die streng gesonderten Grade der Lehrlinge, Gesellen und Meister, den Parlirer oder Bruder Aufseher und den Meister vom Stuhle; auch hier beginnt und schließt die Arbeit, den Hut auf dem Haupt, mit langsam feierlichen, fest geregelten Hammerschlägen. Die hei-

ligen Gekrönten sind verschwunden, wie diese denn nirgend mehr in den Bauordnungen der protestantischen Länder erwähnt werden; dafür ist aber die Feier des alten Hiram nur um so bedeutsamer geworden und gar mancher Klageruf ertönt zu Ehren des gefallenen Meisters. Kurz, das Ritual und die Formensymbolik des Ordens, ein buntes, aber reizvolles Gewebe von alten Ueberlieferungen und neuen Umbildungen, und überdies noch sorgsam umhüllt mit dem Schleier ahnungsvoll spannender, zum Theil schreckhafter Heimlichkeiten, ist auf Phantasie und Gemüth des Eintretenden von tief ergreifender Wirkung. Man kann einen neuen Cultus nicht erfinden; er muß frei und naturwüchsig aus den geschichtlichen Verhältnissen entstehen.

Und auch hier geht der ganze Zweck der Verbrüderung dahin, den Bruder in einem genau gegliederten, stufenweisen Lehrgang zur Ausübung seiner Kunst treu und sorgsam heranzubilden. Aber, um die althergebrachte Bezeichnung beizubehalten, die praktische Maurerei ist eine theoretische geworden. Der Maurer will jetzt frei, mit kraftvoller Bewußtheit, den Bau der Menschheit vollenden und sich durch emsig werkthätige Kunstübung zu diesem Bau immer geschickter und geschickter machen. Der Tempel, der nach dem Vorbild des Salomonischen Tempels gebaut werden soll, ist der Tempel der Humanität, der Tempel des schönen und guten, zwar nicht Kirche und Staat verneinenden, aber sich über alle staatliche und kirchliche Beschränkung und Ausschließlichkeit erhebenden reinen Menschenthums, der Tempel der allgemeinsten Duldung und thätigen Menschenliebe. Jachin und Boaz, die Säulen dieses Tempels, sind Kraft und Weisheit. Wahrlich, eine hohe und herrliche Aufgabe! Kein Wunder, daß dieser Bund lange Zeit eine wirkliche Macht, ja man kann sagen, bei Vielen eine wirkliche Religion ward! — Diesen reinen und freien Geist athmen alle Formen und Einrichtungen des Bundes offen und unverkennbar. Am

wichtigsten sind in dieser Hinsicht das sogenannte alte Constitutionenbuch von Anderson und das Ritual selbst.

Auf diese Grund- und Hauptstücke müssen wir noch etwas näher eingehen.

Das Anderson'sche Constitutionenbuch zerfällt in sechs Abschnitte. 1. Von Gott und der Religion. 2. Von der bürgerlichen Obrigkeit. 3. Von den Logen. 4. Von den Meistern, Auffehern, Gesellen und Lehrlingen. 5. Von der Regierung der Zunft bei der Arbeit. 6. Vom Betragen der Brüder in und außer der Loge.

Wir heben einige der bezeichnendsten Stellen hervor. Sie lauten:

In Betreff Gottes und der Religion. »Der Maurer ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner noch ein frecher Wüstling sein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieses Volkes zu sein, welche es immer sein mochte: so wird es jetzt doch für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selbst zu überlassen; das ist, gute und treue Männer zu sein, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder Ueberzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hierdurch wird die Maurerei die Spitze aller menschlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen.«

In Betreff der Obrigkeit. »Der Maurer ist ein friedfertiger Unterthan der bürgerlichen Gewalten, wo er auch wohnt und arbeitet, und soll sich nie in Zusammenrottungen und Verschwörungen gegen den Frieden und die Wohlfahrt des Volkes ver-

wickeln lassen, noch sich pflichtwidrig gegen die Unterobrigkeiten betragen. Denn gleichwie Krieg, Blutvergießen und Verwirrung der Maurerei immer nachtheilig gewesen, also waren auch von Alters her Könige und Fürsten sehr geneigt, die Mitglieder der Zunft, ihrer Friedfertigkeit und Bürgertreue wegen, wodurch sie den bösen Leumund ihrer Gegner mit der That widerlegten, aufzumuntern und die Ehre der Brüderschaft zu befördern, welche immer in Friedenszeiten blühte. Sollte daher ein Bruder ein Empörer gegen den Staat sein, so ist er in seiner Empörung nicht zu bestärken; doch soll man ihn, als einen unglücklichen Mann, bemitleiden. Ja, wenn er keines anderen Verbrechens überwiesen ist, und obgleich die treue Brüderschaft seine Empörung mißbilligen soll und muß, noch auch der bestehenden Regierung irgend einen Verdacht oder Grund zu staatlicher Eifersucht geben darf: so können sie ihn dennoch nicht aus der Loge stoßen, und sein Verhältniß zu derselben bleibt unverbrüchlich.« Es ist zu bemerken, daß die spätere Redaction des Constitutionenbuchs diesen letzten Satz abgeändert hat und den Empörer allerdings aus der Loge ausstößt.

In Betreff der Logeneinrichtung. »Die Personen, welche als Mitglieder der Loge zugelassen werden, müssen gute und treue Männer sein, frei geboren, von reifem und verständigem Alter, keine Leibeigene, keine Weiber, keine unsittliche oder anstößige Menschen, sondern von gutem Rufe.«

In Betreff des Betragens der Brüder unter einander. a. In der Loge. »Ihr sollt nichts thun oder sagen, was beleidigen oder einen ungezwungenen und freien Umgang hindern könnte. Denn dies würde unsere Eintracht zerrütten und unsere löblichen Absichten vereiteln. Daher sollen keine Gehässigkeiten oder Streitigkeiten zur Thür der Loge hereingebracht werden, und noch weniger irgend ein Zwist über Religion oder Nationalverschiedenheit oder Staatenverfassung, da wir als Maurer blos

von der oben erwähnten allgemeinen Religion sind; auch gehören wir allen Völkern, Zungen, Mundarten und Sprachen an; auch sind wir entschieden gegen alle Staatshändel, als welche nimmer noch der Wohlfahrt der Loge förderlich gewesen sind, noch jemals sein werden.« b. Außer der Loge. »Ihr sollt euch einander auf leutselige Weise grüßen, nach der Anweisung, die ihr erhalten werdet, euch unter einander Bruder nennen, euch offen wechselseitig Unterricht ertheilen, so weit es dienlich befunden wird, ohne beobachtet oder behorcht zu werden, und ohne daß sich Einer des Anderen überhebet, oder etwas von der Achtung entzieht, welche einem jeden Bruder gebührte, wenn er nicht Maurer wäre. Denn obgleich alle Maurer, als Brüder, mit einander auf gleicher Linie stehen, so entzieht doch Maurerei Niemandem irgend etwas von der Ehre, die er zuvor hatte; sondern sie vermehrt im Gegentheil seine Ehre noch, besonders wenn er sich um die Brüderschaft wohl verdient gemacht hat, welche Ehre geben muß, dem Ehre gebühret, und schlechte Sitten vermeiden.« — — »Schließlich sollt ihr in allen Stücken brüderliche Liebe üben, den Grund- und Schlußstein, den Kitt und den Ruhm dieser alten Brüderschaft, damit Alle den heilsamen Einfluß der Maurerei erkennen mögen, so wie alle treue Maurer gethan haben von Anbeginn der Welt und thun werden bis ans Ende der Zeiten. Amen, so muß es sein!«

Und ganz in demselben Geist der reinsten Menschlichkeit und Menschenliebe ist auch das liturgische Ritual gehalten; nur bildlicher, spruchartiger, und inniger mit den Logenbräuchen verwebt.

Einige Beispiele, die aus »Sarsena oder der vollkommene Baumeister (erste Auflage 1816, sechste Auflage 1851)« entlehnt sind, mögen zur Bestätigung dienen.

Aus dem Katechismus der Lehrlinge.

Frage: Was suchen Sie hier?

Antwort: Meine Leidenschaften zu überwinden, meinen Willen regieren zu lernen und neue Fortschritte in der Maurerei zu machen.

— — — — — — — —

Fr. Warum wurden Sie Freimaurer?

A. Weil ich in Finsterniß wandelte und das Licht zu sehen wünschte.

Fr. Was bedeutet dieses Licht?

A. Die Kenntniß und das Ganze aller Tugenden; auch ist es ein Symbol des großen Baumeisters der Welt.

— — — — — — — —

Fr. Was gab man Ihnen?

A. Man gab mir eine weiße Schürze, ein Paar Manns- und ein Paar Frauenhandschuhe von derselben Farbe.

Fr. Was bedeutet die Schürze?

A. Sie ist das Sinnbild der Arbeitsamkeit. Die weiße Farbe deutet auf die Reinigkeit des Herzens und der Sitten.

Fr. Warum gab man Ihnen weiße Handschuhe?

A. Um mich zu belehren, daß ein Maurer seine Hände nie durch schlechte Handlungen verunreinigen müsse.

Fr. Warum theilt man Frauenhandschuhe?

A. Um den Aufgenommenen zu belehren, daß man seine Gattin lieben müsse und sie keinen Augenblick, ohne ungerecht zu sein, vergessen könne.

Aus dem Katechismus der Gesellen.

Fr. In welcher Gegend ist Eure Loge?

A. Im Orient des Thales Josaphat, an einem Ort, wo Friede, Wahrheit und Einigkeit herrscht.

Fr. Was hat sie für eine Gestalt?

A. Ein längliches Viereck.

Fr. Wie lang ist sie?

A. Sie reicht von Osten bis Westen.

Fr. Wie breit ist sie?

A. Ihre Breite reicht von Süden nach Norden.

Fr. Wie hoch ist sie?

A. Unzählige Ellen hoch.

Fr. Wie tief ist sie?

A. Ihre Tiefe reicht von der Oberfläche der Erde bis zu deren Mittelpunkt.

Fr. Womit ist sie bedeckt?

A. Mit einem Himmel mit Sternen besät.

Fr. Wodurch wird dieses weitläufige Gebäude unterstützt?

A. Durch zwei große Säulen.

Fr. Wie nennt Ihr dieselben?

A. Weisheit und Stärke.

Fr. Erklärt mir dies.

A. Weisheit zum Erfinden und Stärke zum Erhalten.

— — — — — — — —

Fr. Habt Ihr auch Kleinodien in der Loge?

A. Ja, sehr Ehrwürdiger! sechs, wovon drei beweglich und drei unbeweglich sind.

Fr. Welches sind die drei beweglichen?

A. Das Winkelmaß, die Wasserwage und die Bleiwage.

Fr. Welches sind die drei unbeweglichen Kleinodien?

A. Der rohe Stein, der cubische oder Schleifstein, und das Reißbrett der Meister.

Fr. Haben diese Kleinodien nicht auch eine symbolische Bedeutung?

A. Ja, sehr Ehrwürdiger! das Winkelmaß lehrt uns, daß alle unsere Handlungen nach der Billigkeit abgemessen sein sol-

len; die Wasserwage, daß alle Menschen gleich sind und eine vollkommene Einigkeit unter den Brüdern herrschen solle; die Bleiwage bezeichnet die Festigkeit unseres Ordens, als der auf Tugend gegründet ist; der rohe Stein, den die Lehrlinge bearbeiten, ist das Bild unserer Seele, welche sowohl guter als böser Eindrücke fähig ist; der cubische Stein, worauf die Gesellen ihre Werkzeuge schärfen, zeigt an, daß wir nur durch Wachsamkeit über uns selbst uns vor dem Laster bewahren können; und das Reißbrett der Meister ist das gute Beispiel, welches uns die Ausübung der höchsten Tugend erleichtert.

Fr. Wie vielerlei Maurer giebt es?

A. Zweierlei, theoretische und praktische.

Fr. Welche sind die theoretischen Maurer?

A. Diejenigen unserer Brüder, welche der Tugend Tempel und dem Laster Gefängnisse errichten.

Fr. Wozu dient die theoretische Maurerei?

A. Durch ihre Grundsätze und erhabene Moral werden unsere Sitten gereinigt und wir tauglich gemacht, der Menschheit und dem Staate nützlich zu werden.

Aus dem Katechismus der Meister.

Fr. Was wurdet Ihr gewahr, nachdem Ihr aufgenommen waret?

A. Ein großes Licht, in welchem ich den Buchstaben G bemerkte.

Fr. Was bedeutet dieser Buchstabe?

A. Größe, Herrlichkeit und Alles, was ein Sterblicher erkennen soll und was über Euch ist.

Fr. Wer kann über mir sein, da ich ein freier Maurer und Meister einer so gut geordneten Loge bin?

A. Gott; weil der Buchstabe G der Anfangsbuchstabe des

Wortes Gott ist, das in vielen Sprachen das höchste Wesen bedeutet.

— — — — — — — —

Fr. Welches sollen die Eigenschaften eines Meisters sein?

A. Weisheit, Stärke, Schönheit.

Fr. Wie kann er diese seltenen Eigenschaften vereinigen?

A. Die Weisheit in seinen Sitten, die Stärke in der Vereinigung mit seinen Brüdern, und die Schönheit in seinem Charakter.

Fr. Giebt es in der Meisterloge einige kostbare Kleinodien?

A. Ja, Verehrungswürdiger! drei. Das Evangelium, den Zirkel und den Hammer.

Fr. Was bedeuten sie?

A. Das Evangelium bedeutet die Wahrheit, der Zirkel die Gerechtigkeit, und der Hammer, wodurch die Ordnung erhalten wird, zeigt uns an, daß wir gegen die Lehren der Weisheit folgsam sein sollen.

Fr. Warum bedienen sich die drei ersten Logenbedienten des Hammers?

A. Um uns unaufhörlich daran zu erinnern, daß, so wie die Materie Töne von sich giebt, wenn man sie anschlägt, um so mehr der Mensch gegen die Stimme der Tugend empfindsam sein und seinen Schöpfer verehren soll.

— — — — — — — —

Fr. Wie reisen die Meister?

A. Auf der ganzen Oberfläche der Erde.

Fr. Warum?

A. Um das Licht darauf zu verbreiten.

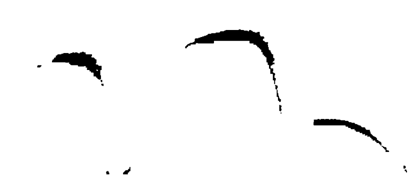
Immer und überall also haben wir die Hinweisung auf ein reines und tugendhaftes Leben. Und, was wohl zu beachten ist, diese Forderung der Tugend wird nie aus den Lehren und Geboten einer bestimmten Religionsform abgeleitet. Das Frei-

maurerthum steht, wenn man so sagen darf, auf dem Boden der Naturreligion. Das Anderson'sche Constitutionenbuch in der zweiten Ausgabe von 1738 nennt daher die Maurer auch Noachiten, indem nach 1. Buch Mosis Cap. 9, V. 1 — 17 den Söhnen Noah's gewisse Sätze der natürlichen Sittenlehre eingeschärft waren, nach denen, wie die Rabbiner der Juden sagen, die Patriarchen lebten, bevor das Gesetz durch Moses gegeben ward.

Thätige Liebe ist von jeher das Hauptaugenmerk für das stille und segensreiche Walten des Bundes gewesen; und zwar nicht blos in jenem einfachen und ehrenwerthen Sinne, nach welchem bereits schon früh vom Orden großartige Wohlthätigkeitsanstalten errichtet wurden, sondern auch in jenem höheren und umfassenderen, nach welchem, wie Lessing sagt, die wahren Thaten der Freimaurer dahin zielen, größtentheils Alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Unter diesen Umständen wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß das Freimaurerthum aufs innigste mit dem gleichzeitigen Deismus verknüpft ist. Wie jener, will auch dieses, nicht gläubige, sondern vor Allem sittliche Menschen erziehen; die alten Logen haben daher auch immer Juden aufgenommen und ohne Unterschied zu Ehren befördert. Die Freimaurer sind, um in der heutigen Sprache zu sprechen, die Ritter vom Geiste oder, wenn man lieber will, die »innere Mission« des englischen Deismus. Der Deismus macht im Freimaurerthum den Versuch, sich zur sinnlich anschaulichen Religion zu gestalten und als solche sich über die ganze Erde zu verbreiten.

Wie kühn war dieses Unternehmen und wie wunderbar gelang es! Im Jahre 1721 waren geschichtlich nachweisbar noch kaum dreihundert Brüder vorhanden; 1725 wurde die erste Loge in Paris errichtet, und 1728 bereits ein Provinzialgroßmeister in



Bengalen ernannt; 1730 hören wir von Großmeistern in Niedersachsen, Ostindien und Nordamerika. Im Jahre 1733 ließ sich, wie vor ihm schon viele andere Prinzen und Herrscher, Friedrich der Große als Kronprinz durch Abgeordnete der Hamburger Loge in Braunschweig aufnehmen. So ging es von Land zu Land. Bald hatte fast jede irgend bedeutende Stadt ihre eigene Loge.

Jedoch erlebte der Orden trotz dieser großartigen Mächtigkeit gar wechselnde Schicksale. Für die rasche Verbreitung mochte es zunächst ein sehr bedeutender Vortheil sein, daß der Orden sich mit den ganz allgemeinen Bestimmungen unumschränkter Denk- und Glaubensfreiheit, allseitiger Duldung und thätiger Nächstenliebe begnügte; für die Dauer aber erwiesen sie sich doch als allzu schwankend und dehnbar. Fremde und oft sogar dem ursprünglichen Wesen des Ordens schnurstracks widersprechende Richtungen drängten sich ein und wußten die Vortheile seiner innigen Gliederung und seiner geschlossenen Form für ihre eigensüchtigen Zwecke schlau zu benutzen. Wie in einzelnen, selbst amtlichen Schriften der ersten Zeit sich rein pantheistische Lehren einschleichen, die in höchst verfänglicher Weise an das im Jahre 1720 erschienene Pantheistikon John Toland's gemahnen, so wendeten sich andere Bestrebungen wieder fester und bestimmter dem Dogmatisch-Christlichen zu; die Einführung der sogenannten schottischen Grade z. B. ist entschieden aus diesem Verlangen hervorgegangen. Bald mischten sich auch allerlei politische Umtriebe ein und, was noch schlimmer ist, selbst wunderthätige Gaukler und Alchymisten fanden hier ihre Rechnung. Es entstand ein buntes Gewirr der verschiedensten Systeme, die sich einander heftig bekämpften. Zuletzt wurden nicht selten die sogenannten Tafellogen die Hauptsache. Schon Lessing, der selbst an der Quelle der Wahrheit geschöpft hatte und über Zweck und Haushalt des Ordens die würdigsten Ansichten hegte, konnte

das beißende Epigramm schreiben: »Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! Ja, heißt es, ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimaurer sein. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. Ohne Unterschied der Religion, heißt nur, ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen. Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben, wär' es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs, laß ihn kommen und sich melden! Ja, heißt es, ein Schuster! freilich ein Schuster. Laß einen treuen, erfahrenen, erprobten Dienstboten kommen und sich melden. Ja, heißt es, dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — wir sind unter uns so gute Gesellschaft!« —

Der päpstliche Stuhl erfaßte mit dem feinen Spürsinn, der ihm in kirchlichen und politischen Dingen überall eigen ist, am klarsten den innersten Kern des Freimaurerordens. Er verbot ihn bereits im Jahre 1738; und zwar ausdrücklich darum, weil die Freimaurer sich nicht auf kirchlichen, sondern auf rein menschlichen Boden stellten; affectata quadam contenti honestatis naturalis specie, wie das päpstliche Breve sagt, das heißt, weil sie vermessen genug sind, die Tugend auf die natürliche Beschaffenheit des Menschen selbst zu stützen. Neuerdings hat auch Hengstenberg dieselbe Anklage wiederholt, und er hat von seinem Standpunkte aus Recht; nur fragt sich, ob dieser Standpunkt selbst ein berechtigter ist. Seine glänzend geschriebene Streitschrift »die Freimaurerei und das evangelische Pfarramt« ist im Wesentlichen nur eine nähere Begründung und Ausführung jenes päpstlichen Breve.

Jedenfalls wird der denkende Menschenfreund immer nur mit der reinsten Befriedigung auf die edlen und hochherzigen Zwecke des Ordens zurückblicken. Und wenn es allerdings unleugbar ist, daß der Orden sich jetzt überlebt hat und nur noch



eine zwar immerhin sehr achtungswerthe, aber nichtsdestoweniger gegen die frühere Glanzzeit verbleichende Wirksamkeit bethätigt, so kommt dies nur daher, daß jetzt glücklicherweise die allgemeine Bildung der Zeit selbst genugsam herangereift ist, um, auch ohne Hammer und Schurzfell, gerechte und vollkommene Baumeister, das heißt, ächte und rechte Menschen zu bilden. Schon Lessing sagt, man kann Freimaurer sein, ohne Freimaurer zu heißen.

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

Erstes Capitel.

Pope und seine Schule.

Samuel Johnson wendet auf Dryden das berühmte Wort an, das die Römer vom Kaiser August sagten: bis auf ihn sei Rom nur eine Stadt aus Ziegeln gewesen, er aber habe es zu einer prächtigen Marmorstadt gemacht.

Betrachten wir Pope und seine Schule, die unmittelbar aus diesen Anregungen hervorgingen, so schwindet diese Marmorpracht freilich sehr bedenklich zusammen.

Diese Dichtung ist, wie schon bei Dryden selbst, äußerst flach und trocken verständig. Sie will unterrichten und aufklären oder höchstens durch geistreichen Witz, durch sprühenden Esprit in Erstaunen setzen und blenden. Nirgends ein warmer Hauch, der sich warm ins Gemüth senkt; überall nur das städtische, vornehme, witzig feine Leben, das sich ruhmredig bespiegelt und nichts Höheres als sich selbst kennt.

Voran steht das eigentliche Lehrgedicht und die moralische Fabel. Sodann kommen die Satire, die Elegie und die Idylle oder das Schäfergedicht; denn auch diese Dichtarten haben, wie Schiller in seiner klassischen Abhandlung über naive und senti=

mentale Dichtung meisterhaft ausführt, ihren Sitz und Ursprung in einer grübelnden Stimmung, die nicht frisch und unbefangen genießt, sondern mit der Wirklichkeit unzufrieden ist und an diese den Maßstab eines höheren, oft sogar rein willkürlichen Ideals legt. Betrachtet der Dichter die Wirklichkeit aus dem Standpunkte des Ideals mit Abneigung, geißelt und verspottet er sie, so schreibt er eine Satire; malt er aber das Ideal selbst aus mit der Klage, daß diesem die Wirklichkeit nicht entspricht, so schreibt er eine Elegie; und stellt er uns endlich das Ideal als vorhanden und zu voller Körperlichkeit ausgeprägt dar, den Gegensatz dieses schöneren Lebens zur mangelhaften Wirklichkeit mit Bewußtsein hervorhebend, so dichtet er eine Idylle. Alle diese Dichtarten, die Schiller so trefflich als grübelnd sentimentale bezeichnet, werden von Pope und seinem Anhang mit ausschließlicher Vorliebe behandelt. Ja, es gilt für eine Art Ehrensache, das ganze Register dieser Dichtarten mit möglichster Vollständigkeit abzuspielen, während doch zu dem eigentlichen Epos und zu dem einfach singbaren Liede jeder Ansatz fehlt.

Und demgemäß ist auch die dichterische Form. Auch hier in England entfaltet sich der Zopf in vollster Blüthe.

Wer wüßte es nicht, was in der Sprache der Künstler der Zopf heißt? Nachdem im sechzehnten Jahrhundert der ursprüngliche Renaissancestil die bewunderungswürdigsten Bauwerke geschaffen hatte, verfiel er zum Theil in Italien selbst, noch mehr aber in Frankreich in seltsam äußerliches Schnörkelwesen. Der ganze Bau schien nur der Ornamentik halber da zu sein; und diese Ornamentik kräuselte sich, wie man treffend gesagt hat, unter dem damals viel geltenden Künstlerauge des Perruquiers überall nur in wellenförmige, in sich gekrümmte Haarlocken. Ebenso war seit Ronsard und dem sogenannten dichterischen Siebengestirn die Regelmäßigkeit des alten Dramas, ja selbst die Entlehnung des Stoffs aus der alten Mythologie und Ge-

schichte in Frankreich allgemein üblich geworden. Aber die Gestalten der alten Tragödie erschienen in Reifrock und Allongeperrücke und bewegten sich im modernsten französischen Umgangston; Pradon, der ebenfalls, wie sein großer Zeitgenosse Racine, eine Phädra gedichtet hatte, schreibt ausdrücklich an die Herzogin von Bouillon, daß er den Hippolyt nicht dargestellt habe, wie er in Trözene war, sondern wie er an dem galanten Hofe von Versailles hätte erscheinen müssen. Mag daher auch aus diesen Bauwerken und Dichtungen uns oft eine Frische und Keckheit des Lebens entgegenwehen, wie eine kalte, blind archäologische Nachahmung sie niemals erreichen wird, so bleibt doch immer unleugbar, daß jenes gährende Durcheinander antiker und moderner Elemente, jenes gänzliche Auseinanderfallen von Form und Inhalt, die sich nicht in innerer Nothwendigkeit einander bedingen und fordern, sondern nur äußerlich zusammengezwängt werden, oft die allerwunderlichsten Mischungen und bizarrsten Gestalten hervorbringt. Dieses barocke, zopfmäßige, geschmacklose französische Antikisiren aber war es, das jetzt in England Platz griff und das Wesen aller künstlerischen Formen bestimmte.

In der Baukunst war jetzt Christoph Wren auf Inigo Jones gefolgt. Wren ist der Erbauer der Paulskirche. Wohl tritt die gewaltige Kuppel, die den Kuppelwölbungen des Domes zu Florenz und des St. Peter zu Rom, d. h. also den kühnen Erfindungen Brunelleschi's und Bramante's entlehnt ist, dem Beschauer mächtig entgegen: aber das Ganze ist doch nichtsdestoweniger ein durchaus unvermitteltes Zusammenstellen unzusammenhängender Formen, das den völligen Mangel eines wirklich organischen Schaffens in traurigster Weise kund thut. Der glanzvolle Außenbau, mit seinen aufeinander gethürmten zahlreichen Säulenstellungen, lügt eine reiche innere Gliederung, das Innere aber ist kahl, matt und kleinlich. Und denselben Weg wandelt die Dichtung. Das Grundgesetz, das die Franzosen und nach ihnen

Dryden aus den Alten gelernt hatten, ist das Maßvolle, das alle »gothische« Willkür und Phantastik streng Abweisende, in sich Harmonische, das freilich von dieser trockenen und nüchternen Zeit nur als das streng Schematische oder, wie man sich damals auszudrücken beliebte, als das Regelrechte gefaßt wird. Glätte und Regelrichtigkeit der rein formellen Technik oder, wie der Kunstausdruck lautet, vollendete Correctheit gilt als das innerste Wesen der Dichtung. Diese Correctheit erstreckt sich aufs Kleinste. An die Stelle der alten Trimeter und Hexameter ist der würdig einherschreitende, aber einförmige Alexandriner getreten; und wehe dem Dichter, der sich am Schlusse eines solchen heroischen Verses eine kurze Silbe erlaubt und nicht am Ende eines jeden Reimpaares einen Ruhepunkt oder wenigstens ein Komma eintreten läßt. Dabei stolziren aber auch hier Damon, Daphne, Chloe und welche griechische Namen sonst im Gebrauch sind, behaglich in Reifrock und Allongeperrücke; und selbst die zahllosen Uebersetzungen, welche jetzt die Alten der allgemeineren Theilnahme vorführen, lassen nicht ab von dieser altklugen Verbesserungssucht. Wie schon Dryden in einer Vorrede ausspricht, daß es darauf ankomme, die alten Dichter so zu übersetzen, wie sie gesprochen haben würden, wenn sie Engländer gewesen wären, so meint auch Pope in seiner berühmten Homerübersetzung, seinen Dichter nach dem ausgebildeteren Geschmack seines eigenen Zeitalters verfeinern und, wie seine eigenen Worte lauten, der Homerischen Erhabenheit zugleich Ovidische Anmuth geben zu müssen. Schlosser sagt spottend in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: »Der alte griechische Patriarch erscheint als vornehmer Engländer, und zwar nach der neuen französischen Mode geputzt; er tritt mit theatralischem Pomp hervor, und die ganze feine Welt, an Flitter und Schminke gewöhnt, steht staunend da und klatscht.«

Wir werden diese allgemeinen Bemerkungen hinlänglich be-

stätigt finden, wenn wir uns jetzt den einzelnen Erscheinungen näher zuwenden. Wir haben es dabei fast ausschließlich mit Pope zu thun, von dem bekannt ist, daß Dryden's süße Reime ihn schon als Knaben entzückten und ihm sein ganzes Lebelang als höchstes Muster vorschwebten.

Alexander Pope war im Jahre 1688 zu London wenige Monate vor der Vertreibung des Königs Jacob geboren. Sein Vater war strenger Katholik und der Sache der Stuarts eifrig ergeben. Dies war der Grund, warum der Sohn von allem Staatsdienste absehen mußte. Schon in der frühesten Jugend fühlte er sich zur Dichtkunst berufen; als Knabe von zwölf Jahren ahmte er zuerst Waller nach, dann Spenser, dann Dryden, und in kurzer Zeit hatte er die meisten englischen, französischen, italienischen, lateinischen und griechischen Dichter gelesen und sich in den verschiedenen Manieren derselben geübt. In seinem einundzwanzigsten Jahre, 1709, veröffentlichte er zuerst seine Schäfergedichte, die aber bereits fünf Jahre vorher geschrieben waren; noch früher fallen seine Ode auf die Einsamkeit, seine Verse auf die Schweigsamkeit, seine Uebersetzung vom ersten Buch der Thebais des Statius, von Ovid's Epistel der Sappho an Phaon und seine Umdichtung von Chaucer's Januarius und Maja. Sein Essay on criticism, Versuch über die Kritik, im Jahre 1709 geschrieben, wurde 1711 veröffentlicht; in demselben Jahre seine Ode an den Messias; 1712 der Lockenraub und der Tempel des Ruhms; 1713 der Wald bei Windsor; 1715 die ersten vier Bücher von der Iliasübersetzung, denen dann bis 1720 der Schluß folgte; 1717 der schon einige Jahre vorher geschriebene Brief der Heloise an Abälard; 1725 die Uebersetzung der Odyssee; 1728 die drei ersten Bücher der Dunciade; 1731 der Brief über den Geschmack; 1733 und 1734 der Versuch über den Menschen (Essay on man); 1742 das vierte Buch der Dunciade. Auch ein Entwurf zu einem Trauerspiel »Brutus« ist vorhanden; er

ist aber bei der Ausführung einiger Chorgesänge stehen geblieben; zum Drama, selbst zum Drama der damaligen Zeit hatte Pope die nöthige Kraft nicht.

Sein persönlicher Charakter war nichts weniger als liebenswürdig. Er wird als zwerghaft, verwachsen, kränklich, spöttisch, geizig, ja sogar als gefräßig geschildert. Dazu kam noch ein brennender Ehrgeiz, der ihn oft zu den ärgerlichsten Fehlgriffen verleitete.

Pope starb im Mai 1744. Die Engländer nennen ihn den Fürst der Reime und den großen Verstandesdichter, the prince of rhyme and the grand poet of reason. Und in der That ist damit sein ganzes Wesen bezeichnet. In seiner Sprechweise fein und witzig, gelang es ihm zugleich, eine Kunst des Versbaues zu erreichen, die selbst die Kunst Dryden's weit überragte. Der kräftige, wohllautende Reim Pope's ist noch heute ein Stolz der englischen Dichtung; selbst Voltaire, dem die englische Sprache ein Greuel ist, vergleicht ihn mit dem Ton einer Flöte.

Die schönste Dichtung Pope's ist der Lockenraub, the Rape of the Lock. Dies komische Heldenstück ist dem »Chorpult (Lutrin)« Boileau's nachgeahmt, das seinerseits wieder dem Eimerraub (la secchia rapita) Tassoni's nachgeahmt ist. Aber Pope's Gedicht ist zierlicher und anmuthiger als seine Vorbilder. Das Grundmotiv ist ein erlebtes; ein Lord Petre schnitt in einer Gesellschaft verstohlen der schönen Miß Arabella Fermor eine ihrer vielbewunderten Haarlocken ab. Aber dies Motiv ist witzig behandelt. Alle guten und bösen Geister der Elfen- und Gnomenwelt, und neben diesen die Gecken, Koketten und Zofen der damaligen Gesellschaft werden als die für eine Epopöe unerläßlichen Götter und Heroen in Bewegung gesetzt; Lust, Freude, Furcht, Schreck, alle großen und kleinen Leidenschaften der menschlichen Seele, heben und regen sich, bis die geraubte Haarlocke schön-

heitstrahlend oben unter die Sterne versetzt wird und nun die beleidigte Schöne vor Stolz und Glück laut aufjubelt. Der Reiz dieses liebenswürdigen kleinen Gedichts liegt in dem possierlichen Gegensatz zwischen den ernsthaften und großartigen Zurüstungen der Göttermaschinerie, die sammt der erhabenen Sprache aus dem großen Epos entlehnt ist und oft geradezu ganz bestimmte Stellen aus Homer, Virgil und Milton nachahmt, und zwischen dem geringfügigen Gegenstande, der den Inhalt des Gedichts ausmacht. Es ist ein ergötzliches Genrebild im großen Frescostil. Und diese witzige Parodie des Erhabenen wirkt um so anziehender, je feiner und frischer der Dichter seine luftigen Götter und seine pedantisch zierlichen Heroen gezeichnet hat.

Nun kommen die Lehrgedichte. Von welchem Gesichtspunkte aus Pope das Wesen des Lehrgedichts betrachtete, das sehen wir daraus, daß er in der Vorrede zu seinem Versuch über den Menschen offen ausspricht, er habe das Gedicht ebenso gut in Prosa schreiben können, er habe aber gereimte Verse gewählt, weil Reime leichter im Gedächtniß haften. »Deutlichkeit,« fügt er hinzu, »war mein erstes Ziel, ich habe sie selbst auf Kosten der dichterischen Schönheit erstrebt.«

Zuerst erschien der Versuch über die Kritik. Er ist dem Boileau'schen Gedichte über die Dichtkunst nachgeahmt und durchaus in derselben Sinnesweise gehalten. Er glaubt die Alten zu empfehlen, indem er die steife Unnatur der französischen Renaissance empfiehlt, und er faßt den Begriff der Dichtung so ganz äußerlich, daß er fortwährend die schöpferische Hervorbringung eines Dichtwerks und die auf einen gebildeten Geschmack gestützte Beurtheilung desselben unterschiedslos zusammenwirft.

Bedeutender ist der Versuch über den Menschen. Das Gedicht ist eine Theodicee. Pope behandelt hier, wie Milton und Leibniz, die berühmte Frage nach dem Ursprung des Uebels. Es

wird der Beweis geliefert, daß Gott von allen möglichen Welten, die er nach seiner Macht habe schaffen können, in seiner Weisheit die beste geschaffen. In dieser Welt sei Zusammenhang, Einheit, Unterordnung; die Erscheinung des Bösen, im Sittlichen sowohl wie im Natürlichen, sei daher durchaus nothwendig und unvermeidlich. Die scheinbaren Fehler und Mängel seien im Ganzen und Großen nur neue Schönheiten, die Dissonanzen lösen sich in Harmonien auf. Alles, was ist, ist recht, whatever is, is right. Der Mensch habe nicht nöthig, das Gute fortwährend nur vom künftigen Leben zu erwarten, Gott habe es schon in diesem Leben mit uns wohlwollend und gerecht gemeint. Die Tugend allein mache das Glück. Die Vollendung der Tugend und des Glückes bestehe in der Eintracht mit Gottes Weltordnung. Alle unsere Weisheit heiße: kenne dich selbst.

Diese Lehre wird in vier Briefen vorgetragen. Der erste führt den Titel: über die Natur und den Zustand des Menschen in Beziehung auf das Weltall; der zweite: in Beziehung auf ihn selbst als Einzelwesen; der dritte: in Beziehung auf die Gesellschaft; der vierte: in Beziehung auf sein Glück.

Lessing in seiner meisterhaften Abhandlung »über Pope als Metaphysiker« hat nachgewiesen, daß Pope seine Gedanken größtentheils aus Shaftesbury, noch mehr aber aus dem im Jahre 1702 erschienenen Buch des Erzbischofs King über den Ursprung des Uebels entlehnt und, wie sich Lessing ausdrückt, mit poetischen Blümchen durchwebt hat. Mit Recht wurde daher von jeher dieses Gedicht mit dem englischen Deismus in nächste Verbindung gebracht; Schlosser, der Schwager Goethe's, trug sich, wie Goethe im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit erzählt, einmal ganz folgerichtig mit der Absicht, im Gegensatz gegen Pope in gleicher Form und in gleichem Versmaß ein Lehrgedicht zu schreiben, in welchem die christliche Religion über jenen Deismus triumphiren sollte. Pope jedoch, der

schwache und kriechende, wollte diese deistische Grundlage seines Gedichtes niemals anerkennen. Als die Angriffe seiner Gegner das Gedicht wegen Unglaubens und irreligiöser Hinneigung zum Fatalismus anklagten, da schob er vor, er habe den Inhalt von Bolingbroke empfangen, er habe ungläubig gedichtet, ohne ungläubig zu sein; ja, gegen den jüngeren Racine, der Jansenist war, behauptete er sogar, er sei ein strenggläubiger Katholik.

Am niedrigsten steht die Dunciade, das Lied von den Dummköpfen. Diese Satire ist aus verletzter Eitelkeit entstanden. Pope hatte Shakespeare's Werke herausgegeben. Diese Ausgabe, die 1725 in sechs Quartbänden erschien, ist ohne Liebe zu ihrem Gegenstand; Pope glaubt sich, obgleich gerade er die hauptsächlichste Veranlassung war, daß Shakespeare damals in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet wurde, doch dem großen Dramatiker unendlich überlegen; er preist die Natur an ihm und tadelt seine Kunstlosigkeit; er bewundert seine Größe, und verwirft ihn ebenso oft als kindisch und durch seine ungebundene Wildheit widerlich; er läßt ihn nur als ein altes erhabenes, aber, wie er sich ausdrückt, gothisch geschmackloses Bauwerk gelten, aus dem die neueren Künstler mit ihrer vorgerückteren französisch klassischen regelrechten Bildung Stoffe und Motive zu feinerer und geschmackvollerer Behandlung gewinnen sollen. Pope dünkte sich daher für die genauere Vergleichung der Textquellen zu vornehm; seine Ausgabe ist durch und durch unkritisch. Lewis Theobald, der dann später, im Jahre 1733, selbst eine Ausgabe herausgab, die zwar ebenso altklug auf Shakespeare herabsieht und ihn ebenso dreist nach dem herrschenden Zeitgeschmack modelt, die aber doch mit anerkennungswerther Sorgfalt die älteren Quellen zu Rathe zieht, schrieb daher sogleich nach dem Erscheinen der Pope'schen Ausgabe, im Jahre 1726, eine heftige Streitschrift gegen dieselbe. Pope fühlte sich dadurch empfindlich gereizt. Und

da er ohnehin auch gegen vielfache andere Anfeindungen ein Recht zur Rache zu haben glaubte, so beschloß er, über die Frevler ein strenges Gericht zu halten. Dies ist der Ursprung der Dunciade, die 1728 zum ersten Mal erschien. Theobald war der Hauptheld; und überdies wurden, mit Ausnahme des engsten Freundeskreises, fast alle berühmten und unberühmten Schriftsteller befehdet und verspottet, von denen Pope wußte, daß sie ihn bereits angegriffen oder doch möglicherweise einmal angreifen könnten. Offenbar hatte Pope bei diesem Gedicht die Dryden'sche Satire Mac-Flecknor vor Augen, in welcher der Dichter Shadwell als der Adoptivsohn und Thronfolger des Königs Unsinn mit vernichtendem Witze dargestellt wird; aber Pope erreichte sein treffliches Vorbild nicht. Der Plan der Dunciade ist verwickelt und mit kalten Allegorien überfüllt; nur das sechste Buch erhebt sich einigermaßen zu allgemeinerem Inhalt; in allen übrigen Büchern brauchen nicht blos wir, sondern brauchten auch schon die meisten Zeitgenossen über den versteckten Sinn der persönlichen Anzüglichkeiten umständliche Erläuterung. Und das Uebel wurde nur um so schlimmer, als Pope in einer späteren Auflage statt Theobald's nunmehr Cibber, der eben erst vom Hofe als Poet gekrönt war, zum HauptHelden machte; dadurch verlor das Gedicht seine innere Einheit und die Schärfe und Bestimmtheit der individuellen Zeichnung. Sogar ein so begeisterter Verehrer Pope's, wie Samuel Johnson, muß eingestehen, daß die Aufnahme dieses Gedichts nur sehr lau war, und Herder sagt mit Recht, keinem Beleidigten habe die Dunciade mehr geschadet, als ihrem Dichter. Pope selbst aber hatte eine sehr hohe Meinung von ihr. Wie Homer nach der Iliade und der Odyssee den Margites geschaffen, so, meint er, habe der Uebersetzer der Iliade und Odyssee in Nachahmung des Margites jetzt auch das Spottgedicht der Dunciade schaffen müssen; und an einer anderen Stelle vergleicht er die Dunciade mit dem Satyr-

spiel der alten Tragödie; Homer, Virgil und Milton seien die tragische Trilogie, die Dunciade das Satyrnachspiel.

Die Homerübersetzung Pope's hat für uns nur noch insofern Werth und Bedeutung, als sie schlagend beweist, wie innig ganz England damals von derselben Geschmacksverwirrung umstrickt war. Sie war für England geradezu ein Ereigniß. Pope selbst rühmt in der Vorrede die thätige Förderung, die er Dryden, Addison, Steele, Swift, Garth, Rowe, Parnell und Congreve verdanke; und die Theilnahme der Lesewelt entsprach diesen Bemühungen. Die Uebersetzung erschien, wie auch Dryden's Virgil, auf Subscription, sechs Bände in Quart für sechs Guineen; ein Preis, der nach den damaligen Verhältnissen ungemein hoch war. Und überdies kaufte sie ihm noch der Buchhändler Bernhard Luicot ab, zweihundert Pfund für jeden Band, so daß Pope, wie ihm Johnson nachrechnet, nicht weniger als fünf- bis sechstausend Pfund an Reinertrag hatte. Zieht doch selbst Johnson Pope's Iliade der des Homer vor. Welch Entzücken mußte daher erst die große Menge haben?

Jetzt ist Pope nur noch eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Es war eine seltsame Verirrung Byron's, daß er noch in neuester Zeit den begeisterten Parteigänger Pope's spielte. Im Jahre 1821 schrieb er an Moore: »Was Pope angeht, so habe ich ihn immer für den größten Namen in unserer dichterischen Literatur gehalten; Sie können sich darauf verlassen, alle Anderen sind Barbaren; er ist ein griechischer Tempel mit einer gothischen Kathedralkirche auf der einen Seite, und eine türkische Moschee und alle möglichen phantastischen Pagoden und Kapellen um ihn her; Sie können Shakespeare und Milton Pyramiden nennen, wenn es Ihnen beliebt, ich aber ziehe den Tempel des Theseus und den Parthenon einem Berge von gebrannten Ziegelsteinen vor.« Aber dies wunderliche Urtheil steht völlig vereinzelt. Auch in England nennt und rühmt man zwar Pope noch im-

mer; aber, was die Hauptsache ist, man liest ihn nur wenig. Fast steht zu befürchten, daß auf das übertriebene Lob der früheren Zeit jetzt eine eben so einseitige Geringschätzung gefolgt ist. Am richtigsten, scheint es, urtheilt man über Pope, wenn man das bekannte Wort auf ihn anwendet, daß sein Genre zwar klein, er aber in diesem Genre groß sei. In Deutschland ist erst wieder im Jahre 1842 Pope ganz vortrefflich von A. Böttger und Th. Oelkers übersetzt worden.

Unter den unzähligen Nachahmern Pope's sind Prior und Gay die beachtenswerthesten.

Mathew Prior (geb. 1664, gest. 1721), der, wie er selbst in einem lyrischen Gedicht von sich sagt, von Horaz und von seinen Freunden begleitet heiter durch das Leben wandert, ist hauptsächlich durch seine frischen und witzigen Lieder (songs), sowie durch seine zierlichen, aber muthwilligen kleinen Erzählungen bekannt geworden, während seine beiden satirischen Lehrgedichte, Alma und Salomo, die die Eitelkeit des menschlichen Wissens verspotten, ein wenig allzusehr an das Genre der Langweiligkeit streifen. John Gay aber (geb. 1688, gest. 1732) schreitet bis zur bewußten Komik fort. Er trat zuerst mit einem idyllischen Gedicht, die Lust des Landlebens, the rural sports, auf; und diesem folgte sodann eine zweite Idylle, die Schäferwoche, the shepherd's week, die von so feiner Ironie durchhaucht ist, daß wir deutlich die Klänge des Pope'schen Lockenraubes aus ihr vernehmen. Auch seine Fabeln, die noch heute in England ein beliebtes Kinderbuch sind, erheben sich nicht selten zu kleinen humoristischen Erzählungen. Am vollsten aber entfaltet Gay seinen Humor in dem burlesken Gedicht »Trivia oder die Kunst, auf den Straßen Londons zu wandern,« und in seiner berühmten Bettleroper, Beggar's opera, die das Unwesen der italienischen Oper parodirt.

Aber mit so günstigem Auge wir auch Gay und Prior

betrachten mögen, geschichtlich sind sie doch **ohne tiefere Bedeutung. In den Gang der Entwicklung greifen sie nicht ein. Der Beginn des Besseren zeigt sich erst in Thomson und Young.**

Zweites Capitel.

Das moralisirende Drama und die moralischen Wochenschriften.

I.

Das moralisirende Drama.

1.

Die Tragödie.

Southerne. Congreve. Rowe. Addison.

Voltaire sagt in seinen Briefen über England, daß Addison's Cato das erste englische Stück sei, das sich der Eleganz der französischen Tragödie nähere. Diese Behauptung ist nur insofern richtig, als dieser Addison'sche Cato allerdings die Spitze der französirenden Geschmacksrichtung ist; aber im Wesentlichen bestand das sogenannte regelmäßige Drama bereits seit Otway in unerschüttertem Ansehen. Die drei dramatischen Einheiten wurden jetzt in England fast eben so streng innegehalten, als in Frankreich selbst; einzig die reimlosen Jamben erinnerten dann und wann noch leise an die Naturwüchsigkeit der geschwundenen altenglischen Ueberlieferung. Schritten doch jetzt sogar schon rein

griechische Tragödien über die englische Bühne; der Oedipus und die Elektra des Sophokles in der Bearbeitung von Lewis Theobald mit den festgehaltenen griechischen Chören, und der Hippolyt des Euripides von Edmund Smith.

Nicht in der veränderten Form, sondern im veränderten Inhalt liegt der Schwerpunkt der englischen Dramatik in diesem Zeitalter.

Es tritt jetzt die bestimmt ausgesprochene Absicht der moralischen Besserung hervor. Die Dramen wollen moralische Lehrstücke sein.

Wie wunderlich! So unsittlich auch das englische Drama unter den letzten Stuarts war, ein moralisirender Zug hatte nichtsdestoweniger immer in ihm gelegen. Wenigstens in der Tragödie. Der Canon der tragischen Kunst war, wie für Frankreich, so auch für das damalige England die aristotelische und horazische Poetik. Und so stellt nach dem berühmten Satz des Aristoteles, daß die Tragödie Furcht und Mitleid erwecken und dadurch die Leidenschaft reinigen müsse, Dryden in der »Kritik der tragischen Kunst«, mit der er seine Bearbeitung von Shakespeare's Troilus und Cressida begleitet, bereits im Jahre 1679 den Satz auf: »der Endzweck der Dichtung sei, zugleich zu unterrichten und zu vergnügen; die Wissenschaft unterrichte blos, die Dichtung aber lehre in Beispielen, und diese Beispiele seien es, die uns Vergnügen gewährten; Zweck der Tragödie also sei die Reinigung der Leidenschaft durch Beispiele, jede Tragödie müsse eine moralische Lehre in ihrer Handlung enthalten; so habe er, Dryden, in seiner Eroberung von Granada nach dem Vorgange Homer's gezeigt, daß Einheit das Gemeinwohl befördere, Zwietracht es aber zerstöre, und in seinem Oedipus, daß kein Mensch vor dem Tode glücklich zu preisen sei.«

Und nun war inzwischen die Zeit eine so durchaus andere geworden. Der Rausch der Liederlichkeit hatte sich ausgetobt.

Der Hof Wilhelm's von Oranien und der Königin Anna gingen mit gutem Beispiel voran. Und mußte auch der treffliche Bischof Gilbert Burnet, der Hausgeistliche Wilhelm's, in seiner »Geschichte, die er selbst erlebt hat,« noch oft darüber klagen, daß die Sittenverbesserung der höheren Klassen nur sehr langsam von Statten gehe, so rühmt er doch namentlich in seiner Schlußbetrachtung den Mittelstand, die Kaufleute und die Handwerker, ausnehmend wegen ihrer Milde, Mäßigkeit und Gutherzigkeit. Dadurch war nothwendig eine völlige Aenderung der bisherigen Dramatik bedingt; zumal jetzt das gewaltige Buch Collier's über die Unsittlichkeit der Bühne seine tiefgreifenden Wirkungen äußerte. Neue Geister traten auf den Schauplatz, die, unter anderen Einflüssen aufgewachsen, die volksbildende Bedeutung der Bühne begriffen. Konnte im Jahre 1708 Burnet in jener Schlußbetrachtung allerdings noch mit einigem Recht sagen, daß, so lange die englische Bühne sich nicht ändere, sie nur eine Verführerin des Volks sei, so hätte er wenige Jahre nachher schwerlich noch diesen Vorwurf aussprechen können.

Southerne und der uns bereits als Lustspieldichter bekannte William Congreve sind die ersten Tragiker, in denen dieser lehrhaft moralisirende Zug mit dem Bewußtsein bestimmter Absichtlichkeit sich deutlich hervorhebt.

Thomas Southerne's (geb. 1660 zu Dublin) berühmtestes Stück ist »the fatal marriage or the innocent adultery, die unglückliche Heirath,« im Jahre 1694 geschrieben. Die Fabel ist einfach. »Ein Sohn heirathet wider den Willen seines Vaters. Er verläßt — man sieht nicht recht, aus welchem Grunde — seine Frau, die er doch so innig liebt; er zieht in den Krieg, wird in Candia gefangen und als Sklave verkauft. Inzwischen lebt seine Frau Isabella mit ihrem Kinde zu Hause in der drückendsten Armuth. Der jüngere Bruder des Entfernten, eine Art Franz Moor, unterschlägt alle Briefe, die aus Candia kommen,

und giebt diesen beharrlich als todt aus, um in das Recht der Erstgeburt einzutreten. Der alte Graf behandelt die ihm verhaßte Schwiegertochter mit der größten Strenge. Sich und ihr Kind vom Hungertode zu retten, bleibt dieser zuletzt nichts übrig, als endlich den Bitten eines Bewerbers nachzugeben, und sich, wie schwer es ihr auch fällt, zum zweiten Male zu verheirathen. Kaum ist die Hochzeit geschehen, da kehrt der erste Gemahl zurück. Scenen der Verzweiflung. Der Zurückgekommene tödtet sich, die Gemahlin wird wahnsinnig und stirbt; der teuflische Bruder, der der Urheber von all jenem Unglück ist, wird dem Gericht übergeben. Und die moralische Lehre, die aus dem Ganzen zu ziehen ist, spricht der Graf in einer Schlußbetrachtung ans, die also lautet: »Ach, wenn ich zu verzeihen gewußt hätte, so wäre all das furchtbare Unheil nicht entstanden. Indem wir unsere Kinder allzu streng bestrafen, machen wir uns aller Uebel schuldig, die aus ihrem Unglück erwachsen. Strenge Väter, lernt verzeihen; nur der Himmel hat das Recht zu strafen.«

Es wäre überflüssig, ein Wort beizufügen, wie durchaus undramatisch dieser nur auf Mißverständnisse und Schuftereien begründete Verlauf der Handlung ist. Southerne hat sich überdies noch die Wirkung durch die sehr burleske Episode einer komischen Zwischenhandlung geschwächt, die die eben gegebene Skizze mit Absicht gar nicht erst erwähnt hat. Jedoch blieb das Stück immer gern gesehen, besonders weil die große Schauspielerin Siddons in der Rolle der Isabella ihre ganze Meisterschaft der Charakterdarstellung entfaltete. Wir können dieses Stück, das Schröder unter dem Titel: »Die unglückliche Heirath,« auch auf die deutsche Bühne brachte, recht eigentlich als ein Uebergangsstück bezeichnen. Denn trotz der moralisirenden Wendung ist, namentlich in den komischen Zwischenpartien, doch eine Zügellosigkeit der Rede und Handlung, die an das Aergste erinnert, was das englische Lustspiel in dieser Art jemals hervorgebracht hat.

Von Southerne rührt auch die Tragödie »Oronoko«, die einst auch in Deutschland allen weichen Herzen zahllose Thränen entlockte. Sie stammt aus dem Jahre 1699 und schildert die Unmenschlichkeit des Negerhandels in Westindien. Sie hat sehr ergreifende Situationen und einen lebhaften Gang der Handlung; im Ganzen aber ist sie nichts als ein moralisirendes Rührstück, vielfach an Onkel Tom's Hütte von Beecher Stowe erinnernd.

Die »trauernde Gemahlin, the mourning Bride,« von Congreve 1697, hat eine sehr verworrene Fabel, erhielt sich aber trotzdem lange Zeit auf der Bühne. Auch hier handelt es sich wieder, wie in Southerne's unglücklicher Heirath, um eine schöne junge Frau, die ihren entfernten Gatten betrauert und von großen und mächtigen Bewerbern allerlei Anfechtungen erdulden muß. Aber der Ausgang ist glücklicher. Der Todtgeglaubte kehrt heim, wird von seinem Nebenbuhler, dem König, in das Gefängniß geworfen, jedoch durch einen Volksaufstand befreit. Das Stück schließt mit der freudigen Wiedervereinigung des langgetrennten Paares. Die moralische Nutzanwendung fehlt natürlich ebenfalls nicht. Sie lautet: »Bewundert mit mir die Gerechtigkeit des höchsten Wesens; dies wunderbare Ereigniß, das sich soeben unter unseren Augen begeben, lehrt die Unschuld, daß sie niemals im Unglück verzweifeln darf.«

Was ist das für ein wunderlich lehrhafter Ton! Und je weiter wir diese englischen Trauerspiele verfolgen, desto trockner und nüchterner wird er. Hatte bis dahin, so zu sagen, die moralisirende Wendung mehr nur zwischen den Zeilen gelegen als die beseelende Triebfeder des Ganzen, so erhebt sie sich von nun an immer offener und bewußter. Immer mehr erscheint sie als nacktes Haec fabula docet, gegen das die Selbständigkeit der dramatischen Handlung völlig verschwindet. Die Tragödie dient fortan nur als Mittel, irgend eine allgemeine Sittenregel möglichst anschaulich und eindringlich zu machen.

Rowe vornehmlich wurde für diese Richtung bestimmend. Und bald folgten Alle seinem Beispiel.

Nicolaus Rowe, 1673 zu Bertford in Bedfordshire geboren, widmete sich auf den Wunsch seines Vaters, der Advocat war, zu Cambridge und im Temple zu London dem Studium der Rechte. Nach dem Tode des Vaters jedoch gab er diese Laufbahn sogleich auf, und lebte von da ab ausschließlich der dramatischen Dichtung. Im Jahre 1700 erschien sein erstes Stück, »The ambitious stepmother, die ehrgeizige Stiefmutter«; 1702 Tamerlan; in Tamerlan ist König Wilhelm, in Bajazet Ludwig XIV. gezeichnet; 1703 »The fair Penitent, die schöne Büßerin«; 1704 Jane Shore. Darauf folgten noch mehrere Trauerspiele, Ulysses, The royal Convert, Lady Jane Gray, und ein Lustspiel »The Biter, der Betrüger«. Diese letzten Stücke blieben aber alle ohne Erfolg. Unter Georg I. wurde Rowe gekrönter Poet und erhielt mehrere ansehnliche Staatsanstellungen. Am 6. December 1718 starb er, fünfundvierzig Jahre alt. Er ist in Westminster begraben.

Gewöhnlich pflegt man Rowe's hauptsächlichste Bedeutung darein zu setzen, daß er im Gegensatz zu der herrschenden Zeitrichtung ein Nachahmer Shakespeare's gewesen. Und allerdings lieferte Rowe nicht nur eine zwar unkritische, aber für seine Zeit immerhin sehr verdienstliche Ausgabe Shakespeare's; sondern er versuchte sogar in seiner Jane Shore denselben Richard III. zu zeichnen, in dessen Bild einst Shakespeare seine großartige Meisterschaft bekundet hatte; er sagt ausdrücklich, daß er diese Tragödie als Nachahmung Shakespeare's betrachtet wissen wolle. Aber schon Johnson bemerkt, daß von Shakespeare's Geist, ja selbst von den Aeußerlichkeiten seiner Darstellung in Rowe wenig zu finden sei. Nicht durch seine Form, sondern durch seinen Inhalt wird Rowe beachtenswerth. In diesem hat er alle Schlacken, die Congreve und Southerne noch von der

alten Zuchtlosigkeit anhingen, vollends abgestreift. Was kommt es jetzt auf dichterische Schönheit an, wenn nur die Forderung der strengsten Tugendlehre erfüllt ist?

Wir überblicken flüchtig die Fabeln seiner drei berühmtesten Stücke. Die offene Absicht der moralischen Besserung springt schlagend ins Auge.

Am dürftigsten ist das erste Stück, die ehrgeizige Stiefmutter. Der König von Persien ist gestorben. Die Wittwe betrügt durch allerlei Ränke und Militärrevolutionen den rechtmäßigen Thronfolger, der nur ihr Stiefsohn ist, um den Thron. Das Hin und Her dieser Intriguen und drei oder vier verschiedene Liebesgeschichten, die als Episoden eingestreut sind, beschäftigen die vier ersten Acte. Aber der jüngere Sohn, der auf den Thron gesetzt werden soll, ist mit den ehrgeizigen Plänen der Mutter durchaus nicht einverstanden; er ist edel und großherzig. Als daher sein älterer Bruder, weil ihm die Geliebte getödtet wurde, auch sich aus Verzweiflung tödtet und der Jüngere nun also wirklich rechtmäßiger König wird, da hält er ein großes Strafgericht über Alle, die an jenen Intriguen und Aufständen Theil nahmen, und auch die Mutter beschränkt er auf ihren Palast; »denn,« sagt er als letzte moralische Nutzanwendung, »früher oder später bestrafen die Götter den Mord und den Frevel; Tugend und Ehre sollen immerdar die Richtschnur meines Handelns sein; dann ruht mein Thron auf der sichersten Grundlage.«

Ferner: Die schöne Büßerin; die übrigens in Anlage und Charakterzeichnung zum Theil Massinger entlehnt ist. Eine genuesische Schöne, die Tochter eines vornehmen Edelmannes, liegt süß träumend in ihrem Bett. Da steigt, von einem Gelag heimkehrend, ein Wüstling, zu dem sie eine heimliche Liebe im Herzen trägt, zum Fenster hinein. Sie verliert an ihn ihre Unschuld. Der Vater, nicht wissend, was geschehen ist, will sie

an einen anderen jungen Mann zur Ehe geben. Die Tochter sträubt sich; endlich aber willigt sie ein. Nach kurzer Zeit entdeckt der Gatte durch einen unglücklichen Zufall, der ihm einen verrätherischen Brief in die Hände spielt, ihr Vergehen. Alles ist außer sich. Der Wüstling wird vom Mann erstochen; der Vater tödtet sich selbst, denn er mag die Schande seiner Tochter nicht überleben; ebenso tödtet sich die Tochter, denn der Vater hat es ihr befohlen; zuletzt stirbt der betrogene Gatte schnurstracks — denn ein allmäliges Hinsiechen hätte die Einheit der Zeit gestört — am gebrochenen Herzen. Und über allen diesen Leichen spricht Horazio, der Hausfreund, als Grabrede die Moral des Stücks aus. Sie lautet: »Lernen wir durch dergleichen traurige Beispiele das Unheil vermeiden, das nothwendig aus ungesetzlicher Hingebung entspringt; die Tugend allein kann eine Ehe ruhig und glücklich machen.« Unglaublich, aber wahr! —

Zuletzt Jane Shore. Die Heldin des Stücks ist die frühere Geliebte Eduard's IV. Sie erscheint als durchaus edel, als romanhaftes Tugendideal. Nach dem Tode Eduard's ist sie der äußersten Noth preisgegeben. Es ist keine Rettung für sie. Lord Hasting verlangt von ihr, ihm zu Willen zu sein; Gloster, falsch Zeugniß abzulegen. Beide Schändlichkeiten verweigert sie. Gloster verdammt sie zum Hungertode. Sie verscheidet vor unseren Augen. Und obgleich dieser Tod eine scheußliche Ungerechtigkeit ist und mit der früheren Buhlschaft Jane Shore's nicht im mindesten Zusammenhange steht, so schließt das Stück doch mit der eindringlichen Moral: »Möge das schöne Geschlecht aus diesem Beispiel lernen, daß die Verletzung der Tugend immer Schande und Strafe nach sich zieht.«

Bedarf es da noch großer Beweise, daß diejenigen Kritiker, die Rowe mit Shakespeare in Verbindung bringen, ihn wohl niemals gelesen haben?

Der höchste Glanzpunkt dieser moralisirenden Richtung ist unbedingt der Cato von Addison.

Macaulay hat in seiner schönen Abhandlung über Addison kundig hervorgehoben, daß der Dichter das Motiv dieser Tragödie aus einer Bühnenvorstellung schöpfte, der er zu Anfang des Jahres 1701 auf seiner italienischen Reise in Venedig beiwohnte. Dort wurde ein Schauspiel vom Tode Cato's gegeben, ganz im Geschmack jener albernen und lächerlichen Stücke, die damals in Italien ganz allgemein waren. Cato war in eine Tochter Scipio's verliebt, diese aber hatte ihr Herz an Cäsar geschenkt. Cato beschloß sich umzubringen. Er erschien in seiner Bibliothek sitzend, einen Dolch in der Hand, einen Plutarch und Tasso aufgeschlagen, und hielt in dieser Stellung einen langen Monolog über den Selbstmord, bevor er den tödtenden Streich that. So läppisch das Stück an sich war, so ergriff es doch die Phantasie des Dichters. Addison's Cato ist zwar erst im April 1713 zum ersten Mal aufgeführt; aber es ist bekannt, daß die vier ersten Acte desselben bereits vor seiner Rückkehr nach England vollendet waren.

Und in der That ist der Cato Addison's von jenem italienischen Stück nicht eben weit entfernt. Cato will die römische Republik aufrecht erhalten; er widersetzt sich daher Cäsar, der einen Gesandten abgeschickt hat, Huldigung von ihm zu verlangen. Auf Grund dieser Weigerung rückt Cäsar mit seinen Truppen vor. Das numidische Heer, vom treulosen Sempronius verleitet, fällt von Cato ab. Cato aber tödtet sich lieber nach ächter Römerart, als daß er den Sturz seines Vaterlandes überleben möchte. Das ist der ganze Inhalt. Nirgends ist daher auch nur die leiseste Spur von wirklicher Charakterzeichnung, von tragischem Gegensatz, von dramatischer Handlung. Es ist im niedrigsten Sinne des Wortes nur auf Erweckung des Mitleids und auf weinerliche Rührung abgesehen, und aus dieser

Rührung soll dann die Moral des Stücks hervorgehen, die in einer Warnung vor Bürgerkriegen besteht. Cato ist eine kalte Tugendmarionette; seine Umgebung erzählt immer von seiner Größe, er selbst aber tritt im Stücke nur zweimal auf; das eine Mal, um eine lange Rede an die abgefallenen Soldaten zu halten, das andere Mal, um sich zu tödten. Ja noch mehr. Der eigentliche Gegenstand, die aufopfernde Vaterlandsliebe Cato's, verschwindet fast völlig hinter einigen alltäglichen, der französischen Tragik entlehnten Liebesgeschichten. Die beiden Söhne Cato's, Portius und Marcus, lieben Lucia, die Tochter eines römischen Senators; und Juba, der numidische Prinz, und der bereits erwähnte Sempronius lieben Marcia, die Tochter Cato's. Marcus und Sempronius werden im Laufe des Stücks getödtet. Der gute Cato kann daher, wie A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen spottend sagt, sich nicht enthalten, am Schlusse zwischen Portius und Lucia und Juba und Marcia zwei Heirathen zu stiften.

Heutzutage kann über den dichterischen Unwerth dieses Stücks nicht füglich ein Zweifel sein. Gewiß ist Macaulay nur in sehr seltenen Fällen Parteilichkeit vorzuwerfen. Dies aber ist eine entschiedene Einseitigkeit, wenn er behauptet, daß dieser Cato nicht nur vielen Stücken Corneille's und Racine's gleichkomme, sondern einige derselben sogar überrage.

Nichtsdestoweniger ist es unleugbare Thatsache, daß dieses Stück zu seiner Zeit einen ganz ungewöhnlichen Erfolg hatte. Auf dem Theater sowohl wie in der Kritik. Obgleich die erste Aufführung im April stattfand, also zu einer Zeit, in der die Wintersaison bereits in der Abnahme war, so wurde es doch, wie die Zeitgenossen berichten, sogleich fünfunddreißig Abende ununterbrochen hintereinander bei beispiellos glänzender Kasseneinnahme und mit immer steigendem Beifall gegeben. Im Sommer ging die Drurylanegesellschaft nach Oxford und hier war

wieder dieselbe dichtgedrängte Zuschauerfülle. Und nicht blos der Guardian, der unmittelbar unter Addison's Einfluß stand, sondern ebensosehr der Examiner, das leidenschaftliche Parteiblatt der Tories, konnte nicht Worte genug finden, um den Ruhm dieser Dichtung gebührend zu preisen. Pope schrieb am 30. April 1713 mit Recht an Sir William Trumbull, daß Cato seiner Zeit in Rom nicht so bewundert gewesen, wie jetzt in England. Und bald verbreitete sich dieser Ruhm durch alle Lande. Voltaire tadelt in der Widmung der Zayre die eingeflochtenen Liebschaften, aber in seinen Briefen über England stellt auch er diesen Cato entschieden über Corneille's Pompejus. Französische, italienische und spanische Uebersetzungen drängen sich; ja die Jesuiten von St. Omer kommen sogar mit einer lateinischen Uebersetzung. Und auch wir Deutschen wissen davon zu erzählen, wie dies Stück in Gottsched's Bearbeitung von Bühne zu Bühne wanderte und hier in der That durch den Sturz der formlosen Haupt- und Staatsactionen epochemachend wirkte.

Der Widerspruch zwischen der dichterischen Werthlosigkeit und dem gewaltigen Erfolge ist nur scheinbar. Ueberall lag der Zustand der Dramatik in derselben Trostlosigkeit darnieder. Addison hatte allerdings in diesem Cato Alles geleistet, was nur immerhin in den enggezogenen Schranken dieser durch und durch prosaischen moralisirenden Tragik zu leisten möglich war.

Für England selbst aber bildete zugleich die augenblickliche politische Lage einen sehr wesentlichen Hebel. War doch dieser Kampf zwischen dem alten starren Freiheitshelden und dem herrschsüchtigen gewaltthätigen Cäsar ein sehr lebendiges Spiegelbild der heftigen Kämpfe, die eben jetzt in den letzten Regierungsjahren der Königin Anna wieder zwischen den Whigs und den Tories entbrannten! Noch war keine Gewißheit, ob die Jakobiten siegen würden oder die Anhänger der protestan-

tischen Erbfolge; das Damoklesschwert langjähriger Bürgerkriege hing drohend über Aller Häuptern. Addison hatte daher trotz seiner angeborenen Schüchternheit die offensten Anspielungen auf die Gegenwart mit ganz besonderer Vorliebe behandelt; er hoffte sicher, daß der Vergleich zwischen den Anhängern Cäsar's und den Tories, zwischen Sempronius und jenen whiggistischen Parteigenossen, die in der Zeit der Noth ihre Fahne verlassen hatten, zwischen Cato und den fest ausharrenden Getreuen nahe genug liege, um die gewünschte Wirkung zu äußern. Die Whigs machten gar kein Hehl daraus, daß sie mit der ersten Aufführung eine großartige Parteidemonstration beabsichtigten. Nicht blos die mannichfachen Besprechungen des Guardian, sondern auch der vom Guardian, Nro. 33, mitgetheilte Prolog Pope's und der Epilog Garth's stellen die politische Beziehung des Stoffs sehr bestimmt in den Vordergrund.

Es ist daher um so erfreulicher, daß wir mehrere Briefe der Zeitgenossen besitzen, die von dieser Aufführung ausführlich berichten.

Bald wäre die beabsichtigte Demonstration vollständig gescheitert; ja es fehlte wenig, daß der gehoffte Triumph für die Whigs nicht in eine schmähliche Niederlage umschlug. Die Logen erglänzten von den Sternen der Oppositionspeers, und im Parterre schaarten sich dichtgedrängt die größtentheils von Steele zusammengetrommelten whiggistischen Hilfstruppen. Seltsamerweise aber machten die guten Bürger von London den heuchlerischen Sempronius zu ihrem Liebling und schenkten dessen volltönendem Wortschwall weit lauteren Beifall als der maßvollen Beredtsamkeit Cato's. Und dazu führte das Haupt der Tories, der eben so witzige als perfide Bolingbroke, noch einen ganz unerwarteten Streich aus. In einem Zwischenact rief er den Schauspieler Booth, der die Rolle des Cato spielte, in seine Loge und beschenkte ihn angesichts der versammelten Menge mit

einer Börse von fünfzig Guineen, weil er die Sache der Freiheit gegen einen immerwährenden Dictator so wacker vertheidige. Das Volk verstand sogleich die beißende Anspielung; Marlborough, der Whig, hatte sich kurz vor seinem Sturze um ein lebenslängliches Patent für die Oberfeldherrnstelle beworben. Jedoch beeinträchtigten alle diese Dinge die Wirkung des Stücks nicht; sie machten die Theilnahme nur um so wärmer und lebhafter. Die Tories waren gegen den milden und besonnenen Addison immer von der freundlichsten Gesinnung gewesen; und sie, die das Althergebrachte mit tiefer Ehrfurcht verehrten und jederzeit den gründlichsten Abscheu gegen Aufstände und stehende Heere hegten, hatten, wie Macaulay vortrefflich hervorhebt, am allerwenigsten Ursache, alle jene Bemerkungen auf sich zu beziehen, welche gegen Cäsar gerichtet waren, der mit Hilfe der Legionen und des gemeinen Volks die alten Gesetze und Einrichtungen seines Vaterlandes stürzte. Jeder Beifallsruf fand daher im Herzen auch der Tories freudigen Nachhall. Und so fiel der Vorhang unter dem Donner einstimmigen Jubels.

2.

Die Komödie.

Cibber. Steele. Centlivre.

Im Lustspiel ist wenig ursprüngliche Schöpfung. Zum Theil ragen noch die Werke Farquhar's und Vanbrugh's in diese Zeit herüber, zum Theil werden ältere Stücke für die Bühne bearbeitet.

Trotzdem zeigt sich auch hier eine merkwürdige Wandlung. Auch im Lustspiel regt sich derselbe moralisirende Zug,

der das gleichzeitige Trauerspiel kennzeichnet. Collier's Buch über die Unsittlichkeit der englischen Bühne war ja vorzugsweise gegen die Unsittlichkeit des Lustspiels gerichtet gewesen.

Sollen wir den entschiedenen Bruch mit der alten zuchtlosen Richtung an einen bestimmten Namen knüpfen, so gehört dieser Ruhm besonders dem Schauspieler und Lustspieldichter Colley Cibber. Wenigstens nimmt Cibber in seiner Selbstbiographie »Apology for my own life. London 1740«, die für die Kenntniß der damaligen Bühnenverhältnisse überhaupt äußerst lehrreich ist, diesen Ruhm für sich in Anspruch. Uebrigens sind seine Stücke, obwohl meist älteren englischen, französischen und spanischen Lustspielen nachgebildet, dichterisch sehr geringfügig und unbedeutend. Pope geißelt ihn allerdings mit einigem Recht in seiner Dunciade.

Wichtiger ist Richard Steele. Dieselbe moralisirende Richtung, die er später in den von ihm gestifteten moralischen Wochenschriften mit so großem Nachdruck vertritt, verfolgt er auch auf der Bühne. Presse und Bühne betrachtet er in gleicher Weise nur als Kanzel der moralischen Besserung. Der Parallelismus, der uns entgegentritt, wenn wir die Trauerspiele Rowe's und Addison's und die Lustspiele Steele's mit einander vergleichen, ist in der That eben so überraschend, als für die Beurtheilung der ganzen Zeitlage bedeutsam.

Richard Steele hat vier Lustspiele geschrieben; im Jahre 1702 the funeral or Grief à la mode, das Leichenbegängniß oder die Trauer nach der Mode; im Jahre 1703 the tender Husband or the accomplished fools, der zärtliche Ehemann oder die vollständigen Narren; im Jahre 1704 the lying Lover or the Ladies friendship, verlogene Liebe oder Frauenfreundschaft; und sodann nach langem Zwischenraum the conscious Lovers, die gewissenhaften Liebhaber. Dies Stück wurde 1721 zum ersten Mal aufgeführt, war jedoch schon einige Jahre früher geschrieben.

Wir finden in diesen Stücken noch immer sehr viele Schlüpfrigkeiten, die nicht blos den zarten Töchtern des heutigen Albion, sondern der ganzen gebildeten Welt das Blut in die Wangen zu treiben geeignet sind. Nichtsdestoweniger ist es wahr, wenn Thackeray in seinen trefflichen Schilderungen der englischen Humoristen behauptet, daß Steele der Erste gewesen sei, der in England seit langer Zeit wieder Achtung vor den Frauen und vor weiblicher Sitte gehabt habe. Und Steele ist weit davon entfernt, nur bei dieser stillschweigenden Sittigung stehen zu bleiben. Er stellt seine moralischen Zwecke immer sehr deutlich vor Augen.

In der Vorrede zum Lying Lover bezeichnet Steele offen den Standpunkt, den er in der Lustspieldichtung einnimmt. Dort sagt er: »Die englische Bühne war bisher eine Schmach für die Sitte und Religion unseres Volks; jetzt gilt es, endlich ein Lustspiel zu erreichen, wie es der Unterhaltung gebildeter Christen geziemend ist. Der Held dieses Stücks hat so viel Leidenschaft und Lebhaftigkeit, als er aus Frankreich mit sich bringt, und so viel Witz und Humor, als England ihm geben kann; aber er gebraucht die Vortheile einer vernünftigen Erziehung, eine rasche Einbildungskraft und eine stattliche äußere Lage ohne die Umsicht und Besonnenheit, von der die Vergnügungen eines gebildeten Mannes immer geleitet sein sollten. Er schwört falsche Liebe, trinkt, duellirt sich; aber im fünften Act erwacht er von seinen Ausschweifungen mit jener Reue und Gewissensqual, die natürlich ist, wenn Jemand, ohne eigentlich zu wissen warum, leichtsinnig seinen Freund getödtet hat. Die Angst, die sich jetzt seiner bemächtigt, die Sorge, die ihm aus seinen früheren Vergehungen entspringt, verstoßen vielleicht gegen die Regeln des Lustspiels, dafür aber sind sie den Regeln der Sittlichkeit nur um so angemessener. Und bedenken wir, wie oft gerade solche Situationen und Reden auf der Bühne mit dem höchsten Bei-



fall belohnt werden, so ist es hohe Zeit, daß wir diese Mahnung beachten. Ihre Majestät, die Königin, hat jetzt die Bühne unter ihre besondere Obhut genommen. Und so ist Aussicht vorhanden, daß der Witz nunmehr sich von seinem Abfall erholt, daß er die Sache der Tugend ermuthigt, und das Laster, das nur allzulange in leichtem Gewande die Menschen verführte, wieder in Schande und Schmach hüllt.«

Wie in den Trauerspielen von Rowe und Addison ist daher auch hier jederzeit eine ausdrückliche moralische Nutzanwendung beigefügt. Und im Druck kommen dann überdies noch erbauliche Mottos hinzu. Meist hat es Steele sogar auf ganz bestimmte Einzelnheiten abgesehen. »Die Trauer nach der Mode« soll zugleich ein Wort gegen das übermäßige und oft sehr heuchlerische Grabgepränge und »die großmüthigen Liebhaber« sollen gegen das Unwesen des Duells sprechen; ein Thema, das Steele auch sehr oft im Spectator aufgreift, und das, wie bekannt ist, auch Richardson im Grandison sehr eindringlich behandelt.

Dichterische Schönheit und Tiefe ist unter solchen Umständen unmöglich. Das Ganze wächst nicht frei und selbständig aus sich heraus, es wird nur nach durchaus äußerlichen Gründen und Absichten gemodelt; die Situationen sind unwahrscheinlich, die Charakterzeichnung ist unlebendig und flach, der Gang der Handlung matt und schleppend. Erfahren wir trotzdem, daß »die großmüthigen Liebhaber« sogleich im ersten Winter ihres Erscheinens sechsundzwanzig Mal hinter einander bei vollem Hause aufgeführt wurden, so bestätigt dies nur, was wir allerdings schon sattsam wissen, daß wir es hier mit einer Zeit zu thun haben, der selbst die leiseste Ahnung gesunder Dramatik abhanden gekommen war.

Verhältnißmäßig das frischeste Lustspieltalent war Susanna Centlivre. Sie moralisirt nicht, sondern erinnert mit ihrem leichtfertigen Ton sogar oft sehr bedenklich an ihre Vorgängerin

Aphra Behn. Aber sie hat ächte Lustigkeit und trefflichen Situationswitz. Ein Lustspiel von ihr »The busy-body« findet unter dem Titel »Er mengt sich in Alles« noch heut auf allen deutschen Bühnen den lebhaftesten Beifall.

II.

Die moralischen Wochenschriften.

Zeiten, in denen das lehrhaft Betrachtende vorwiegt, haben immer eine ganz besondere Hinneigung zu Zeitschriften und Romanen. Diese Gattungen stellen nicht die höchsten Kunstforderungen, und sie greifen zugleich am unmittelbarsten ins Volk ein.

Wir brauchen nur die Fabeln von Dryden, die Charakteristiken von Shaftesbury und die Bienenfabel von Mandeville ins Auge zu fassen; aus allen ihren Spalten lugt der leichtgeschürzte Journalartikel, der Keim der Novelle, und die bequeme und läßliche Haltung der Romandichtung.

Diese Anfänge werden jetzt naturgemäß weitergebildet. Und es ist um so wichtiger, sorgsam auf sie zu achten, als wir gerade hier am anschaulichsten sehen, wie gar viele Umstände erfreulich zusammenwirken, um die Volksstimmung, die in der Zeit der Stuarts so entsetzlich frech und ausschweifend gewesen, allmälich zu mildern und zu veredeln. Am einflußreichsten sind auch hier die religiösen Bewegungen. Denn es zeigt sich deutlich, daß selbst Diejenigen, die dem philosophischen Deismus entschieden abhold sind, sich nichtsdestoweniger immer mehr dem ausschließlich Kirchlichen abwenden und dafür nur um so eifriger auf strengste Sittlichkeit und religiöse Duldsamkeit dringen.

Richard Steele, im Jahre 1675 zu Dublin von englischen Eltern geboren, war der Begründer der sogenannten moralischen Wochenschriften in England. Es waren zwar in England schon seit 1602, also seit länger als hundert Jahren, politische und hie und da wohl auch theologische Zeitschriften erschienen, ja Daniel Defoe, der später besonders als Verfasser des Robinson Crusoe bekannt ward, hatte in seiner Review von 1704 an sogar schon den Versuch gemacht, eine von ihm als Scandal-Club bezeichnete Unterabtheilung einzuführen, in der er moralische und dichterische Fragen behandelte. Aber Steele war der Erste, der für diese moralischen und dichterischen Fragen eine eigene und ausschließliche Zeitschrift zu gründen wagte. Dieser erste Versuch war der Tatler oder der Plauderer.

1.

The Tatler, der Plauderer.

Am 12. April 1709 erschien die erste Ankündigung und das Probeblatt. Sie führten den Titel »The Tatler von Isaak Bickerstaff, Esquire«. Isaak Bickerstaff war damals eine allgemein bekannte komische Maske, deren Erfindung ursprünglich Swift gehörte. Swift nämlich hatte 1707 unter diesem Namen einige höchst ergötzliche Spottschriften gegen den Kalendermacher John Partridge geschrieben, der durch seine albernen Prophezeiungen dem herrschenden Volksaberglauben sehr gefährlichen Vorschub leistete. Und so war Herr Bickerstaff bei allen Schöngeistern, ja selbst im Volkswitz der damaligen Zeit so sehr in Umlauf gekommen, daß man ihm ganz allgemein alle Thorheiten, Witze und Anzüglichkeiten unterzulegen pflegte. Steele machte von dieser Tageslaune Gebrauch; nicht blos, weil er sich für den äußeren Erfolg von ihr viel Vortheil versprechen durfte, sondern auch, weil, wie er in der Schlußnummer des Tatler

selbst sagt, Herr Bickerstaff mehr Maskenfreiheit für die Satire hatte. Herr Bickerstaff ist der Urahn des Punch.

Die nächste Veranlassung des Tatler war eine zufällige. Steele war Herausgeber der »Gazette«, das heißt der officiellen Regierungszeitung. In dieser konnte er sich nicht so frei bewegen, wie in seinem Wunsch lag. Steele beschloß daher, neben dieser amtlichen Zeitung noch eine andere Zeitschrift zu gründen, in der er die ihm zugegangenen Nachrichten unbefangener benutzen könne. Und diesen Plan verwirklichte er um so eifriger, als dabei in ihm noch eine andere Neigung ins Spiel kam. Steele war schon seit längerer Zeit als moralischer Schriftsteller aufgetreten. Nach einem ziemlich lockeren Leben hatte er im Jahre 1701 als junger Officier eine kleine moralische Schrift »der christliche Held« (the christian Hero) und mehrere moralisirende Lustspiele geschrieben, die sämmtlich mit vielem Beifall aufgeführt waren. Beide Seiten seiner Thätigkeit, die politische und die moralisirende, wollte Steele in dieser neuen Zeitschrift vereinigen. Mit den politischen Neuigkeiten sollten Sittenschilderungen, erbauliche Betrachtungen, Theater- und Kunstkritiken Hand in Hand gehen.

Herr Bickerstaff führte sich mit folgender Ankündigung ein: »Obgleich die anderen Blätter, die zu Nutz und Frommen des guten englischen Volks veröffentlicht werden, gewiß einen sehr heilsamen Einfluß ausüben und ein jedes von ihnen in seiner Art sehr löblich ist, so scheinen sie mir dennoch nicht das zu erreichen, was nach meiner bescheidenen Meinung ihr hauptsächlichster Zweck sein sollte. Die Politiker gehen so ganz und gar in dem öffentlichen Leben auf, daß sie über den Staatsverhandlungen ihre eigenen Geschäfte vergessen. Es ist daher gewiß ein eben so barmherziges als nothwendiges Unternehmen, wenn ich hier etwas biete, das zugleich eine belehrende und zum Denken anregende Unterhaltung ist. Dies soll Zweck und Ziel meines

Blattes sein. Ich werde von Zeit zu Zeit über alle möglichen Stoffe, die mir aufstoßen, berichten und über sie Betrachtungen anstellen; und diese Berichte und Betrachtungen werde ich jeden Dienstag, Donnerstag und Samstag, als an denjenigen Tagen, an welchen die Posten in das Land abgehen, herausgeben. Dabei hoffe ich auch, zur Unterhaltung des schönen Geschlechts beizutragen; wenigstens habe ich ihm zu Ehren gerade diesen Titel des Blatts gewählt. Ich bitte daher Alle ohne Unterschied, das vorliegende Blatt unentgeltlich als Geschenk anzunehmen; später gebe ich jedes Blatt um den Preis von Einem Penny, denn ich habe große Ausgaben, sowohl indem ich selbst mir den nöthigen Unterhaltungsstoff herbeischaffe, als auch indem ich ihn großentheils von Correspondenten aus allen Enden der Welt beziehe. Und da der Erdball nicht blos in den Händen von lauter Geschäftsleuten ist, sondern auch die Menschen von Geist und Witz auf ihm eine bedeutende Rolle spielen, so will ich, wenn eben politische Neuigkeiten mangeln, nicht weiter viel fremde Edicte und langweilige Proclamationen mittheilen, sondern dafür lieber Vorgänge und Gespräche erzählen, die sowohl hier in der Stadt als auswärts die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ich werde die Blätter von denjenigen Orten aus datiren, deren Schild den Leser von vornherein auf den Stoff, den er zu erwarten hat, vorbereitet. Alle Erzählungen der Galanterie, des Vergnügens und der Unterhaltung erscheinen unter dem Schilde von White's Chocoladenhaus, die Dichtung unter dem von Will's Kaffeehaus, die Wissenschaft unter dem des Griechen, die inneren und auswärtigen Angelegenheiten unter dem von James' Kaffeehaus; und was ich etwa außerdem noch Bemerkenswerthes zu geben habe, von meiner eigenen Wohnung.«

Diesen Plan hielt der Tatler zunächst auch fest. Fast jedes einzelne Blatt bringt Mittheilungen aus allen Gebieten; die Stoffe wechseln in rascher und anziehender Folge. Bald lassen

wir uns vom Kriegslager des Herzogs von Marlborough oder von den Reisen und Familienereignissen der europäischen Höfe erzählen; bald sitzen wir in Will's Kaffeehaus in Russellstreet, an der Ecke von Bowstreet, das damals der Sammelplatz der berühmtesten englischen Schöngeister war, und lauschen auf das belebte Gespräch über die Neuigkeiten der Literatur und der Bühne; bald locken uns die Gelehrten des griechischen Kaffeehauses unter die Helden Homer's und Virgil's oder unter die großen Gestalten der griechischen und römischen Geschichte; bald durchwandern wir mit Herrn Bickerstaff die Straßen von London, beschauen Menschen und Sitten und prüfen die Gewohnheiten und Einrichtungen des öffentlichen und häuslichen Lebens; oder wir lassen uns endlich wohl gar, wenn Herr Bickerstaff gerade einmal zufällig verreist oder sonst dringend beschäftigt ist, von seiner Halbschwester Fräulein Jenny Distaff in angenehmer Geschwätzigkeit von allerlei Anliegen und Geheimnissen des weiblichen Herzens unterrichten. In allen diesen Beobachtungen und Erzählungen lebt ein leichtes und fröhliches Herz, das nicht gerade die tiefsten und schwierigsten Fragen des menschlichen Denkens und Handelns ergreift, aber immer unterhaltend, anregend, meist auch erschöpfend vor sich hin plaudert.

Der Erfolg war glänzend. Nicht nur, daß diese Blätter sogleich als Zeitschrift eine unerwartet weite Verbreitung gewannen, sondern sie wurden auch alsbald, wie Nathan Drake in seinen ermüdend weitschweifigen, aber gründlichen Essays illustratives of the Tatler, Spectator and Guardian. London 1805, Bd. 1, S. 80 erzählt, gesammelt und in stattlichen Octavbänden verkauft. Der erste Band erschien am 10. Juli 1710, der zweite am 1. September desselben Jahres, und der dritte und vierte 1711. Jeder Band kostete den damals sehr hohen Preis einer Guinee.

Von allen Seiten kamen Mitarbeiter, und unter diesen wa-

ren die besten Schriftsteller Englands. Unerwartet erweiterte sich der Plan der Zeitschrift immer mehr und mehr; kaum reichte die Kraft Steele's noch hin, dem kühnen Schwunge derselben zu folgen, geschweige denn, daß er noch länger hätte ihr oberster Leiter und Führer sein können. Mit rührender Bescheidenheit sagt Steele selbst in der Vorrede zum vierten Bande: »Der Tatler enthält von Anbeginn viele Beiträge, die nicht von mir herrühren, sondern mir von Anderen zugesendet wurden. Aber vorzüglich habe ich Einem Manne, der nicht genannt sein will, für seine thätige Hilfe zu danken. Er hat dies mit so viel Geist, Humor, Witz und Kenntniß gethan, daß es mir erging wie einem bedrängten Fürsten, der einen mächtigen Nachbar zur Hilfe herbeiruft. Ich ward durch meinen Bundesgenossen vernichtet. Nachdem ich ihn einmal gerufen hatte, ward ich abhängig von ihm und konnte ohne ihn nicht mehr bestehen.« Dieser Bundesgenosse war Addison, ein alter Schulfreund Steele's.

Aeußere Umstände traten hinzu, dem ganzen Unternehmen eine andere Färbung zu geben. Die Partei der Whigs, der Steele und Addison angehörten, wurde im Jahre 1710 gestürzt, und das Ministerium Sunderland, das Steele mit der Herausgabe der Gazette beauftragt hatte, entlassen. Die Gazette selbst wurde Steele genommen. Damit versiegte die Quelle, aus der der Tatler bisher seine Neuigkeiten schöpfte, und Steele durfte um so weniger sich erlauben, ferner noch viel die politische Saite anzuschlagen, da er zugleich Beamter beim Stempelamt war. Auch Addison war mit dieser politischen Schweigsamkeit seines Freundes durchaus einverstanden; ja er verwarnte ihn immer aufs Neue, wenn dieser Miene machte, sie leichtfertig zu brechen. Und obgleich Addison seinerseits während der Zeit der Parlamentswahlen ein sehr entschiedenes und sehr wirksames Oppositionsblatt »Der Whig Examiner« herausgab und auch wirklich trotz der Uebermacht der Tories seine Erwählung zum Parla-

mentsgliede ohne Widerstreit durchsetzte, so hätte er doch um keinen Preis in die harmlosen Plaudereien des Tatler die politischen Kämpfe hinüberspielen mögen.

So verschwinden jetzt die politischen Betrachtungen gänzlich. Auch die Theater und die Tageserscheinungen der Literatur treten immer mehr zurück. Schilderungen von Welt und Menschen, Sitten und Gewohnheiten, Thorheiten, Lastern und Tugenden werden der hauptsächlichste, wenn nicht ausschließliche Gegenstand. Die Zeitschrift wird in der That eine »moralische« Zeitschrift. Ihre Aufgabe war jetzt, um mit Steele's eigenen Worten zu sprechen, Charaktere des häuslichen Lebens zu zeichnen und dieses in allen seinen Geheimnissen und Verwicklungen vorzuführen. Die Menschen sollten daraus ersehen, daß es einen weit kürzeren und sichereren Weg zu Glück und Größe giebt, als den sie gewöhnlich einschlagen.

Liebe und Ehe, die Kunst der Erziehung, die wirkliche und die nur gekünstelte Feinheit des gesellschaftlichen Umgangs, Bescheidenheit, Ehrsucht, Geiz, Stolz, der Luxus in Kleidern und Equipagen, Prüderie und Koketterie, die Unsitte des Duells, das Laster des Spiels, die Glücksjägerei im Lotto, Religiosität und Freidenkerei, Fanatismus und Toleranz, das politische Kannegießern, die Pedanterie der Gelehrten, die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Schöngeister, die wachsende Verderbniß der Sprache und hundert ähnliche Dinge werden in sinnigen, lebendigen, gestaltenreichen Bildern ernst vorübergeführt. Jeder Aufsatz ist ein kleines Kunstwerk für sich, beseelt von wahrhaft dichterischem Hauch, durch und durch naturwirklich, nirgends eine nackte moralische Nutzanwendung. Die besten Blätter des Tatler werden in dieser Hinsicht für immer unübertroffene Musterbilder bleiben.

Nicht aber von Steele, sondern von Addison werden jetzt diese Sittenschilderungen und Charakterzeichnungen geliefert.

Addison, der bis dahin nichts als einige lateinische und englische Verse und eine anmuthige, aber ziemlich bedeutungslose italienische Reisebeschreibung geschrieben hatte, wird hier erst sich seines feinen satirischen Talents bewußt. Mit jeder neuen Nummer wächst die Kraft und die Lust seines Schaffens. Der Tatler wurde groß durch Addison, und Addison groß durch den Tatler.

Es ist schwer, einzelne Beispiele herauszuheben. Wie schön z. B. ist jener Ehrengerichtshof (Bd. 4, Nr. 250 ff.), in dem so ergötzlich der Adelstolz eines jüngeren Bruders und die Zimperlichkeit einer alten Jungfer geprellt und gegeißelt wird! Und wie schön ferner sind die frischen und scherzhaften Genrebilder, in denen Addison (Bd. 3, Nr. 158) uns jenen pedantischen Tom Folio vorführt, der in jedem Bibliothekszimmer zu finden ist, der bei keiner Bücherversteigerung und bei keiner Subscription fehlt, der alle Büchertitel der Welt kennt und die Aufnahme, die diese Bücher bei den Gelehrten gefunden, der, wenn Du von Herodot sprichst, sogleich in ein Lob des Heinrich Stephanus ausbricht, oder, wenn von Virgil, in das Lob des Daniel Heinsius, der, mit einem Worte, überaus gelehrt ist, aber auch nicht einen Funken gewöhnlichen Menschenverstand hat! Und wie herrlich ist sodann (Bd. 3, Nr. 163) jener süßliche Schöngeist, Ned Softly, der bei jeder Gelegenheit ein Verschen zur Hand hat, seine Belesenheit zu zeigen, und der auch selbst Verse macht, voll der blühendsten Bilder und Pointen, aber leider auch voll des blühendsten Unsinns! Und nun gar (Bd. 3, Nr. 155 ff.) der gute ehrliche Tapezierer, der den ganzen langen Tag Zeitungen liest und dann von Haus zu Haus läuft, um Neuigkeiten einzuziehen, darüber arm wird, nichtsdestoweniger aber auch als Bettler nur hohe Politik treibt, nach wie vor in alle Kaffeehäuser eindringt, um Zeitungen zu lesen, dort unter den Politikern seines Schlages sogar eine bedeutende Rolle

spielt, bis er endlich den Verstand verliert und ins Irrenhaus wandert!

Alle diese Schilderungen sind so frisch, so lebensvoll und so liebenswürdig ironisch, daß in ihnen in Wahrheit die Satire zum Humor wird. Macaulay sagt mit Recht in seiner vortrefflichen Abhandlung über Addison, daß, wenn man überhaupt die Werke anderer Dichter mit ihnen vergleichen dürfe, es am nächsten liege, an die verlornen Komödien Menander's zu denken.

Unversehens also hatte der Tatler seine ursprüngliche Anlage und Richtung ganz und gar geändert. Steele und Addison beschlossen daher, ihn zu schließen; das letzte Blatt desselben erschien am 2. Januar 1711. Eine neue Zeitschrift trat an die Stelle, kühner und großartiger als die vorige; diese erschien nicht blos dreimal in der Woche, sondern täglich. Sie wurde zwei Monate nach dem Schluß des Tatler, am 1. März eröffnet. Diese neue Zeitschrift war der Spectator.

2.

The Spectator, der Zuschauer.

Herr Isaak Bickerstaff hat sich zurückgezogen. Aber der Vortheil und der dichterische Reiz der Maskenfreiheit war allzu lockend, als daß die neue Zeitschrift, die nunmehr an die Stelle des Tatler trat, diese ohne Noth hätte verscherzen mögen.

Das erste Blatt des Spectator macht uns daher mit einem jungen Gentleman bekannt, der als Kind sehr fleißig und schweigsam gewesen war, darauf auf der Universität sehr emsig die alten und neuen Literaturen studirte und zuletzt eine große Reise durch Europa und Aegypten machte. Jetzt nach seiner Rückkehr lebt er in London. Wo das Menschengedränge am dichtesten ist, da ist er immer mitten darunter; in den verschiedenen Kaffeehäusern,

in denen sich die Politiker, die Gelehrten, die Schöngeister, die Künstler, die Soldaten, die Kaufleute, die Wechseljuden zu versammeln pflegen, ist er immer zu finden; Morgens geht er auf die Börse, Abends in die Theater. Aber überall ist er nur als stiller Beobachter; er hat es niemals über sich vermocht, selbst in das praktische Leben zu treten; eine unüberwindliche Schüchternheit hält ihn ab, öffentlich zu sprechen. Dieser junge Gentleman lebt in einem kleinen Freundeskreise, der aus sehr verschiedenartigen, aber höchst eigenthümlichen Persönlichkeiten zusammengewürfelt ist. Dieser Kreis besteht aus einem alten Landedelmann, Sir Roger de Coverley, aus einem Studenten der Rechte, aus einem Kaufmann, aus einem alten Capitän und aus einem alten unverheiratheten Lebemann Will Honeycomb. Die Beobachtungen und Unterhaltungen dieser Freunde will uns der Spectator redlich mittheilen.

So stehen wir sogleich bei dem Beginn des Blattes mitten in einer Novelle. Und dieser novellistische Faden ist von der allerglücklichsten Wirkung. Die Eigenthümlichkeiten, Erlebnisse und Ansichten des jungen Gentleman, der der eigentliche Spectator ist, und Sir Roger's und Will Honeycomb's, die neben diesem sich bald als die hervorragendsten Persönlichkeiten herausstellen, bringen in die bunt wechselnden Charakterschilderungen, Erzählungen und Betrachtungen eine ebenso frische Mannichfaltigkeit wie künstlerisch abgerundete Einheit.

Es ist kein Zweifel, daß Addison, von dem die Zeichnung jenes Zuschauers herrührt, sich bei diesem Bilde selbst als Modell saß. Denn in der That war Addison, wie die Seele des Tatler, so auch die Seele des Spectator. Nathan Drake hat in seiner bereits angeführten Schrift (Bd. 3, S. 376) nach ziemlich sicheren Quellen die Anzahl der Beiträge berechnet, die jedem einzelnen Mitarbeiter des Spectator zukommen. Danach lieferte Addison 274, Steele 240 und der übrige Kreis der vereinzelten Mit-

arbeiter 121 Nummern. Jeder aber, der den Spectator gelesen hat, wird gewiß aus vollster Ueberzeugung mit Macaulay übereinstimmen, der in seiner Abhandlung über Addison sagt, daß selbst der schlechteste Aufsatz von Addison so gut ist wie der beste von irgend einem der Anderen.

Anlage und Einrichtung, sowie die Formen und Stoffe der Darstellung sind den späteren Nummern des Tatler sehr ähnlich. Das Sonnabendblatt bringt zu erbaulicher Sonntagsunterhaltung immer eine religiöse Betrachtung; vorwiegend aber sind die moralischen Gegenstände. Sie werden uns theils in kleinen geistreichen Abhandlungen, theils in Bildern und Erzählungen aus dem englischen Leben vorgeführt, mit einer Wärme und Wahrheit, mit einer Kenntniß des menschlichen Herzens, mit einer Tiefe des Humors, und vor Allem mit einer Unerschöpflichkeit der Erfindung, die fast an das Wunderbare grenzt, wenn wir bedenken, wie wenig Zeit und Sammlung Addison für diese Arbeiten gegönnt war. Es ist keine kleine Probe, wenn man nach hundert und fünfzig Jahren eine Zeitschrift wieder in die Hand nimmt und sie nicht, wie es doch ursprünglich ihre Bestimmung war, nur bruchstückweise nach und nach, sondern rasch hinter einander wie ein zusammenhängendes Buch liest. Diese Probe besteht der Spectator, wie vielleicht keine andere Zeitschrift der Welt.

Man kann es Macaulay für whiggistische Parteilichkeit auslegen, wenn er in seinem Leben Addison's sagt: »Am Montage haben wir eine so sonnige und lebensvolle Allegorie wie Lucian's Philosophenversteigerung; am Dienstage eine orientalische Erzählung, so reich gefärbt wie die Märchen der Scheherezada; am Mittwoch einen mit La Bruyere's Meisterschaft geschilderten Charakter; am Donnerstag eine den besten Partien im Vicar von Wakefield gleichkommende Scene aus dem täglichen Leben; am Freitag irgendeine schelmische Neckerei über modische Thorheiten, über Reifröcke, Schönpflästerchen oder Puppenspiele, und

am Sonnabend eine religiöse Erbauung, die den Vergleich mit den schönsten Stellen im Massillon aushält.« Aber darüber allerdings kann nicht füglich ein Zweifel sein, daß die zwei Besuche in der Westminsterabtei (Nr. 26 und 329), der Besuch auf der Börse (Nr. 69), das Tagebuch des zur Ruhe gesetzten Bürgers (Nr. 317), die Vision Mirza's (Nr. 159), die Seelenwanderungen des Affen Pug (Nr. 343) und der Tod Sir Roger's de Coverley (Nr. 517) zu dem Vollendetsten gehören, was in dieser Art jemals geschrieben wurde. Es wäre ein schönes Unternehmen, wenn unsere allzeit fertigen Uebersetzer diese mit Unrecht vergessenen Perlen aufs Neue der Lesewelt zugänglich machen wollten.

Politische Fragen klingen nur selten an; wenigstens beschränken sie sich dann ganz allgemein auf die Verspottung Ludwig's XIV. und auf den Preis Marlborough's. Höchst beachtenswerth dagegen sind die ästhetischen Ansichten. Auch sie sind zwar noch nicht frei von der einseitigen Ueberschätzung der französischen Regelrichtigkeit oder Correctheit und vergöttern daher Pope, während sie Shakespeare verlästern; aber höher als die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung steht, wie ein vortrefflicher Aufsatz über die Bildung des Geschmacks in Nr. 409 ausdrücklich sagt, die Hoheit des Geistes, die die Phantasie veredelt und ihr Kraft und Schwung giebt. Der Spectator giebt daher nicht nur sehr klare und anregende Erörterungen über Wesen und Ursprung der Phantasie, über tragische Kunst, über Humor und Witz, die als die ersten fruchtbringenden Keime von Hume's und Burke's ästhetischen Untersuchungen zu betrachten sind, sondern zugleich weist er mit gründlichster Belesenheit und Sachkenntniß immer und immer wieder auf Milton's verlorenes Paradies, auf Homer und Virgil, Pindar und Sappho, auf das hohe Lied, auf die Sprichwörter Salomonis, auf die Psalmen, ja sogar — was für die rechte Würdigung der so lange verkannten Volksdichtung

entscheidend ward — auf alte Volkslieder, besonders auf die altenglischen Balladen.

Was Wunder also, daß bei dieser unvergleichlichen Fülle und Frische des Inhalts diese Zeitschrift eine Verbreitung fand, wie sie bei ähnlichen Unternehmungen schwerlich zum zweiten Mal wiederkehrt. Jeder gebildete Mann in London hielt es für nothwendig, daß ihm jeden Morgen mit dem Thee das neueste Blatt des Spectator gebracht werde; auf dem Lande wurden jeden Sonntagnachmittag die Blätter der vergangenen Woche gelesen; und außerdem wurden die Blätter gesammelt und in gewissen Fristen aufs Neue als einzelne Bände in Umlauf gesetzt. Der Absatz beschränkte sich nicht auf England allein, sondern erstreckte sich ebensosehr auf das Festland und auf die Colonien. Schon in Nr. 10, also kaum acht Tage nach der ersten Ankündigung, erzählt uns der Herausgeber mit großer Genugthuung, daß bereits täglich 3000 Exemplare abgesetzt würden; eine Zahl, die, zwanzig Menschen auf jedes Blatt gerechnet, nicht weniger als 60,000 Leser ergebe. Und kurz darauf meldet er in einem anderen Blatte, in Nr. 124, in dem er den Nutzen der periodischen Flugschriften für die allgemeinste Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse hervorhebt, daß der Leserkreis sich mit jedem Tage beträchtlich erweitere. Drake giebt a. a. O. Bd. 1, S. 82 nach Berichten der Zeitgenossen den Absatz auf täglich 14,000 Exemplare an. Und als dann die Stempelsteuer aufgelegt ward, unter deren Last die meisten Zeitungen und Zeitschriften erlagen, sank der Vertrieb, obgleich der Spectator den Preis erhöhte, doch verhältnißmäßig nur wenig. Steele konnte am Schluß seiner Zeitschrift sagen (Bd. 7, Nr. 555), daß außer dem täglichen Absatz bereits alle früheren Bände des Spectator in 9000 Exemplaren verkauft seien, und daß die Taxe dem Stempelamte durchschnittlich jede Woche nicht weniger als 20 Pfund eingebracht habe.

Trotz dieser glänzenden Aufnahme beschlossen Steele und Addison den Spectator, nachdem er noch nicht ganz zwei Jahre ruhmreich bestanden hatte, plötzlich abzubrechen. Das Blatt vom 23. October 1712 (Nr. 517) meldete den Tod Sir Roger's de Coverley, das Blatt vom 7. November (Nr. 530) die unerwartete Verheirathung William Honeycomb's mit einem Landmädchen. So wird der trauliche Kreis, der den novellistischen Rahmen dieser täglichen Mittheilungen bildete, nach und nach völlig gesprengt; Capitain Sentry zog sich, wie spätere Nummern berichten, auf seine Besitzungen zurück, und der Rechtsstudent widmete sich ganz und gar seinen Studien. Das letzte Blatt des Spectator, Nr. 555, erschien am 6. December.

Keinerlei äußere Nöthigung drängte die Herausgeber zu diesem Entschluß. Es wirkte hier offenbar dasselbe Gefühl, das früherhin auch die plötzliche Beendigung des Tatler herbeiführte. Wie Herr Isaak Bickerstaff nur deshalb verschwand, weil die Herausgeber fürchteten, die Leser auf die Dauer durch die Einförmigkeit dieser Maske zu ermüden, so meinten sie auch jetzt, der junge Gentleman und der Club, in dem er verkehrte, habe nun lange genug Kopf und Gemüth des Landes beschäftigt. Sie fühlten die Kraft in sich, neue Charaktere und Situationen zu erfinden, und machten gern von dieser Kraft Gebrauch, da sie viel zu feine Beobachter und Kenner der Menschen waren, um nicht zu wissen, wie selbst die reichste Theilnahme doch immer wieder des spornenden Reizes der Neuheit bedürfe.

Wenige Wochen nach dem Schluß des Spectator erschien daher eine neue Zeitschrift, The Guardian, der Vormund.

3.

The Guardian, der Vormund; The Englishman, der Engländer; The Lover, der Liebende; und der achte Band des Spectator.

Der Guardian wurde am 13. März 1713 eröffnet. Er erschien ebenfalls täglich.

Auch hier war wieder der Plan ein äußerst glücklicher. Ein liebenswürdiger alter Mann ist der Vormund und Erzieher von den Kindern seines Freundes. Indem sich die Mutter dieser Kinder und die Kinder selbst von ihm über alle Vorfälle und Angelegenheiten des häuslichen Lebens Rath und Belehrung erholen, finden sich in dieser kleinen Familiengeschichte nicht nur von selbst die natürlichsten Anknüpfungspunkte zu den mannichfachsten Schilderungen und Besprechungen, sondern diese Charaktere und Situationen konnten auch, wenn die gegebenen Umrißlinien mit Liebe ausgeführt wurden, all jenen dichterischen Reiz gewinnen, der einige Jahre später die Welt so sehr in den englischen Familienromanen entzückte. Aber über dem Guardian waltete nicht mehr der alte Glücksstern. Schon das war ein Uebelstand, daß beim Beginn der Zeitschrift Addison nicht sogleich ihr seine Theilnahme zuwendete; er war damals eben beschäftigt, sein Trauerspiel Cato, das schon seit vier Jahren vollendet in seinem Pult lag, auf die Bühne zu bringen. Erst das Blatt vom 28. Mai, Nr. 67, brachte von ihm den ersten Beitrag. Noch verderblicher aber wirkten die hereinbrechenden politischen Stürme. Steele hatte auch diesmal erklärt, daß er fern von allem Parteizwist nach wie vor nur das häusliche Leben im Auge behalten wolle. Und demgemäß brachte auch der Guardian, ganz wie früher der Tatler und der Spectator, einzig Erzählungen, Briefe, Genrebilder, ästhetische und moralische Betrach-

tungen und an jedem Sonnabend regelmäßig seine Sonntags-erbauung. Plötzlich aber brach Nr. 41, das Blatt vom 28. April, das gegebene Versprechen. Steele war eine heftige und leidenschaftliche Natur; er wurde von den Umtrieben der herrschenden Torypartei in seinem Gemüth viel tiefer verletzt und ergriffen, als der ruhige und sanfte Addison. Unter den Whigs ging damals die, wie sich späterhin ausgewiesen hat, allerdings nicht ganz unbegründete Sage, die Friedensunterhandlungen zu Utrecht wollten in einem geheimen Artikel nach dem Ableben der Königin Anna, mit Ausschluß des Hauses Hannover, den englischen Thron dem jakobitischen Kronprätendenten sichern. Steele nahm daher im Widerspruch zu seinem ursprünglichen Plan von nun an auch einen fortgehenden Kampf gegen das von Swift mit vieler Umsicht, aber auch mit vieler Gehässigkeit herausgegebene Toryblatt, »der Examiner,« auf, und betrachtete es jetzt überhaupt als seine hauptsächlichste Lebensaufgabe, sich mit allen seinen Kräften der politischen Laufbahn zu widmen. Er verzichtete auf seine Stellung im Stempelamt und ließ sich zu Stockbridge ins Haus der Gemeinen wählen. Wie konnte diese aufgeregte Stimmung dem häuslichen Leben des Guardian zuträglich sein?

Freilich wandelt der Guardian noch eine Zeit lang die gewohnten ruhigen Wege. Er bringt sogar einige sehr meisterhafte Aufsätze, unter denen wir besonders die Betrachtung über das Unwesen der Schriftstellerdedicationen, über den künstlerischen Werth und Unwerth der Wortspiele, über Findelhäuser, über Eifersucht und über Frauentrachten hervorheben wollen; aber dazwischen ziehen sich doch immer und immer wieder ständige Angriffe gegen den Examiner und das Ministerium. Steele fühlte sehr bald, daß der Plan des Guardian für diese doppelten Zwecke des politischen und häuslichen Lebens zu eng war. Er hielt es daher für rathsam, den Guardian aufzulösen und die zwei verschiedenen Richtungen, die er bisher vertreten hatte, fortan an zwei verschiedene

und von einander getrennte Zeitschriften zu vertheilen. Der Guardian wurde bereits am 1. October 1713 geschlossen.

Ein rein politisches Blatt und ein kleineres, der häuslichen Unterhaltung gewidmetes, traten an seine Stelle. Fünf Tage nach dem Schluß des Guardian, am 6. October, begann »The Englishman, der Engländer,« ein rein whiggistisches, besonders gegen den torystischen Examiner gerichtetes Parteiorgan; und einige Monate darauf, am 14. Februar 1714, eine von diesem politischen Blatte durchaus unabhängige, selbständige moralische Wochenschrift, die, wie einst der Tatler, wöchentlich nur dreimal ausgegeben wurde. Sie führte den Titel »The Lover, der Liebende.«

Beide Zeitschriften hatten kein langes Bestehen. Sie wurden von den sturmbewegten Fluthen der Politik verschlungen.

Steele war nicht glücklich in seiner politischen Laufbahn. In dem am 7. August 1713 ausgegebenen Blatte des Guardian, in Nr. 128, hatte er auf die Schleifung der Festung Dünkirchen gedrungen, die den Engländern als Unterpfand für die Aufrechthaltung der Utrechter Friedensverträge gegeben war. Dabei hatte er dreimal das Wort wiederholt: »Das englische Volk erwartet (expect) sofortige Schleifung.« Swift im torystischen Examiner und dessen Parteigenossen erklärten diese Aeußerung für eine Drohung und demgemäß für Majestätsverbrechen. Trotzdem behielt Steele im Englishman denselben heftigen Ton bei. Er drang unausgesetzt auf die Feststellung der protestantischen Erbfolge; ja er schrieb sogar gleichzeitig eine besondere Flugschrift: »Die Krisis, oder Abhandlung, in welcher dargethan wird, wie gemäß der Erinnerungen und gerechten Ursachen unserer glücklichen Revolution und gemäß der bestehenden Thronfolgebestimmungen die Krone von Großbritannien, nach dem Hingange Ihrer Majestät ohne Nachkommenschaft, auf die erlauchte Prinzeß Sophie, verwittwete Kurfürstin von Hannover, und deren

protestantische Leibeserben übertragen werden muß. Nebst einigen Bemerkungen über die Gefahren eines jakobitischen Nachfolgers.« Als er daher im Anfang März 1714 in das Parlament trat und dort sogleich (vergl. Drake a. a. O. Bd. 1, S. 103) eine sehr geharnischte Rede in demselben Sinne vortrug, da vereinigten sich die Tories, ihn des Hochverraths anzuklagen. Vergebens hielt Steele selbst eine feurige und kräftige Vertheidigungsrede, vergebens schleuderte Robert Walpole alle Anklagen auf die Jakobiten zurück; am 18. März wurde Steele mit einer Mehrheit von 245 Stimmen gegen 152 aus dem Parlament ausgestoßen.

Damit endete der Englishman. Ein neues politisches Parteiblatt, das Steele sogleich an dessen Stelle treten ließ, »The Reader, der Leser,« ebenfalls gegen den Examiner und die übrigen Toryblätter gerichtet, fristete nur ein sehr kurzes Dasein. Blos neun Nummern erschienen, die erste am 22. April, die letzte am 10. Mai.

Aber auch der Lover, jene moralische Wochenschrift, die kurz nach dem Englishman entstanden war, spürte sehr bald die nachtheiligen Folgen dieser politischen Wirren. Steele gehörte ihm nicht mehr ganz an. Und kein Blatt bedurfte dringender der unermüdlichsten Thätigkeit als gerade dieses. Es hatte sich seine Aufgabe zu eng gestellt. Nicht alle Kreise der häuslichen Sitte wollte es in sein Bereich ziehen, sondern nur die Empfindung zärtlicher Herzen, die Liebe. Dies Thema, obgleich in den allermannichfachsten Variationen behandelt, wurde bald eintönig und ermüdend; es fehlte jener reizvolle Wechsel, der Steele's erste Zeitschriften so unendlich anziehend gemacht hatte. Der Lover wurde daher bereits am 27. Mai beendet.

Und mit ihm schließt die fruchtbringende journalistische Thätigkeit Steele's überhaupt ab. Steele schrieb noch eine Zeit lang politische Flugschriften. Mit der Thronbesteigung Georg's I.

kam er zu hohen Ehren. Später wendete er sich wieder der Bühne zu. Er starb, von Jedermann geachtet und gefeiert, am 1. September 1729.

Jetzt aber nahm Addison die Idee der moralischen Wochenschriften wieder auf. Und zwar mit sehr bedeutendem Erfolg.

Er hatte während des letzten Jahres in ländlicher Zurückgezogenheit gelebt. Ein betriebsamer Buchhändler suchte ihn, sogleich als der Guardian eingegangen war, wieder für ein Unternehmen dieser Art zu gewinnen (vergl. Drake Bd. 1, S. 379); aber er wies den Antrag entschieden zurück. Auch in den Lover hat er nur eine einzige Nummer, Nr. 10, geschrieben. Nach einer Pause von anderthalb Jahren jedoch kehrte ihm die Mittheilungslust wieder. Und wahrlich! er war der Alte geblieben.

Das neue Unternehmen kündigte sich sogleich als die unmittelbare Fortsetzung des Spectator an. Der siebente Band des Spectator hatte mit Nr. 555 abgeschlossen; das erste Blatt dieses neuen achten Bandes führte sich als Nr. 556 ein. Es erschien am 18. Juni 1714.

Auch diesmal entschlug sich Addison aller politischen Dinge. Weder Whig noch Tory, aber Wahrheit und Ehre, Religion und Tugend, sagte er, sei sein Wahlspruch. Und wer in diesem Sinne handle, setzte er mit offener Anspielung auf Steele's letzte Zeitschriften hinzu, der sei in der That, gleichviel welcher Partei er angehöre, ein Englishman und ein Lover, d. h. ein Freund, seines Vaterlandes.

Nur insofern unterschied sich der neue Spectator von dem alten, daß er nicht mehr täglich erschien, sondern wöchentlich blos dreimal, Montags, Mittwochs und Freitags. Denn auch hier ist wieder derselbe Witz, dieselbe Anmuth, dieselbe Unerschöpflichkeit der bunt wechselnden Erfindung! Ja es giebt in England sogar nicht Wenige, die diesen achten Band, als von Ad-



dison allein herrührend, allen früheren Bänden auf das Entschiedenste vorziehen.

Jedoch auch dies Unternehmen fand bald sein Ende. Am 20. December 1714 erschien das letzte Blatt, Nr. 635. Die Ursache lag in der tiefgreifenden Wendung, die inzwischen die politischen Verhältnisse Englands genommen hatten. Am 12. August war die Königin Anna gestorben. Georg I. wurde ohne Widerstand zum Nachfolger ausgerufen. Damit kamen die Whigs wieder ans Ruder. Addison wurde erster Staatssecretair.

Hier hat im Wesentlichen die Geschichte dieser moralischen Wochenschriften ihren Abschluß.

Zwar unternahm schon am 3. Januar 1715 ein Herr William Bond einen neunten Band des Spectator. Aber Addison unterstützte diese unberufene Fortsetzung nicht nur nicht, sondern erklärte in der Vorrede, mit welcher er die Herausgabe des achten Bandes begleitete, ausdrücklich, daß er bei dieser Fortsetzung in keiner Weise betheiligt sei. Dieser neunte Band fand daher nirgends günstige Aufnahme; schon nach einundsechzig Nummern entschlief er. Auch Addison selbst gab kurze Zeit darauf, vom 23. December 1715 bis zum 29. Juni 1716 eine wöchentlich zweimal erscheinende neue Zeitschrift heraus. Es war der »Free-Holder,« der Freisasse; eine Zeitschrift, die sich den Zweck stellte, den Thron des Hauses Hannover zu befestigen und den schottischen Aufstand zu dämpfen. Politisch ist sie vortrefflich, aber doch der Natur der Sache nach durchaus an die flüchtigen Tagesereignisse gebunden und deshalb auch nur von geringer Tragweite.

Blicken wir auf die großartige Stellung zurück, die diese moralischen Wochenschriften in dem Culturleben Englands einnehmen, so bewahrheitet sich hier schlagend eine wichtige Erfahrung, die sich jedem aufmerksamen Beobachter in der Geschichte des Zeitschriftenwesens unabweisbar aufdrängt. Nur solche Zeitschriften berühren wahrhaft elektrisch den geheimsten

Lebensnerv Aller, die wirklich ein neues Prinzip in die Welt führen.

Neu aber waren diese Zeitschriften durch und durch. Bisher hatten die Engländer ihr unmittelbares häusliches Leben nur in den Lustspielen der jüngsten Vergangenheit dargestellt gesehen. In diesen erschien es immer in häßlicher Ausschweifung; leichtsinnig, frech, unsittlich. Hier aber in diesen moralischen Wochenschriften empfanden sie zum ersten Mal das noch nie empfundene und darum doppelt lockende Vergnügen, sich selbst und ihr ganzes häuslich bürgerliches Thun und Treiben im Spiegel der Dichtung genau so wiederzufinden, wie es in der Wirklichkeit war; ohne Verschönerung und ohne Verzerrung, mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen, und doch im innersten Grund durchaus wacker und tüchtig.

Wenn daher nach einigen Jahrzehnten als unmittelbare Folge der hier gegebenen Anregung der englische Familien- und Sittenroman auftaucht, so kann man ohne Bedenken behaupten, daß die durch alle Volksschichten dringende Veredlung der Sitten, die um diese Zeit in England Platz greift, zum großen Theil auf Rechnung dieser moralischen Zeitschriften zu schreiben ist. Steele wußte sehr wohl, warum er eine jener Zeitschriften den Guardian, d. h. den Vormund nannte; denn sie verwalteten in Wahrheit für ganz England das Amt des allgemeinen Vormundes und Gewissensrichters. Drake erzählt in seinem mehrfach erwähnten Buche, Bd. 3, S. 391 einen in dieser Hinsicht sehr bedeutsamen Vorfall. Für den 9. October 1711 war zu Coleshillheath in Warwickshire nach altem Herkommen ein Pferderennen anberaumt; zum Schluß sollte auch ein Eselrennen und ein Wettlauf von Menschen in Fallstricken stattfinden. Da erschien am 18. September (Nr. 173) ein Blatt des Spectator, das das Pferderennen billigte, das Eselrennen und das Rennen in Fallstricken aber als eine abscheuliche Barbarei brandmarkte.

Sobald das Blatt in Coleshillheath ankam, wurden sogleich diese im Spectator verurtheilten Spiele für immer abgestellt.

Sehr schön sagt Drake am Schluß seines Buchs: »Wenn wir die öffentlichen und häuslichen Zustände Englands, wie sie vor und nach der Zeit jener Wochenschriften waren, mit einander vergleichen, so sehen wir klar, daß England ihnen die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmacks sowohl wie der gesammten sittlichen und politischen Denkart verdankt. Das Glück und die Wohlfahrt, deren England sich jetzt erfreut, ist geradezu zum großen Theil das Werk Addison's und Steele's. Wer möchte daher anstehen, sie unter die größten Wohlthäter Englands, ja der ganzen Menschheit zu zählen?«

Drittes Capitel.

Der lehrhafte und satirische Roman.

Defoe und Swift.

1.

Daniel Defoe und der Robinson Crusoe.

Wer dächte nicht mit innigem Entzücken an jene glücklichen Tage und Stunden, in denen sein märchenlustiges Kindergemüth zum ersten Male von der Geschichte und den seltsamen Abenteuern des auf eine wüste Insel verschlagenen Robinson hörte? Es überkommt uns in dieser Erinnerung unwillkürlich wieder

ein Stück Jugendleben. Jenes Gefühl taucht in uns auf, von dem der Dichter sagt:

> Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
> Klingt ein Lied mir immerdar,
> O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
> Was mein einst war.

Gewöhnlich lesen wir den Robinson nur in jenen selig unbefangenen Jahren, in denen wir ein Kunstwerk wie ein Naturwerk betrachten. Genug, daß es da ist, daß es uns entzückt und alle unsere Sinne gefangen nimmt; was fragen wir da weiter, woher es kommt, durch wen und unter welchen Umständen es entstanden ist. Und später, wenn uns die zunehmende Erfahrung um diese glücklich harmlose Stimmung gebracht hat, später, wenn wir kein Buch mehr lesen, ohne uns dabei genau um das Leben und die Denkweise des Verfassers zu kümmern, da haben wir längst auch den Robinson bei Seite gelegt, und nur sehr Wenige finden dann noch Neigung und Muße, wieder einmal das ihnen einst so liebe Kinderbuch in die Hand zu nehmen.

Sicher staunen gar Viele, wenn sie erfahren, daß dieser Dichter, der ihnen einst so schöne Jugendstunden bereitete, nicht nur auch andere Werke gedichtet hat, die an dichterischem Werth dem Robinson nur sehr wenig nachstehen, sondern daß er auch seiner Zeit in die wichtigsten politischen Kämpfe Englands sehr rührig und werkthätig eingriff und zur Begründung vieler, selbst für uns noch sehr folgereicher gemeinnütziger Anstalten den ersten Anstoß gab. Der Dichter des Robinson ist zugleich der erste Begründer der öffentlichen englischen Banken, der Begründer unserer Hagel- und Feuerassecuranzen und unserer Sparkassen, und — was noch mehr ist — er ist zugleich der vornehmlichste Begründer der politischen Vereinigung von England und Schottland.

Und doch sind gerade diese äußeren Lebensumstände Defoe's

für Entstehung und Inhalt des Robinson entscheidend geworden. Wir ziehen sie um so lieber in unsere Betrachtung, als in der That die jähen Wechselfälle dieses eben so liebenswürdigen als bedeutenden Mannes selbst ein Roman sind. Die Lebensbeschreibungen von Wilson, Chalmers, Philarète Chasles, und ein vortrefflicher Aufsatz in der Edinburgh Review (October 1845) geben die Thatsachen in reichster Fülle. Vergl. H. Hettner: Robinson und die Robinsonaden. Berlin 1854.

Daniel Foe — so nämlich war der ursprüngliche Name Defoe's — wurde im Jahre 1661 in London geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Fleischer, der, stolz auf die hervorstechenden Anlagen des Sohnes, ihn auf die damals sehr berühmte Schule von Newington-Green schickte und ihm eine sehr sorgfältige Erziehung geben ließ. Aber dieser Vater war Dissenter, d. h. er gehörte nicht der herrschenden bischöflichen Hochkirche an, sondern der vom Gesetz und von der öffentlichen Meinung geächteten Partei der Puritaner. Und an diese religiöse Genossenschaft, in die ihn zufällig seine Geburt gestellt hatte, schloß sich auch der Sohn sodann aus voller Seele und mit innigster Ueberzeugung an; ja er wurde sogar der beredteste und unerschrockenste Vorkämpfer derselben.

Hier liegt der Schlüssel für Defoe's ganzes Leben, Denken und Wirken. Diese seine Stellung als unterdrückter Dissenter war der innerste Grund aller seiner Pläne, Unternehmungen und Schriften.

Als Knabe war er zum puritanischen Geistlichen bestimmt. Für diesen Beruf aber fühlte er sich zu unruhig und rastlos. Er hatte sogar ein sehr schlichtes bürgerliches Gewerbe ergriffen; er war ein ehrsamer Strumpfwaarenhändler geworden. Wie aber konnte sein sprudelnder Feuergeist gleichgültig bleiben bei den entsetzlichen kirchlichen Wirren, die unter Karl II. und Jakob II. England so furchtbar heimsuchten. Schon unter Karl veröffentlichte er

seine erste politische Schrift unter dem seltsamen Titel: »Speculum crapegownorum,« in der er mit beißendem Witz die Abgeschmacktheiten und Gehässigkeiten der verfolgungssüchtigen Hochkirche geißelte. Und als nun gar der kühne Prinz Monmouth, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königs, von den Niederlanden aus einen Einfall nach England wagte, um sich des wankenden Throns zu bemächtigen, da schloß sich Defoe sogleich begeistert den Rebellen an; denn er sah in diesen nur die aufrichtigen Protestanten und die Beschützer der geistigen und bürgerlichen Freiheit. Er kämpfte tapfer bei Bristol und Bath, und als das Heer geschlagen und der Heerführer gefangen war, da abenteuerte er als verfolgter Flüchtling in fremden Ländern umher, den günstigen Augenblick erwartend, in dem es ihm erlaubt sei, wieder ins Vaterland zurückzukehren.

Es ist sicher, daß er in dieser Zeit Spanien, Frankreich und Deutschland durchwandert hat. Jedoch scheint es, als ob seine Theilnahme an dem Aufstande in England unbemerkt geblieben sei; denn kurz darauf finden wir ihn in London wieder, unverfolgt und unbestraft. Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß er sich nach dieser Rückkehr nicht mehr einfach Foe, sondern de Foe oder Defoe nannte. Man sieht nicht recht, aus welchem Grunde.

Inzwischen stiegen die Fluthen der kirchlichen Kämpfe immer höher. König Jakob war schlau genug gewesen, die Hochkirche und die Dissenters noch ärger an einander zu hetzen; es dünkte ihm dann um so leichter, seinen großen Plan, ganz England katholisch zu machen, der Wirklichkeit näher zu bringen. Defoe sah in diesen Kämpfen ganz außerordentlich scharf; er durchschaute sowohl die betrügerischen Pläne des Königs, als auch die alberne und in dieser schweren Zeit doppelt gefährliche Selbstsucht der gegen einander kämpfenden und doch in gleicher Weise bedrängten Religionsparteien. Er schrieb in dieser Angelegenheit

zwei meisterhafte Flugschriften. In diesen sprach er mit Verachtung von der Hochkirche, die mit ihren kriechenden, winselnden, scheinheiligen Reden gegen ihren Fürsten den Judas spielte; aber ebenso verdammte er die Dissenters, die Adressen über Adressen einreichten und in ihrem Eifer für ihre religiöse Freiheit und Unabhängigkeit die bürgerlich-politische Freiheit vergaßen. Er beschwor die presbyterianische Kirche aufs innigste, jetzt sich unter allen Bedingungen mit der Staatskirche zu vereinigen und sich gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind zu rüsten. Jedoch vergeblich. Die Dissenters verwarfen seinen Vorschlag und sagten sich öffentlich vom Verfasser los. So stand Defoe mit sechsundzwanzig Jahren bereits völlig vereinsamt; von allen Parteien in gleicher Weise verkannt und verketzert.

Wie lebte daher Defoe wieder auf, als nun endlich Jakob gestürzt war und Wilhelm von Oranien in England landete. Hier wurde Wirklichkeit, was in dem Aufstande Monmouth's blos ein voreiliger Traum gewesen. Der König strebte in allen seinen kirchlichen Anordnungen fest und eifrig nach derselben Eintracht und gegenseitigen Duldung aller Religionsparteien, der auch Defoe von Jugend auf nachgestrebt hatte. Defoe ehrte und liebte den König, ja er betete ihn an.

Da trat ein übles Zwischenereigniß ein. Ueber den öffentlichen Angelegenheiten hatte Defoe seine häuslichen versäumt; der Handel ging schlecht; er machte Bankerott. Nun mußte er aufs Neue wieder von London fliehen. Er ging nach Bristol. Es wird berichtet, daß er dort unter dem Namen »der Sonntagsmann, the Sunday Gentleman« bekannt war; denn weil er an anderen Tagen aus Furcht vor den Häschern nicht auszugehen wagte, ging er nur des Sonntags aus; dann aber, wie die Denkwürdigkeiten jener Zeit erzählen, immer äußerst sauber und nett gekleidet, mit feiner, wallender Perrücke, mit reichen Spitzenmanschetten, ein Schwert an der Seite.

In dieser Zurückgezogenheit schrieb Defoe eines seiner berühmtesten und wirksamsten Bücher, seinen »Essay on Projects,« das für die Entwicklung der neueren Volkswirthschaftslehre den wichtigsten Anstoß gab; selbst Franklin, der große Held der nordamerikanischen Freiheit, bekennt ausdrücklich, daß es auf seine moralischen und politischen Ansichten den gewaltigsten Einfluß übte. Auch König Wilhelm wurde auf dies bedeutende Buch aufmerksam. Er scheint sogar dem Verfasser eine nicht unbeträchtliche Belohnung gegeben zu haben; wenigstens wissen wir, daß Defoe in dieser Zeit alle seine Gläubiger befriedigte, und zwar nicht blos nach Maßgabe der herrschenden Bankerottgesetze, sondern durchaus vollzählig, wie es ihm sein ehrliches Gewissen gebot.

Von jetzt an lebte Defoe ausschließlich der Politik. Im Jahre 1701 schrieb er sein berühmtes Gedicht: »The true born Englishman, der wahre Engländer«. Dies Gedicht richtete sich besonders gegen jene albernen Angriffe, die Wilhelm von Oranien einzig deshalb zu erleiden hatte, weil er ein Fremder war. Unvergleichlich witzig führte es den Satz aus, daß die Engländer ja selbst durch und durch ein Mischvolk seien und grade diesem Umstand ihre eigensten Vorzüge verdankten. Es fand die allgemeinste Verbreitung, es wurde bald auf allen Straßen gesungen und machte einen ganz unerwartet tiefen Eindruck auf die gesammte Stimmung des Landes. Der König selbst neigte ihm fortan seine höchste Gunst zu. Defoe erhielt freien Ein- und Ausgang in des Königs Arbeitszimmer und wurde oft mit der Regelung der wichtigsten Angelegenheiten beauftragt. Plötzlich starb der König. Und bald sah sich Defoe wieder allen Stürmen des politischen Lebens preisgegeben.

Und zwar wechselvoller als je zuvor. Unter der Königin Anna flammte der Uebermuth der Hochkirche wieder hoch auf. Das Volk zerstörte die Bethäuser der Dissenters, die Geistlichen pre-

digten auf allen Kanzeln Haß und Verfolgung. Da kannte Defoe kein Zaudern; im Jahre 1703 schrieb er die satirische Schrift »The shortest way with the Dissenters, die kürzesten Maßregeln gegen die Dissenters.« Diese Schrift erschien ohne seinen Namen. Sie ahmte mit meisterhafter Ironie den Ton der wildesten Verketzerung nach. »Es ist eine Sünde,« sagt sie, »in dieser ernsten Sache länger Scherz zu treiben. Wir werden niemals einen ungestörten Volksfrieden genießen, bevor nicht der Geist des Whiggismus und der Kirchenspaltung völlig vernichtet ist. Jetzt haben wir die Gelegenheit, die Feinde der Kirche bis auf den letzten Mann auszurotten. Ich sage nicht, wir sollen sie mit Feuer und Schwert vertilgen; aber ich sage, delenda est Carthago. Nicht Buße und Geldstrafe müssen wir ihnen auferlegen; hier können nur Galgen und Galeere wirken. Die Zeit des Märtyrerthums ist vorüber. Mit Gewaltmitteln müssen wir sie in unsere Kirche treiben. Sie werden nicht zweifelhaft sein, ob sie unserer Kirche oder dem Galgen den Vorzug geben.« Anfangs wurden die Hochkirchenmänner glänzend getäuscht; ein Mitglied der Universität Cambridge erklärte öffentlich diese Flugschrift für das werthvollste Buch, das er nächst der Bibel und den kirchlichen Bekenntnißschriften jemals gesehen. Bald aber wurde bekannt, daß Defoe der Verfasser sei; und er selbst stellte es auch gar nicht in Abrede. Er flüchtete zuerst in einen sicheren Schlupfwinkel. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen und setzte hohe Belohnungen auf seine Entdeckung. Sie blieben wirkungslos. Da zog man den Drucker und Verleger ein. Jetzt hielt Defoe seine Flucht nicht länger mit seiner Ehre verträglich. Er stellte sich vor Gericht, um, wie er sagte, dem Sturme Einhalt zu thun. Dies war im Jahre 1703. Das Gericht war aus lauter Gegnern zusammengesetzt. Er wurde verurtheilt, zweihundert Mark zu bezahlen, dreimal am Pranger zu stehen, und auf sieben Jahre Gefängniß. Am 29., 30. und

31. Juli 1703 wurde Defoe an drei verschiedenen Orten Londons öffentlich an die Schandsäule gestellt. Aber das Volk stimmte nicht ein in die Verfolgungssucht der Geistlichkeit und der Regierung. Defoe hatte eine Hymne auf den Pranger gedichtet, die uns noch jetzt erhalten ist und die in den ergreifendsten und gluthvollsten Worten von der Kraft der Wahrheit singt und von dem Ruhme, für sie leiden zu dürfen. Diese Hymne wurde an demselben Tage ausgegeben, an dem Defoe zum ersten Male öffentlich ausgestellt wurde. Das Volk drängte sich an ihn heran, belegte den Platz, auf dem er stand, mit Blumenteppichen; Kränze über Kränze wurden ihm zugeworfen; ein Lebehoch erschallte nach dem anderen. Der Pranger, der ihm eine Schmach sein sollte, ward für Defoe eine Verherrlichung.

Selbst im Gefängniß war Defoe für die Freiheit und Bildung des englischen Volkes nicht unthätig. Er war durch das Unglück, das ihn getroffen, dem Volke nur um so beliebter geworden; er schrieb Satiren, Streitschriften, politische Aufsätze. Am meisten aber beschäftigte ihn die Herausgabe einer Zeitschrift, einer wöchentlich viermal erscheinenden Review, die ein Volksblatt im ächtesten Sinne des Worts war, später von Steele und Addison im Tatler und Spectator nachgeahmt wurde und deshalb recht eigentlich als der erste Anfang des englischen Zeitschriftenwesens zu betrachten ist.

Jedoch wurde er bereits im April 1704 wieder aus dem Gefängniß entlassen. Lord Harley, der an die Spitze des Ministeriums getreten war, verwendete ihn sogar zu wichtigen diplomatischen Sendungen. Ja, dasjenige Ereigniß, durch das die Regierung der Königin Anna vornehmlich ausgezeichnet ist, die staatliche Vereinigung von England und Schottland, ist vorzugsweise das Werk unseres Defoe. Die Minister wählten ihn in dieser wichtigen Angelegenheit zum Unterhändler, weil sich in ganz England schwerlich ein Zweiter finden mochte, der mit einer

so liebenswürdigen Persönlichkeit und einer so schlagfertigen Feder eine so ausgebreitete Kenntniß und Uebersicht der betreffenden Handels- und Verkehrsverhältnisse verbunden hätte. Im October 1706 kam Defoe in Edinburgh an; im Februar 1707 war die Vereinigung beider Königreiche zu Aller Zufriedenheit glücklich zum Abschluß gebracht. Defoe hat im Jahre 1709 eine Geschichte dieser schottischen Union geschrieben, die eben so sehr durch ihre dramatische Lebendigkeit wie durch ihre urkundliche Treue einen bleibenden Werth hat.

Ohne Zweifel war diese Zeit der Glanzpunkt von Defoe's äußerem Ruhm und Ansehen. Er war jetzt der entschiedenste Liebling der Regierung sowohl wie des Volkes. Es ist uns aus dieser Zeit eine kleine Anekdote erhalten, die eben so bezeichnend für Defoe wie für die Engländer ist. Ein betriebsamer Buchhändler hatte ein ziemlich albernes und schwerfälliges Buch veröffentlicht, unter dem Titel: »Drelincourt, über den Tod, nebst einigen Anweisungen, wie wir uns auf ein seliges Ende vorbereiten sollen.« Dies Buch hatte einen sehr schlechten Absatz. Da kam der Buchhändler in der Verzweiflung zu Defoe. Defoe wußte Rath. Defoe schrieb in wenig Tagen ein kleines Schriftchen, das den Titel führte: »Wahre Geschichte von einer Mistreß Veal, die am 8. September 1705, d. h. einen Tag nach ihrem Tode, einer Mrs. Bargrave zu Canterbury als Geist erschien.« Defoe wußte mit jener lebendigen Detailschilderung, die nachher im Robinson so bewunderungswürdig hervortritt, jene Geistererscheinung außerordentlich glaubhaft zu machen. Und was sagte der Geist zur Mrs. Bargrave? Das Buch enthält eine lange Unterhaltung zwischen den beiden Freundinnen, die ganz im Tone eines gemüthlichen Theetischgeplauders gehalten ist, und im Laufe dieser Unterredung eröffnet die Gestorbene mit dem ganzen Gewicht ihrer neuesten Erfahrungen im Todtenreich ihrer Freundin das unerwartete Geheimniß, daß alle Schriften,

die bis jetzt über den Tod und die Fortdauer nach dem Tode vorhanden seien, wenig oder gar nichts taugten; nur Drelincourt, behauptet sie, hätte die wahrsten und aufgeklärtesten Begriffe von Tod und Unsterblichkeit. Dieser Erzählung wurde Drelincourt's Buch selbst angehängt und eine neue Auflage veranstaltet. Die Nachricht von jener wundersamen Offenbarung verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Der alte Ladenhüter wurde jetzt plötzlich eine gesuchte Modewaare, Hunderttausende von Exemplaren wurden abgesetzt. Und jedenfalls giebt uns dieser kleine anekdotenhafte Zug ein schlagendes Zeugniß für Defoe's Kunst, selbst das Allerunwahrscheinlichste als wahrscheinlich und durchaus glaubwürdig darzustellen.

Aber wie unstät ist das Leben des Politikers! Defoe hatte sich jetzt eine Zeit lang von dem Gewühl des öffentlichen Marktes zurückgezogen; er lebte bei einem Freunde im nördlichen England auf einem einsamen Landsitz und schrieb dort eine »allgemeine Geschichte des Handels,« von der auch bereits zwei Lieferungen erschienen. Auf einmal bedrohte die religiöse und politische Freiheit Englands unerwartet eine neue Gefahr. Je mehr voraussichtlich der Tod der Königin Anna herannahte, desto wühlerischer regten sich auch wieder die Umtriebe der jakobitischen Partei, die durchaus den in Frankreich lebenden Sohn Jakob's II. auf den Thron bringen wollte. Wie hätte da Defoe schweigen können? Er, der alte Dissenter, der sehr wohl wußte, daß die Wiederherstellung der Stuarts nichts Anderes sei als die Wiederherstellung der alten kirchlichen Verfolgungssucht? Er schrieb schnell hinter einander drei Flugschriften zu Gunsten der protestantischen Thronfolge des Hauses Hannover, die in allen Volksschichten sogleich die weiteste Verbreitung gewannen. Die Königin selbst, die Tochter Jakob's II., begünstigte diese jakobitischen Bewegungen. Und so wurde es Defoe's Gegnern leicht, ihn auf diesen Anlaß hin aufs Neue ins Gefängniß zu bringen.

Dies geschah im Frühjahr 1713; im November desselben Jahres aber begnadigte ihn die Königin wieder. Kurz darauf, im Jahre 1714, starb Anna. Das Haus Hannover kam auf den Thron. Die Tories wurden gestürzt, die Whigs bekamen die unbestrittene Gewalt. Georg I. belohnte alle Parteiführer der Whigs auf das Reichste; namentlich bedachte er auch alle Schriftsteller dieser Partei mit sehr ansehnlichen Pensionen und Sinecuren. Defoe aber, der für die whiggistischen und protestantischen Grundsätze mit der unerschütterlichsten Aufopferung sein ganzes Leben lang gekämpft hatte, blieb bei diesen königlichen Belohnungen und Gnadenbezeugungen höchst seltsamer Weise ganz und gar unbeachtet. Aus den vorhandenen Lebensnachrichten wird nicht klar, was für Rücksichten und Nebenumstände bei diesem auffälligen Verfahren obwalteten. Offenbar war Defoe zu bescheiden, um seine Verdienste mit dem nöthigen Gepränge geltend zu machen.

Defoe war jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, sein Haar war gebleicht, sein Körper hinfällig; nach so vielen Mühen lebte er in bitterer Armuth. Mit dem politischen Treiben wollte er von nun an nichts mehr zu schaffen haben. Im Jahre 1715 schrieb er seine letzte politische Schrift, seinen »Appeal to Honour and Justice«, seinen Aufruf an Ehre und Gerechtigkeit, der, wie er sich selbst ausdrückt, eine offene und wahrheitsgetreue Darlegung seiner öffentlichen Laufbahn sein sollte. »Ich habe zu lange gelebt,« sagt er, »und zu viel von der Welt gesehen, um etwas Bedeutendes von ihrer Ehrlichkeit zu erwarten. Man hat mich schändlich mißhandelt, und selbst die Dissenters, die ich mit Gefahr meines Leben vertheidigt habe, haben mir nie vergeben, daß ich rechtlich und ehrlich war. Aber ich bin ein Stoicus. Vergeude doch die Menge nicht ihren Haß gegen einen Mann, der des Lebens satt ist, gegen Belohnungen gleichgültig und ebenso gegen Strafen. Mein Leben ist nur durch ein Wunder erhalten; die

Armuth ist mir auf den Fersen gefolgt, ohne mich zu tödten. In der Schule des Leidens habe ich mehr Philosophie gelernt als auf den Schulbänken. Ich habe den Glanz und den Schrecken der Welt kennen gelernt; denn ich bin aus einer Kerkerhöhle in ein Königskabinet gegangen. Ich habe mein Vermögen und meinen guten Namen verloren, um meine Ehre und Grundsätze zu retten, und ich empfinde keine Reue darüber. Jetzt lebe ich arm und verachtet, und ich verachte diese Verachtung. Freude und Friede erfüllen mein Herz. Meine ersten Unglücksfälle, eine zahlreiche Familie, meine Körperleiden, der Undank meiner Mitbürger, die Angriffe meiner Neider, die Drohung der Regierung, das Angedenken an das Erduldete hindern mich nicht, ein reines und gefaßtes Gemüth, ein festes und unterwürfiges Herz zu haben.« Defoe schrieb diese Schrift in leidenschaftlicher Aufregung; der schmerzvolle Rückblick auf seine vergangenen Leiden und Kämpfe zog ihm einen sehr gefährlichen Schlagfluß zu.

Nun wird die Wirksamkeit Defoe's eine durchaus andere. Die alte Gluth nach Wahrheit und Freiheit und nach Förderung und Beglückung der Menschheit bleibt in ihm unverändert dieselbe; aber aus dem ungestüm vordrängenden Parteiführer ist inzwischen ein beschaulicher Weiser geworden. Und diese letzte Zeit seines Lebens ist es fast ganz ausschließlich, die ihm seinen unvergänglichen Nachruhm brachte.

Die ersten Schriften dieser neuen Richtung waren: »The family instructor, der Hauslehrer,« und »The religious courtship, das fromme Hauswesen«. Beide Schriften fanden durch ihren frommen und gemeinnützigen Inhalt weite Verbreitung und sind bis auf den heutigen Tag noch in England sehr beliebte Familienbücher.

Im April 1719 endlich veröffentlichte Defoe »The life and surprising adventures of Robinson Crusoe, das Leben und die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoe's«.

Es ist jetzt allgemein bekannt, daß der Geschichte des Robinson eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt. Das Urbild des Robinson ist ein schottischer Matrose, Namens Alexander Seldcraig. Dieser war geboren zu Largo in der Grafschaft Fife im Jahre 1676. Er war ein wilder Bursch und wurde, wie es in Schottland üblich ist, wegen loser Streiche einmal Sonntags von der Kanzel herab öffentlich zu einem besseren Lebenswandel ermahnt. Der Bursch verschwand und nahm auf einem Schiff Matrosendienste. Bald aber desertirte er auch vom Schiff und kam sechs Jahre nachher, nach mannichfachen Irrfahrten, wieder nach Schottland zurück. Um sich unkenntlich zu machen, verwandelte er seinen Namen in Selkirk. Kurz darauf ging er mit dem berühmten Seefahrer Dampier in das Südmeer. Der Kapitän Stralding sah sich genöthigt, ihn mehrfach wegen offener Widerspenstigkeiten züchtigen zu lassen. Als das Schiff an der Insel Juan Fernandez anlegte, verbarg sich der starrköpfige Matrose in die Wälder, ließ das Schiff absegeln und lebte auf der Insel allein. So brachte er vier Jahre und vier Monate zu. Im Jahre 1709 fand ihn dort der Kapitän Rogers, nahm ihn an Bord und führte ihn nach England zurück.

Verleumder haben es versucht, Defoe's Ruhm dadurch zu schmälern, daß sie das Gerücht aussprengten, Selkirk habe einst sein Tagebuch an Defoe gegeben mit der Anfrage, ob es der öffentlichen Mittheilung werth sei; Defoe habe es gründlich durchgesehen und jene Frage verneint; einige Zeit nachher aber sei der Robinson erschienen; der Robinson sei daher zum großen Theil jenem Tagebuch entlehnt und treulos daraus gestohlen. Diese Verdächtigung ist von Anfang bis zu Ende erlogen. Selkirk's Geschichte wurde schon im Jahre 1712 in den Reisebeschreibungen von Rogers und Cook ausführlich berichtet. Ebenso bringt auch in demselben Jahre Steele's Zeitschrift »The Eng-

lishman« Nr. 26 einen anziehenden Aufsatz über ihn; Selkirk's Abenteuer war daher schon fünf volle Jahre vor dem Erscheinen des Robinson der Welt vollständig bekannt. Und nach all diesen Berichten war Selkirk ein viel zu roher und verwilderter Geselle, als daß bei ihm von einem Tagebuch hätte die Rede sein können. Es scheint auch nicht, als sei Defoe jemals mit Selkirk in persönliche Berührung gekommen. Manche Lebensbeschreiber setzen einen solchen Verkehr in die Zeit von Defoe's Aufenthalt in Bristol. Dies ist unmöglich. Defoe's Aufenthalt in Bristol fällt in das Jahr 1[illegible]1; Selkirk wurde aber erst 1709 in Juan Fernandez aufgefunden und kam erst 1711 nach England.

Und bedarf es denn überhaupt einer solchen Rechtfertigung? Die Erlebnisse Selkirk's gaben dem Dichter nur einige dürftige Umrisse. Was den Robinson zum Robinson macht, die entzückende Meisterschaft der künstlerischen Form und die überraschende Tiefe des Inhalts, gehören einzig und allein unserem Defoe, der sich durch diese Schöpfung den bedeutendsten Dichtern aller Zeiten anreiht.

Abenteuerliche und fabelhafte Reisebeschreibungen lagen damals im Zuge der Zeit. Die immer neuen Ansiedelungen in Amerika, die großartigen Entdeckungen und Erwerbungen in Indien und auf den Inseln der Südsee hatten die Einbildungskraft der Menschen erhitzt; der unstete Sinn trieb die ohnehin durch fortwährende Kriege und bürgerliche Unruhen erregten Gemüther nach kühnen Wagnissen hinaus in die Fremde; die Lese- und Hörlust der Daheimgebliebenen berauschte sich gierig an den Erzählungen der aus jenen entlegenen Ländern Zurückgekehrten. Es klingt unglaublich und ist doch nichtsdestoweniger wahr, daß zu derselben Zeit, in welcher der Robinson erschien, nämlich in den Jahren 1715 — 1730, ein erfinderischer französischer Abenteurer auf diese kindische Mährchenlust des Zeitalters seine ganze Lauf-

bahn baute. Dieser Abenteurer, aus einem alten, aber herabgekommenen adeligen Hause entsprossen, nannte sich Psalmanazar. Er gab vor, auf der Insel Formosa geboren zu sein, veröffentlichte eine sehr genaue Geschichte und Beschreibung dieses seines angeblichen Geburtslandes, in der er anziehende Sittenschilderungen und das Alphabet und die Grammatik der von ihm selbst erfundenen Sprache vorlegte. Auch gab er seinem Buche eine geographische Karte der Insel, und Abbildungen der Tempel, Götzen, öffentlichen Gebäude und der hervorragendsten Persönlichkeiten bei. Dieses Buch fand den allgemeinsten Glauben und wurde in alle Sprachen übersetzt; im Jahre 1716 erschien eine deutsche Uebersetzung in Coburg. Der Bischof von London beauftragte Psalmanazar, den englischen Katechismus in seiner Sprache zu bearbeiten, und bewahrte diese Bearbeitung als kostbarstes Besitzthum in seiner Bibliothek auf. Von allen Seiten strömten ihm Gelder zu, aus Freude, daß der Wilde aus Formosa sich hatte zum Christenthum bekehren lassen, und Psalmanazar führte auf Grund dieser gelungenen Speculation ein sehr behagliches Leben. Merkwürdigerweise aber rührte den Schelm später das Gewissen; er ergriff ein ehrliches Gewerbe und schrieb in seinem Alter seine Memoiren, in denen er die Welt über seine großartige Gaunerei aufklärte.

Erzählungen von höchst seltsamen Seeabenteuern gab es daher damals in Masse. Erinnert doch unser deutscher Simplicissimus, der zuletzt nach weiten Fahrten auf eine wüste Insel verschlagen wird und diese nach dem Tode seiner Gefährten einsam bewohnt, sogar schon ganz bestimmt an das Grundmotiv unsers Robinson. Aber alle diese Abenteurergeschichten hatten es nur auf das Wunderbare und Phantastisch-Romantische abgesehen, sie waren locker und lose, ohne Zusammenhang und ohne Wahrscheinlichkeit. Defoe dagegen behandelt die seltsamen Thaten und Ereignisse seines Helden durchaus als wirklicher Künst-

ler. Unter seiner Hand, kann man sagen, hört das Allerromanhafteste auf, ein Roman zu sein; es wird zu einer thatsächlichen, unbezweifelbar wahren Geschichte, der wir Schritt vor Schritt mit der hingebendsten Theilnahme folgen. Robinson erzählt uns so treuherzig von seiner unüberwindlichen Wanderlust; wir gewinnen ihn von Anbeginn lieb. Nun durchleben wir mit ihm die Angst und die Noth des Schiffbruchs, wir landen mit ihm auf dem fremden und unwirthlichen Eiland, wir begleiten ihn dort auf seinen Wanderungen und Unternehmungen, wir sinnen mit ihm über die Mittel und Wege, wie für Wohnung, Lebensunterhalt und persönliche Sicherheit zu sorgen sei, wir theilen den Schreck über die mannichfachen Vorfälle, die ihn bedrohen, und die Freude über all das unerwartete Gute, das ihm unverhofft bis zu seiner endlichen Erlösung widerfährt. Denn das Alles ist so klar und einfach erzählt und entspringt so natürlich und unmittelbar aus der jedesmaligen Lage und Gemüthsstimmung des Helden, daß in der That der denkende Mann den Robinson genau mit derselben Freude und Begeisterung liest, wie das einfältige Kind, das noch nicht zwischen Erfindung und Wahrheit unterscheiden gelernt hat. Die bewunderungswürdige Kunst, mit der unser Dichter diese zwingende Glaubwürdigkeit erreicht hat, besteht in der ganz ungewöhnlichen Feinheit und Naturwahrheit der psychologischen Charakterzeichnung und, was gar nicht hoch genug anzuschlagen ist, in seiner äußerst lebendigen Kleinmalerei, d. h. in der liebevollen und sorgfältigen Ausführung selbst des scheinbar Gleichgültigsten und Unbedeutendsten. Die Sprache Robinson's ist sehr gewöhnlich, zum Theil sogar unbeholfen; nach Art ungebildeter Menschen wiederholt er oft einen und denselben Gedanken zwei oder dreimal mit denselben oder nur wenig abweichenden Worten. Jeder geringfügigste Umstand wird weitläufig nach allen seinen Ursachen und Wirkungen entfaltet. Wenn Robinson auf die eindringenden

Wilden einen Flintenschuß abfeuert, da erfahren wir ganz genau, wie viel Pulver und wie viel Schrote er dazu genommen; wenn Robinson das Fieber bekommt, so erhalten wir eine ganz vollständige Krankheitsgeschichte; u. s. w. u. s. w. Was schadet es? Walter Scott, der sich in vielen Dingen unseren Defoe zum Muster nahm, bemerkt sehr richtig, diese peinliche Umständlichkeit verscheuche in uns jeden Zweifel an der Wahrheit des Erzählten; wir denken, wenn die Sache nicht wahr wäre, da hätte der Erzähler schwerlich so viel Mühe an sie verschwendet. Dabei ist freilich zu bemerken, daß alle diese Lobsprüche nur der wirklichen und ächten, von Defoe selbst geschriebenen Geschichte des Robinson gelten.

Und nun der Inhalt! — Eine einsame wüste Insel, darauf ein einsamer armer verschlagener Matrose! Man sollte meinen, es sei kaum möglich, eine spannende Handlung, geschweige denn gar eine nur einigermaßen befriedigende geistige Bedeutung aus einem so dürftigen Stoffe herauszuspinnen. Aber wie unter einem Zauberstab gewinnt hier Alles Leben und Bewegung. Die Noth des täglichen Bedürfnisses führt unseren Robinson von Erfindung zu Erfindung; das Gefühl seiner Hülflosigkeit und die Freude nnd der Dank, wenn irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß diese Hülflosigkeit vergringert und mildert, erwecken in seinem öden Inneren die zarten Regungen religiösen Gottvertrauens; das Hinzutreten seines treuen Genossen Freitag und späterhin der anderen Matrosen, die von den englischen und spanischen Schiffen kommen, und die damit verbundene Nothwendigkeit, auf neue Erwerbsquellen zu denken, und durch Gesetze und Strafen alle Spaltungen und Störnisse des kleinen Gemeinwesens zu unterdrücken und unschädlich zu machen, entfalten das erste Entstehen, Wachsen und Dasein des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Wir sehen, wie der Mensch mit innerer Nothwendigkeit Stufe um Stufe aus dem ersten rohen Naturzustande zu Bil-

bung und Civilisation kommt. Kurz, es entrollt sich ein Bild vor uns, so groß und gewaltig, daß wir hier noch einmal die allmälige und naturwüchsige Entwicklung des Menschengeschlechtes klar überschauen. Der Robinson ist, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, eine Art von Philosophie der Geschichte. Und gerade in dieser Hinsicht ist es ein gar nicht genug zu bewundernder Meistergriff unsers bewunderungswürdigen Dichtwerks, daß die Persönlichkeit Robinson's sich durch keine besondere Eigenthümlichkeit oder durch besonders hervorstechende Fähigkeiten auszeichnet, daß Robinson, so zu sagen, ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch ist. Was dieser Robinson denkt und fühlt, was er erfindet, einrichtet, thut und handelt, das würde jeder andere Mensch in seiner Lage auch denken, fühlen, erfinden, einrichten, thun und handeln. Hätte Robinson irgend eine entschiedene Liebhaberei für Naturgegenstände oder eine ausgesprochene Anlage für mechanische Fertigkeiten, so wäre, wie der englische Kritiker Coleridge einmal sehr fein bemerkt, das Buch vielleicht um einige anziehende Verwicklungen und Schilderungen reicher, Robinson aber hätte aufgehört das zu sein, was er ist, nämlich das Beispiel und das Spiegelbild der ganzen Menschheit.

Zuletzt tritt in Robinson's neuem Staate ein alter ehrwürdiger Geistlicher auf, der die religiösen und sittlichen Angelegenheiten leitet und regelt. Mit Ausschluß aller trennenden Glaubensbekenntnisse dringt er einzig und allein auf fromme Gottesverehrung und auf ein tüchtiges und tugendhaftes Leben. Dieser Prediger der religiösen Duldsamkeit ist durch und durch das Ebenbild von Lessing's Nathan dem Weisen. Es scheint, schon dieser Umstand, daß hier der alte Dissenter Defoe seinen Lieblingstraum von der allgemeinen religiösen Duldung und Nächstenliebe als den Abschluß und als den Gipfelpunkt seines neuen Gemeinwesens hinstellt, beweist mehr als alles Andere deutlich und unwiderlegbar, daß wir in Wahrheit seinen eigen-

sten Sinn verstehen und ihm nicht willkürlich einen fremden Gedankenkreis unterschieben, indem wir in seiner Darstellung von Robinson's Leben und Wirken eine solche bewußte Betrachtung und Nachbildung des allgemeinen menschlichen Entwicklungsganges erblicken. Um so unbegreiflicher ist es, daß Defoe, dieser große Künstler, diesem schönen, in sich vollendet abgerundeten Kunstwerk noch eine Fortsetzung beigefügt hat, die den Inhalt und die künstlerische Wirkung desselben nur schwächt und verdunkelt. Robinson macht in diesem zweiten Theile nach seiner Befreiung noch große Reisen nach China und Sibirien. Mit dem tiefen philosophischen Grundgedanken des ersten Theiles haben diese späteren Reisen Robinson's gar nichts gemeinsam; und auch als rein unterhaltende Erzählungen betrachtet, sind sie reizlos und langweilig. Robinson ist jetzt in die Bahn des gewöhnlichen Lebens zurückgekehrt; er ist ein Seefahrer wie tausend Andere; die geheimnißvollen Schrecknisse der Einsamkeit und die liebliche Weihe des ursprünglichen Naturzustandes heben und tragen ihn nicht mehr. Fast alle späteren Bearbeitungen des Robinson haben daher diesen zweiten Theil, sowie den dritten Theil, in dem Defoe einige trockene moralisirende Belehrungen über den ersten Theil vortrug, mit allem Rechte ausgeschieden.

Als Defoe die Geschichte Robinson's vollendet hatte, da konnte er unter den englischen Buchhändlern keinen Verleger finden. Endlich gelang es durch Vermittlung eines Freundes, daß der Buchhändler William Taylor sich des verachteten Manuscriptes annahm. Defoe erhielt für den Robinson zehn Pfund Sterling. Auch Bücher haben ihre Schicksale.

Der Erfolg war beispiellos. Sogleich bei seinem ersten Erscheinen wurde das Buch von Alt und Jung und Hoch und Niedrig wahrhaft verschlungen. Es war, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, keine arme Wittwe so arm, daß sie sich nicht täglich

wenigstens einen Pfennig abgespart hätte, um sich nach einiger Frist den herrlichen Robinson verschaffen zu können. Das Buch wurde fast in alle Sprachen der Welt übersetzt; in den Wüsten von Botany-Bai wurde es mit demselben Entzücken gelesen, wie in dem Gewühl von London und Paris und St. Petersburg; unter dem Namen der Perle des Oceans wurde es ein Lieblingsbuch der Araber. Namentlich auch in Deutschland fand es eine außerordentlich günstige Aufnahme. Die erste Uebersetzung erschien 1721 zu Leipzig; sie war die Uebersetzung einer französischen Uebersetzung, die 1720 in Paris erschienen war, und wurde in demselben Jahre noch dreimal aufgelegt. Uebersetzungen folgten sodann auf Uebersetzungen, Bearbeitungen auf Bearbeitungen. Und damit begnügte man sich nicht; bald tauchten zahllose Nachahmungen auf, die sogenannten Robinsonaden. Fast jedes einzelne Land, ja jeder einzelne Landestheil hatte jetzt seinen besonderen Robinson aufzuweisen; es gab einen brandenburgischen, berliner, böhmischen, fränkischen, schlesischen, leipziger, französischen, dänischen, holländischen, griechischen, englischen, irländischen, jüdischen Robinson. Ebenso jedes Gewerbe, jeder Stand und jedes Geschlecht; es gab einen buchhändlerischen und einen medicinischen Robinson, ja sogar eine Jungfer Robinson und einen unsichtbaren Robinson. Bis 1760 zählte der bekannte Bibliograph Koch in Deutschland vierzig verschiedene Robinsonaden; seitdem sind nach O. L. B. Wolff's Angabe noch einundzwanzig erschienen; die jüngsten Robinsonaden sind der oberösterreichische Robinson, der im Jahre 1822 erschien, und der neue Robinson von dem Münchner Mystiker Schubert; erste Auflage 1848, dritte Auflage 1853. Und diese Robinsone und Robinsonaden erlebten fast alle sehr viele Auflagen.

Man kann diese verschiedenen Bearbeitungen und Nachahmungen bestimmt in zwei verschiedene Klassen sondern. Die

einen halten sich vorwiegend an die lehrhaften, die anderen an die erzählenden Bestandtheile ihres Vorbildes. Jene will ich die pädagogischen, diese die fabulirenden nennen.

Jean Jacques Rousseau, der große Reformator der neueren Erziehungstheorien, war es vornehmlich, der auf die große pädagogische Wichtigkeit des Robinson hinwies. In seinem Emil findet sich folgende merkwürdige Stelle: »Ein Buch ist es, das mein Emil zuerst lesen soll; es wird lange Zeit ganz allein seinen Bücherschatz bilden und wird jederzeit den vornehmsten Rang in diesem einnehmen. Es soll der Text sein, von dem unsere Unterhaltung über die menschlichen Erfindungen und Wissenschaften ausgehen; es soll der Prüfstein sein, an dem ich die Fortschritte in der Urtheilskraft meines Zöglings erproben will; und so lange sein Geschmack einfach und natürlich bleibt, weiß ich, wird die Lesung desselben ihm ein immer neues Vergnügen bereiten. Und was ist dies für ein wunderbares Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Buffon? Nein! Es ist Robinson Crusoe«.

Diese Worte zündeten namentlich in Rousseau's pädagogischen Schülern, in den sogenannten philanthropinistischen Pädagogen des vorigen Jahrhunderts.

Aus diesem Anlaß ist denn auch die allgemein bekannte Bearbeitung von Campe hervorgegangen, die im Jahre 1780 zum ersten Male erschien und 1855 die neunundvierzigste Auflage erlebte. Allerdings hat Campe mehr auf die Moral als auf die Poesie des Urbildes Rücksicht genommen, aber der Stoff des Robinson ist unverwüstlich und behauptet auch hier nach wie vor seine hinreißende Anziehungskraft. Eine andere Bearbeitung, die von dem Basedow'schen Philantropinum in Dessau ausging, ist die von Wezel. Sie ist prosaischer als die Campe'sche; aber sie bewahrt die philosophische Haltung ihres englischen Vorbildes

besser. Schon auf dem Titel bezeichnet sie Robinson's Colonie als eine Welt im Kleinen, und dies ist eine Auffassung, die, wie wir sahen, mit dem Grundgedanken des Verfassers selbst auf das Vollkommenste übereinstimmt. In diesen Bearbeitungen, so gut oder so schlecht sie sein mögen, ist der Robinson noch immer das Lieblingsbuch aller Kinder und Kinderfreunde, und es ist gewiß kein Fortschritt, wenn neuerdings unsere Erziehungskünstler anfangen, vornehm auf den Robinson herabzusehen.

Weniger günstig stel[illegible] Urtheil über die fabulirenden Robinsonaden. Sie haben alle[illegible] Ideelle und Gedankenmäßige im Robinson abgestreift. [illegible] halten sich nur an das Ueberraschende und Außergewöh[illegible] der Schicksale und Begebenheiten, die dem Helden zust[illegible]. [illegible]as Wundersame steigern sie zum Wunderbaren und [illegible] ell[illegible] das Mögliche und Naturwahre zum Unmöglichen und Phantastischen. Es ist nicht mehr die einfache Scenerie des Robi[illegible], die hier festgehalten wird, es ist die Phantasmagorie des Shakespeare'schen Sturm oder vielmehr, da es unzulässig ist, hier an ein so vollendetes Kunstwerk zu erinnern, die Phantasmagorie der gleichzeitigen Wiener Zauberpossen und Spektakelstücke. In England sind in dieser Art die »Reisen und Abenteuer William Bingfield's«, »das Leben und die Abenteuer John Daniel's« und »die Seereise Peter Wilkin's« am bekanntesten geworden; alle diese Bücher suchen die Ereignisse möglichst ungeheuerlich auszumalen; eine einsame Insel erscheint schon als ein allzugewöhnlicher Aufenthalt; die Helden pflegen meist sich längere Zeit im Monde anzusiedeln oder tief unten im Meere sich in der Wohnung irgend eines fabelhaften Seeungethüms behaglich einzurichten. Bei den Franzosen lassen sich die Einwirkungen weniger deutlich wahrnehmen, weil diese schon an und für sich eine weitschichtige Literatur von Voyages imaginaires hatten; jedenfalls wäre es ungerecht, wenn

wir den vortrefflichen Gilblas von Lesage hierher zählen wollten, obgleich er in Deutschland unter dem Namen des spanischen Robinson übersetzt wurde. Auch hier steht Deutschland wieder obenan. Es bildete sich ein eigener Zweig der Literatur; die Literatur der sogenannten Aventuriers; wir haben einen siebenbürgischen, schweizerischen, dänischen, bremischen, leipziger, amerikanischen und noch vierzig andere Aventuriers und Freibeuter. Das berühmteste und gelesenste Buch dieser Art ist die Insel Felsenburg. Ihr ursprünglicher Titel lautet, dem Geschmacke jener Zeit gemäß: »Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als 300 Seelen erzeugt, das Land vortrefflich angebaut, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Deutschland ausgekundschafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinem hunderten Jahre annoch frisch und gesund gelebt rc. entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohne Monsieur Eberhard Julio, curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüthsvergnügen ausgefertigt, auch par commission dem Druck übergeben von Gisandern. Nordhausen 1731 — 43; 4 Theile in 8. 2273 Seiten.« Es wäre lächerlich, Defoe für diese Entartungen verantwortlich zu machen; er steht zu ihnen genau in demselben Verhältniß, wie Goethe's Werther zum Siegwart, und Götz von Berlichingen und Schiller's Räuber zu den Ritter- und Räubergeschichten von Spieß und Kramer und Vulpius. Uebrigens ist die Insel Felsenburg, selbst in künstlerischer Beziehung, gar nicht so schlecht; zwei berühmte Dichter, Tieck und Oehlenschläger, haben sie erst vor einigen Jahrzehnten wieder bearbeitet und herausgegeben.

Ja, selbst Gulliver's Reisen von Swift, und Nils Klim's unterirdische Reise von Holberg haben dem Robinson weit mehr Züge entlehnt, als man gewöhnlich annimmt.

Defoe, der unermüdliche Schriftsteller, der in seinem Leben nicht weniger als zweihundert Schriften geschrieben hat, ließ auf den Robinson noch mehrere andere Romane und genrebildliche Sittenschilderungen folgen, 1720 das Leben und die Seeräubereien des Capitän Singleton; 1721 das Geschick und Mißgeschick von Moll Flanders; 1722 das Leben und die Abenteuer des Obersten Jack und das Tagebuch aus dem Londoner Pestjahr 1666; 1723 die Denkwürdigkeiten eines Cavaliers; 1724 Roxana; 1725 die neue Reise um die Welt; 1727 der englische Handelsmann, eine treue und lebendige Schilderung der englischen Mittelklassen im Zeitalter Wilhelm's von Oranien und der Königin Anna; 1728 das Leben des Capitän Carleton.

Auch in diesen Romanen haben wir wieder denselben Drang nach politischer Freiheit, religiöser Duldsamkeit und ehrbarer Sittlichkeit. Die Denkwürdigkeiten eines Cavaliers sollten den weltlichen und geistlichen Despotismus verächtlich machen; die Pest von London wurde als eine Geißel Gottes gegen das übermüthige Königthum hingestellt, und die Helden der übrigen Romane, die in dieser Beziehung als die ersten Vorläufer des englischen Familien- und Sittenromans zu betrachten sind, bekehren sich nach einem höchst lasterhaften Lebenswandel zuletzt alle zur Buße und Besserung. Auch hier ist die Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausmalung der kleinsten Einzelheiten wieder so täuschend, daß selbst der englische Minister Chatam im Jahre 1770 die Denkwürdigkeiten eines Cavaliers als geschichtlich ächte Urkunden aus der Zeit Karl's I. benutzte, und daß der Doctor Mead, ein sehr gelehrter Arzt, in einer Abhandlung über ansteckende Krankheiten auf Defoe's Beschreibung der Londoner Pest, gleich als wäre diese von einem Augenzeugen und Zeitgenossen,

mehrere physiologische Beobachtungen und Beweisgründe stützte. Nichtsdestoweniger sind auch in England diese Romane jetzt fast völlig vergessen. Es fehlt ihnen der tiefe Gehalt, der den Robinson auszeichnet.

Defoe starb am 24. April 1731; einundsiebenzig Jahre alt. Wie der treffliche Mann sein ganzes Lebenlang zu leiden und zu dulden hatte, so ist leider auch sein Tod ein sehr bemitleidenswerther. Auf den Grund des Ruhmes, den er dem Robinson verdankte, hatten ihm seine späteren Romane viel Geld eingetragen; allmälig sogar hatte er sich ein kleines Vermögen erworben. Dieses Vermögen hatte er unbedacht noch bei Lebzeiten seinem ältesten Sohn abgetreten. Dieser aber war hartherzig und undankbar genug, seinem alten Vater und seiner bekümmerten Mutter die ausbedungenen Unterstützungen vorzuenthalten. Defoe, der durch seinen Robinson tausend und abertausend Kindern so selige Stunden bereitete, starb aus Gram über sein eigenes Kind.

2.

Jonathan Swift.

Walter Scott, von dem wir eine kürzere und eine längere Biographie Swift's besitzen, beginnt die eine derselben mit der Betrachtung, daß Swift fast mit mehr Grund zu den englischen Staatsmännern als zu den englischen Dichtern zu zählen sei; denn auch das einzige Werk, das ihn in die Reihe der Romandichter stellt, ist nicht sowohl eine harmlos leichte Schöpfung der Phantasie, sondern weit mehr eine politische Satire.

Swift war wesentlich Pamphletist; freilich einer der größten und gewaltigsten, die jemals gelebt haben. Alle Eigenschaften, die

zu dieser Art der Schriftstellerei gehören, standen ihm in reichstem Maß zu Gebot; Klarheit des Geistes, Kälte des Herzens, Rachsucht, gewissenlose Verleumdung, ein immer schlagfertiger Witz, eine genaue Kenntniß alles Gemeinen und Verwerflichen in der Menschennatur und eine wahrhaft bewunderungswürdige Beherrschung der Sprache, besonders in ihren mehr niedrigen und provinziellen Ausdrücken. Alle seine Schriften ohne Ausnahme sind durch und durch von diesen Zügen erfüllt; der Unterschied ist nur, daß sich die einen gegen einzelne Persönlichkeiten, die anderen gegen ganze Secten und Parteien, und noch andere gegen das ganze Menschengeschlecht wenden. Die Dinge erscheinen niemals, wie sie an sich sind, sondern immer nur, wie sie sich in dem verzerrenden Hohlspiegel eines genialen, mit Gott und der Welt zerfallenen Sonderlings darstellen.

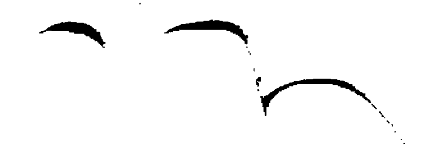
Wir wollen daher zuerst Swift's Leben und dann seine berühmtesten Werke betrachten. Beide sind mit einander unauflöslich verknüpft.

Swift hat einmal einen kleinen satirischen Aufsatz geschrieben: »Das Schicksal eines Geistlichen.« Er stellt dort zwei junge Candidaten neben einander, die eben von der Universität kommen. Der Eine weiß sich vortrefflich in die Welt zu schicken. Auf der Universität fehlte er nie bei Gebet und Vorlesung, las nie Schauspiele und Gedichte, konnte sich mit vieler Würde auf fremde Kosten betrinken, zeigte aber gerade dann nur um so größere Andacht. Nachdem er die geistlichen Weihen erhalten, machte er überall die tiefsten und gehorsamsten, wenn auch etwas tölpelhaften Bücklinge, wußte sich durch allerlei ehrenhafte und unehrenhafte Mittel in vornehme Häuser einzuführen, wartete emsig dem Minister auf und erhielt auf diese Weise sehr bald eine bestimmte Anstellung als Kaplan, dann eine gute Pfarre in London und zuletzt die Würde eines Prälaten. Der Andere dagegen, der mit ihm fast um dieselbe Zeit die Universität

verließ, hatte ein ganz anderes Schicksal. Schon auf der Schule besaß er den Ruf eines aufgeweckten Burschen und war außerdem unglücklicherweise mit einigem Talent zur Poesie ausgestattet, worüber er manchen schmählenden Brief von seinem Vater und manchen ernsten Rath von seinen Vorgesetzten erhielt. Er vernachlässigte durchaus nicht den hergebrachten Studiengang, beschäftigte sich jedoch hauptsächlich mit den alten Schriftstellern. Er konnte auf der Universität nie ein Stipendium erlangen; man machte nämlich stets gegen ihn den Einwurf, er habe Verse geschrieben und besonders ein kleines Spottgedicht, worin er einen gewissen höchst ehrwürdigen, aber wegen seiner Dummheit berüchtigten Professor verhöhnte; auch habe man bemerkt, wie er einmal frech genug gewesen sei, in einer Gesellschaft zu tanzen. Er ließ sich ordiniren, bekam eine Vicarstelle von zwanzig Pfund jährlichen Einkünften, und wurde dann durch einen Freund aus Oxford in Will's Kaffeehaus eingeführt, wo sich damals die bekanntesten Witzköpfe und Schriftsteller zusammenfanden. In dieser Gesellschaft machte er sich unglücklicherweise durch aufgeweckte Laune bemerklich; und von nun an war es um seine Laufbahn geschehen. Das Höchste, was er erreichen konnte, war eine einfache Dorfpfarre; nebenbei gerieth er bei seinen geringen Einkünften in Schulden zur Anschaffung seiner geistlichen Kleidung, und wurde, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, dann und wann dazu genöthigt, einen witzigen oder humoristischen Aufsatz zu schreiben, oder eine Predigt für ein Honorar von zehn Schillingen zu halten. Seine Freunde aus jener Gesellschaft empfahlen ihn tausendmal an einflußreiche Personen als einen jungen Mann von ausgezeichnetem Talent, welcher Ermuthigung verdiene; somit erhielt er tausend Versprechungen; allein seine Bescheidenheit und ein großmüthiger Sinn, welcher die Knechtschaft einer ununterbrochenen Bittstellerei und der unterthänigsten Aufwartungen verachtete, vereitelte stets seine Hoffnungen; er mußte

wachsamen Dummköpfen Platz machen, welche sich wohl hüteten, daß man sie jemals aus den Augen verlor. Er besaß ausgezeichnete Anlagen zum Predigen; nur wurde er bisweilen der Masse etwas unverständlich und verließ sich zu sehr auf seine eigene Weise, zu denken und zu schließen. Fand sich eine erledigte Stelle, zu der er befördert werden konnte, so vermochten seine Freunde ihn immer nur mit Mühe als Supplicanten zu einem versprechenden Lord zu schleppen. Gewöhnlich erhielt er dann die Antwort, er komme jetzt zu spät; die Stelle sei erst gestern vergeben worden. Es blieb ihm kein Trost, als daß ihm Jedermann sagte, es sei tausendfach zu bedauern, daß man für den armen jungen Mann nichts thun könne. Der Schluß der Geschichte läßt sich mit wenig Worten erzählen. Müde seiner geringen Hoffnungen und seines noch geringeren Erfolges im Leben, nahm er in Derbyshire eine Landpfarre von dreißig Pfund jährlichen Einkünften an, und hatte endlich das große Glück, im Alter von fünfundvierzig Jahren zu einer Vicariatsstelle von sechzig Pfund durch einen Freund seines Vaters befördert zu werden. Letztere aber lag in der einsamsten Gegend von Lincolnshire. Sein Muth und seine Geistesgaben wurden durch die Mißstimmung über seine fortgesetzten Enttäuschungen immer gedrückter. Endlich heirathete er eine Pächterswittwe, und lebt noch jetzt gänzlich vernachlässigt und vergessen. Zufällig nur haben einige seiner Nachbarn gehört: er sei in seiner Jugend ein Mann von ausgezeichneten Talenten und Leistungen gewesen.

Kein Zweifel, daß Swift in diesem jungen Geistlichen sich selbst portraitirte. Diese Satire ist mit seinem Herzblut geschrieben. Swift hatte das drückende Bewußtsein, seinen eigentlichen Lebensberuf verfehlt zu haben. Er fühlte sich zum Staatsmann geboren und war aus Armuth ein Geistlicher geworden. Als Geistlichem aber war ihm das Parlament verschlossen. Nun



trachtete er um jeden Preis nach einem Bischofsthum, das ihm den Eintritt in das Oberhaus öffnen sollte. Das warf ihn von Partei zu Partei, je nachdem er von den Whigs oder von den Tories eine leichtere Erreichung dieses seines Lieblingsplans hoffte. Trotzdem gelangte er niemals zu diesem Ziel. Der verletzte Ehrgeiz machte ihn immer verbitterter. Zuletzt endete sein verbissener Menschenhaß fast in völligen Wahnsinn.

Jonathan Swift ward am 30. November 1667 in Dublin geboren, als der einzige Sohn eines kurz vorher gestorbenen in Irland ansässigen Engländers, welcher seiner Wittwe nicht das geringste Vermögen hinterließ. Ein Oheim hatte versprochen, für seine Erziehung zu sorgen, brach aber dieses Versprechen. Auf dem Trinity-College in Dublin war Swift geradezu dem Hungertode nahe. Doch mochte sich seine geniale Natur nicht in den Kreis der eigentlichen Facultätsstudien fügen. Es ist geschichtlich sicher, daß Swift schon als Student die ersten Umrisse zu seinem berühmten Märchen von der Tonne entwarf. Das ist Beweis genug, wie innerlich gleichgültig, ja wie verhaßt ihm die Theologie war. Als er daher im Februar 1685 — 1686 die Universität verließ, erhielt er nur mit Mühe oder, wie die erhaltenen Urkunden sagen, nur aus besonderer Gnade, speciali gratia, den Grad eines Baccalaureus.

Nach der englischen Revolution von 1688 brach in Irland der Bürgerkrieg aus; zu Gunsten des vertriebenen Königs. Swift, als Engländer, ging nach England; er wurde von seiner Mutter zu Sir William Temple geschickt, mit dem sie weitläufig verwandt war. Auf dessen Landsitz Moorpark lebte er längere Zeit in vertrautem Umgang mit dem alten Staatsmann, der ihn in die genaueste Kenntniß der englischen Politik und Verfassung einführte. Zugleich nahm Swift hier seine vernachlässigten Fachstudien wieder auf und erwarb sich am 5. Juli 1692

zu Oxford die Magisterwürde. Die abhängige Stellung, in der er zu Temple stand, schien seinem ungebundenen Naturell unerträglich. Er ging daher als Pfarrer nach Kilroot in Irland. Bald aber fühlte er sich in dem abgeschiedenen Ort beengt und vereinsamt. Er versöhnte sich mit Temple, kehrte nach Moorpark zurück und lebte mit ihm in ungetrübter Freundschaft, bis zu dessen Tode, der am 27. Januar 1698 erfolgte. In dieser Zeit schrieb er bereits seinen »Bücherkampf, The Battle of the Books.« gegen Bentley, überarbeitete die »Tale of the Tub« und knüpfte seine erste Bekanntschaft mit Esther Johnson, die unter dem Namen Stella durch Swift eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Offenbar hatte Swift gehofft, durch König Wilhelm, dem er durch seinen alten Gönner persönlich vorgestellt war, eine ansehnliche Anstellung zu erlangen. Aber diese Hoffnung zerschlug sich. Er trat daher bei Lord Berkeley, einem der höchsten Beamten Irlands, als Secretair und Kaplan ein. Lord Berkeley versprach ihm die reiche Dechantei von Darry. Als aber diese leer ward, sah sich Swift betrogen und mußte sich mit dem Vicariat von Laracor, Agher und Rathbeggan abfinden lassen. Seine Freundin Stella folgte ihm in Begleitung einer Gesellschafterin in seine Nähe.

Bald zeigte sich, daß er für die ländliche Zurückgezogenheit eines Dorfpfarrers nicht geschaffen war. Das Predigen war ihm zuwider; und wenn er predigte, so predigte er Satiren. Wir haben aus seiner späteren Zeit, aus dem Jahre 1734 noch eine solche Predigt »über das Schlafen in der Kirche«. Sie hat zum Text die Worte aus der Apostelgeschichte Cap. 20, Vers 9: »Es saß aber ein Jüngling, mit Namen Eutychus, in einem Fenster, und sank in einen tiefen Schlaf, dieweil Paulus so lange redete, und ward vom Schlaf überwogen, und fiel hinunter vom dritten Söller, und ward todt aufgehoben.« Eine

höchst ergötzliche Uebersetzung dieser Predigt findet sich in Gottlob Regis' Swiftbüchlein. Berlin 1847. S. 410—422.

Des Pfarrers Sinn trachtete nach größeren Dingen. Er hielt sich einen Vicar und ging 1701 nach London. Hier kam er sogleich zu sehr bedeutendem Ansehen. Eben schwebte eine Anklage gegen Lord Somers, das Haupt der Whigregierung. Swift schrieb eine kleine Schrift über die Bürgerkriege in Athen und Rom, in der er den Untergang jener Staaten aus der neidischen Verfolgung verdienter Staatsmänner ableitete. Diese Schrift, mit vernichtendem Witz geschrieben, stimmte die öffentliche Meinung wesentlich zu Gunsten des Ministers. Im Jahre 1704 erschien sodann das Märchen von der Tonne. Und dieses stellte Swift augenblicklich unter die berühmtesten Schriftsteller Englands. Die Parteihäupter der herrschenden Whigs, Lord Somers, Lord Halifax, Lord Pembroke und Burnet, die bedeutendsten Schriftsteller, wie Steele und Addison, suchten seine Freundschaft. Swift mit seiner scharfen und allezeit schlagfertigen Feder war der gewaltigste und gefürchtetste Vorkämpfer der Whigs.

Leider aber dauerte das gute Verhältniß nicht lange. Swift drang wiederholt auf einen Bischofssitz. Trotz aller Mühe war Lord Somers nicht im Stande, diesen Wunsch zu erfüllen. Das Märchen von der Tonne mit seinen frechen Spöttereien hatte die Geistlichkeit allzusehr aufgeregt.

Nun geschah das Unglaubliche. Swift, der gefürchtete Whig, wurde Tory. Im Jahre 1710 war auf Veranlassung der Sacheverl'schen Sache das Whigministerium gestürzt. Swift war gerade in Laracor, als diese Wendung eintrat. Die protestantische Geistlichkeit Irlands hoffte bei dieser Veränderung einzelne Vortheile zu erlangen und schickte Swift mit ihren Wünschen und Bitten nach London. Hier brach er sogleich offen mit seinen früheren politischen Freunden und schloß sich der neuen Re-

gierung an. Harley Lord Oxford, der Premierminister, Bolingbroke, Ormond kamen ihm mit offenen Armen entgegen. Sie ertrugen von ihm manche grobstolze Ungezogenheit; Swift war ein zu bedeutender Gewinn, als daß sie ihn nicht sogar mit Opfern hätten erkaufen sollen.

Walter Scott und Sheridan haben versucht, Swift von dem Vorwurf der Treulosigkeit zu reinigen. Sie meinen, Swift habe nur deshalb die Whigs verlassen, weil er ein eifriger Hochkirchenmann gewesen, die Whigs aber die Rechte der Hochkirche beeinträchtigt hätten. Aber wer das Märchen von der Tonne geschrieben, ist schwerlich ein Hochkirchenmann mit vollem Herzen; Swift war es nur, weil er zufällig Geistlicher war und sein herrisches, ehrgeiziges Wesen seinem Stande die vollste Herrschaft gewahrt wissen wollte. Warum fiel Swift's Bruch mit den Whigs gerade in eine Zeit, da diese von der Regierung abtraten und folglich auf das Wohl und Wehe der Kirche fortan keinen Einfluß übten? Und woher kommt es, daß Swift eine heftige Schmähschrift gegen den Earl von Nottingham schreibt, der, obgleich ein Whig, doch ein sehr strenger Hochkirchenmann war, mit Bolingbroke dagegen, von dem Jedermann wußte, daß er zu gar keiner Kirche gehöre, in vertraulichster Freundschaft lebte? Swift selbst macht in seinen Briefen an Stella auch gar kein Hehl daraus, daß lediglich Rache gegen seine früheren Parteigenossen und Hoffnung auf bessere Belohnung ihn zu dieser jähen Wandlung führte.

Und allerdings war jetzt für Swift die Zeit seines höchsten Glanzes gekommen. In allen wichtigsten Dingen war er der Berather und Verfechter der Toryregierung. Seine Zeitschrift »The Examiner« war in Wahrheit eine politische Macht. Swift fühlte sich so sehr als unentbehrlich, daß er seinen ganzen Stolz darein setzte, mit allen Ministern durchaus als gleich auf gleich zu verkehren, nicht selten sogar sehr barsch sie seine ganze

Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Aber auch jetzt erreichte er seinen eigentlichen Zweck nicht. So oft auch die Minister ihren Freund bei der Königin Anna für einen Bischofssitz vorschlugen, und so emsig sich auch Swift um die Fürsprache einiger Ehrendamen bewarb, die Königin behielt gegen den Verfasser des Märchens von der Tonne einen unüberwindlichen Widerwillen. Nur mit der äußersten Anstrengung gelang es, die Königin endlich so weit zu gewinnen, daß er im Jahre 1713 zwar nicht ein Bischofsthum, aber doch eine einträgliche Prälatur erhielt. Es war dies die Dechantei von St. Patrick in Dublin. Daher die gewöhnliche Bezeichnung Swift's als Dechanten von St. Patrick.

Die Tage des Glanzes waren gezählt. Die Königin starb. Mit der Thronerhebung des Hauses Hannover wurden die Tories gestürzt. Alle eigensüchtigen Pläne Swift's waren gescheitert. Er mußte froh sein, daß er nicht in die Untersuchung hineingezogen wurde, die sich jetzt gegen die jakobitischen Umtriebe der Minister erhob.

Gebrochen in seinem ganzen Wesen kehrte er nach Dublin zurück. Die Briefe an seine Freunde Pope, Arbuthnot und Gay, mit denen er in London im traulichsten und künstlerisch strebsamsten Verkehr gestanden hatte, bezeugen sattsam, wie tief unglücklich er sich fühlte. Sein geistliches Amt war ihm verhaßt, und Irland war ihm verhaßt; und die Irländer ihrerseits haßten und verfolgten ihn ebenfalls, da er bisher an allen Unterdrückungen Irlands rücksichtslos Theil genommen.

Und zu aller dieser Verbitterung kam noch ein neues tiefgreifendes Unglück!

Es war dies jene merkwürdige Doppelliebe zu Stella und Vanessa, die jedem Beobachter des menschlichen Herzens immer aufs Neue zu denken giebt, und die doch schwerlich jemals eine genügende Aufklärung finden wird. Swift war gewöhnt, auch in der Entfernung mit Stella im zärtlichsten Verkehr zu stehen;

alle seine Briefe an sie athmen die tiefste Sehnsucht; in einem für sie bestimmten Tagebuch eröffnet er ihr alle seine Erlebnisse und seine geheimsten Gesinnungen mit einer wahrhaft beispiellosen Offenheit. Da erhob sich in den letzten Jahren seines Londoner Aufenthalts ein drohender Unstern. Swift's Tagebuch an Stella wird kürzer und verworrener; es enthält nicht mehr zärtliche Klagen über seine Trennung von ihr und heiße Wünsche für die baldige Wiedervereinigung; es ist nur noch eine trockne und kahle Berichterstattung gleichgültiger Dinge; endlich bricht es sogar ganz ab. Und woher diese Veränderung? Swift hatte inzwischen viel im Hause einer Mistreß Vanhomrigh verkehrt, und bald fühlte er sich mit unwiderstehlicher Liebe zu deren Tochter hingezogen. Die Tochter erwiderte diese Liebe aufs innigste, ja kam ihm sogar mit offenem Geständniß zuvor. Dies unglückliche Mädchen ist unter dem ihm von Swift beigelegten Dichternamen Vanessa bekannt. Swift war entschlossen, sie nicht zu heirathen, daran hinderte ihn das Angedenken an Stella; und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, Vanessa zu meiden und seine Leidenschaft zu bekämpfen. So schien es in der That ein Heil für Swift, als die Verkettung der politischen Ereignisse ihn von London abrief. Umsonst! Vanessa war heftig und leidenschaftlich. Nie hatte ihr Swift von Stella erzählt; er hatte nur Venessa in einem Abschiedsbriefe gebeten, ihm niemals nach Irland zu folgen. Sie hörte auf diese Bitte nicht, sie ging nach Dublin. Swift behandelte sie rauh und abstoßend; ihre Liebe wurde dadurch nur um so glühender. Das rührte Swift, und auch er begann wieder seiner Neigung nachzugeben. Stella litt unter diesem Kampf entsetzlich. Liebe und Eifersucht brachten sie an den Rand des Grabes. Swift, ergriffen von ihrem Leid und gepeinigt von den Vorwürfen seines Gewissens, erholte sich endlich von seinem Taumel. Er schickte einen Freund an ihr Krankenbett, ihr zu erklären, daß er bereit sei, Alles zu thun,

was ihr Ruhe und Trost bringen könne. Stella erwiderte, daß sie nur in der Hoffnung, einst Swift's Gattin zu werden, so lange Jahre hindurch sich der Meinung der Welt entgegengestellt habe; jetzt aber, da er nicht geneigt scheine, ihren Wunsch zu erfüllen, könne sie den Verlust ihres Rufes nicht überleben. Swift willigte in die Verheirathung; jedoch mit der seltsamen Bedingung, daß sie fortfahre, wie bisher, von ihm getrennt in einem anderen Hause zu wohnen, und daß die Verbindung ewig ein Geheimniß bleibe, wenn nicht ein besonderer Fall die Bekanntmachung unumgänglich erfordere. Unter diesen Bedingungen wurde im Jahre 1716 die Trauung ohne Zeugen vollzogen. Stella genas von ihrer Krankheit. Vanessa lebte nach wie vor unter der unbezwingbaren Gewalt ihrer Leidenschaft. Swift versuchte zwar, sich ihr zu entziehen, aber es gelang ihm nicht. Da drang das Gerücht von Swift's Verheirathung mit Stella zu Vanessa. Schnell faßte sie den Entschluß, Stella selbst zu fragen, ob dies Gerücht wahr sei. Stella bejahte es, war aber über das haltungslose Benehmen Swift's so empört, daß sie den Brief Vanessa's an ihn schickte, eilig die Stadt verließ und, ohne Swift zu sehen, sich nach Woodpark zurückzog, auf das Landgut eines Freundes. Swift glaubte nun die Schuld aller dieser unseligen Wirren einzig auf Vanessa werfen zu dürfen. Wuthentbrannt ging er zu ihr, warf einen Brief auf den Tisch und entfernte sich sprachlos. Es war der Brief, den Vanessa an Stella geschrieben. Vanessa fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf. Swift aber abenteuerte einige Zeit im südlichen Irland umher, ohne irgend eine Kunde von sich zu geben, bis er plötzlich wieder von seiner Dechantei Besitz nahm, gleich als wäre nichts vorgefallen. Nach einem Vierteljahr kehrte auch Stella von Woodpark zurück. Beide versöhnten sich. Aber auch ihr drang der Gram ans Herz. Sie fing an zu kränkeln; sie siechte langsam an der Auszehrung dahin. Swift, der bei dem

Herannahen des Todes in London war, eilte zu ihr und suchte ihren Zustand mit allen Tröstungen der Religion und Freundschaft zu erleichtern. Aber noch hatte Swift eine schwere Prüfung zu überstehen. Kurz vor ihrem Tode beschwor ihn Stella, ihr ihre letzte Bitte zu gewähren und durch öffentliches Eingeständniß seiner rechtmäßigen Verbindung mit ihr, ihr Angedenken vor Verleumdungen zu sichern. Swift antwortete nicht, sondern verließ stillschweigend ihr Zimmer und besuchte sie vor ihrem Tode nicht wieder. Eine andere, von Walter Scott aufgenommene Sage will wissen, daß Swift nach langem Zaudern endlich doch in die Veröffentlichung einwilligte. Stella aber wies ihn von sich mit den Worten: »Jetzt ist es zu spät!« Es ist niemals bekannt geworden, was Swift zu diesem harten und seltsamen Verfahren bestimmt hat. Außer Swift hat nur ein irischer Prälat den Grund gewußt. Dieser nannte Swift den unglückseligsten Mann der Welt und fügte hinzu, man dürfe ihn nie näher um diese Angelegenheit fragen. Fast scheint es, daß jene Gerüchte Recht haben, welche Swift und Stella als natürliche Kinder Sir William Temple's und somit als Geschwister bezeichnen. Jedoch ist dies nichts als eine leere Vermuthung, welcher englische Biographen sogar sehr gewichtige Einwürfe entgegenstellen.

Doch wir sind bereits der Zeitfolge vorausgeeilt. Stella's Tod erfolgte am 28. Januar 1727 — 28. In das Jahr 1723 aber fallen die berühmten Briefe eines Tuchhändlers, durch die Swift ganz Irland in die gewaltigste Gährung versetzte.

Hier stehen wir wieder bei einer jener schneidenden Wendungen, an denen Swift's Leben so reich ist. Swift, der einst so strenge Tory, wird jetzt ein offener Revolutionär; er, der bei seinem ersten Einzug in Dublin dem Volk so verhaßt war, daß es ihn mit vollen Steinwürfen empfing, wird jetzt so sehr der gefeierte Liebling der Iren, daß man mit Recht Swift den

O'Connell des achtzehnten Jahrhunderts genannt hat. Leider ist auch hier wieder dieselbe Selbstsucht im Spiel, von der noch immer alle Schritte Swift's geleitet wurden.

Die Regierung wollte in Irland eine neue Scheidemünze einführen. Jedermann ist jetzt von der Harmlosigkeit dieser Maßregel überzeugt, und selbst Walter Scott, der entschiedenste Lobredner Swift's, muß eingestehen, daß diese Münze für den irischen Verkehr nicht nur nicht verderblich, sondern sogar ein längst gefühltes Bedürfniß war. Die Regierung hatte nur insofern gefehlt, als sie auf Veranlassung der Herzogin von Kendal, einer Maitresse des Königs, einem gewissen William Wood für die Prägung dieser Münze ein Patent gab. Irland, das ohnehin gedrückte und mißhandelte, fühlte sich aufs äußerste verletzt. Mochte das neue Geld zweckmäßig sein oder nicht, gleichviel! war doch weder das Parlament von England noch das von Irland befragt worden, und war doch Irland, wie es schien, ganz wie eine eroberte Provinz der willkürlichen Privatspeculation preisgegeben. Wie konnte Swift, dessen grollendes Herz schon lange auf einen günstigen Augenblick lauerte, um an der herrschenden Partei Rache zu nehmen, diese Erbitterung Irlands ungenützt lassen, ohne die lodernden Flammen immer stärker und stärker zu schüren? Er, der, so lange seine Toryfreunde am Ruder waren, niemals etwas von der Noth Irlands gewußt hatte, er schrieb jetzt mit der ganzen Kraft seiner Rede und seines scharfen Witzes jene gewaltigen Briefe, die, weil sie unter der Chiffre »M. B., Drapier in Dublin« erschienen, gewöhnlich einfach die Briefe eines Tuchhändlers genannt werden. Die drei ersten Briefe sind nur gegen Wood und seine Münze gerichtet; sie beschuldigen diese Münze der absichtlichen Fälschung, obgleich Swift sehr wohl wußte, daß die Prägung von keinem Geringeren als dem Münzwardein Isaak Newton beaufsichtigt wurde. Der vierte Brief aber ist bereits kühner. An Wood's

Scheidemünze reiht er alle Beschwerden Irlands, das von England als ein abhängiges Königreich betrachtet werde, greift die Vorrechte der Krone an und bricht zuletzt in die zum offenen Aufstand auffordernden Worte aus: »Das Mittel der Befreiung liegt in Eurer Hand; nur deshalb bin ich ein wenig von meinem ursprünglichen Gegenstand abgeschweift, um den Geist, der sich jetzt unter Euch erhoben hat, zu beleben und vorwärts zu drängen, damit Ihr endlich einseht, daß Ihr nach den Gesetzen Gottes, der Natur, der Völker und Eures eigenen Landes ein ebenso freies Volk als Eure Brüder in England seid und sein müßt.« Und alle folgenden Briefe waren in demselben aufreizenden Tone geschrieben. Ihre Macht wurde verstärkt durch eine Anzahl anderer Flugschriften und Satiren, die ebenfalls von Swift ausgingen. Ganz Irland schaarte sich wie Ein Mann um diese Briefe und Spottgedichte. Vergebens suchte die Regierung gegen diesen Sturm anzukämpfen. Swift hatte sich nicht genannt; und obgleich Jedermann wußte, daß Swift der Verfasser sei, konnte die Regierung doch nichts gegen ihn unternehmen. Dreihundert Pfund Belohnung wurden Demjenigen geboten, der durch eidlichen Beweis den Verfasser anzeige; aber Niemand konnte und wollte diesen schmachvollen Lohn verdienen. Nun wurde die Untersuchung gegen den Buchhändler gerichtet. Die Geschwornen sprachen ihn frei. Der Bürgerkrieg stand vor der Thür. Zuletzt mußte die Regierung nachgeben; Wood's Patent wurde vernichtet. Auf diese Ereignisse bezieht es sich wohl vornehmlich, wenn Swift sich in der von ihm selbst verfaßten Grabschrift einen strenuum libertatis vindicem, einen muthigen Kämpfer für Freiheit nennt.

Wer aber sollte es für möglich halten, daß Swift trotz alledem wieder in Verbindung mit dem Hof zu treten suchte? Lord Lyttleton läßt in seinen »Todtengesprächen« Swift zu Addison sagen: »Konnte ich mir als unbedeutender Dechant Wich-

tigkeit erwerben, ohne einen Sitz im Parlament, so hätte ich sicher noch weit mehr ausführen können, wäre ich nicht durch den Priesterrock gehindert und von dem Unterhause wie von den Lords ausgeschlossen geblieben.« Dieses grollende Gefühl regte sich jetzt in Swift wieder mächtiger als je. Es bleibe dahin gestellt, ob es wahr ist, was Swift's Gegner sagen, daß er Sir Robert Walpole bei einer Zusammenkunft, die am 26. April 1726 in London stattfand, unter der Bedingung eines Bischofssitzes seine Dienste anbot; das ist gewiß, daß er auf dieser Reise sehr emsig bemüht war, den Hof des Thronfolgers und besonders Mrs. Howard, eine Hofdame, deren großen Einfluß er kannte, sich gewogen zu machen. Bei der Thronbesteigung Georg's II. ließ sich Swift sogleich die Ehre des Handkusses erbitten. Neue Träume einer glanzvollen Laufbahn tauchten in ihm auf. Aber Walpole's Rückkehr zur Macht vereitelte diese Träume. Swift schrieb wiederholt an Mrs. Howard, ihm ohne Hehl zu sagen, was für Aussichten er habe. Diese schmeichelte ihm eine Zeit lang; endlich aber mußte sie doch bekennen, daß das Vorurtheil gegen ihn zu groß sei, um günstigen Erfolg zu versprechen. Voll Ingrimm kehrte Swift nach Irland zurück. Es fiel ihm schwer, sich aufs Neue in diese Entsagung zu finden. Er wurde immer erbitterter. Sein ganzes Dasein erschien ihm als verfehlt und zwecklos.

Als die irischen Kämpfe in vollem Gange waren, hatte auch die dichterische Schöpfungskraft Swift's ihre schönste Blüthe getrieben. In den Jahren 1720 — 25 schrieb Swift sein berühmtestes Werk: »Gulliver's Reisen«. Zugleich erschienen im Jahre 1726 die in Gemeinschaft mit Pope herausgegebenen Miscellaneen, unter denen der Aufsatz über das Bathos eine ganz vortreffliche Satire auf den Schwulst der gleichzeitigen Dichter ist. Nachher aber brach die Kraft Swift's von Jahr zu Jahr immer mehr in sich zusammen. Was Swift noch von

jetzt an schrieb, waren meist rein persönliche Schmähschriften gegen Walpole und die Königin, zum Theil auch gehässige hochkirchliche Angriffe gegen die protestantischen Dissenters, und abscheulich cynische Gedichte. Im Jahre 1736 fing er an, sein Gedächtniß zu verlieren. Und nun verkümmerte er völlig. Seine Verbitterung ward so krankhaft, daß er alle Menschen aus seiner Nähe scheuchte. Im Gefühl dieser Lage schrieb er sein Testament und bestimmte sein Eigenthum, zehntausend Pfund, zur Errichtung eines Irrenhauses. Seit dem Jahre 1740 verfiel er in einen Zustand, der, wie Walter Scott sich ausdrückt, vom Dichter, Humoristen und Politiker nichts mehr übrig ließ, als ein elendes menschliches Geschöpf, das fortfuhr zu athmen, ohne jemals wieder den mindesten Funken seines früheren außerordentlichen Geistes zu zeigen. In den letzten zwei oder drei Jahren hat Swift kaum mehr ein Wort gesprochen. Er starb am 19. October 1745, achtundsiebzig Jahre alt.

Ein englischer Arzt, Dr. Wildes, untersuchte, wie das Magazin für die Literatur des Auslandes, 1848 Nr. 5 erzählt, im Jahre 1835 Swift's Schädel und verfolgte Swift's Krankheitsgeschichte nach den Andeutungen seiner Schriften. Er kam zu der Ansicht, daß Swift nicht, wie man wohl angenommen hat, an einem erblichen Nervenübel litt; Swift zog sich vielmehr in seinem siebenundzwanzigsten Jahre den Schwindelda durch zu, daß er in Richmond hundert Stück Pippinsäpfel auf einmal aß. Dazu trat kurz darauf Schwerhörigkeit. Bei Swift's reizbarem Nervensystem steigerten sich diese Uebel; er litt an einer in bestimmten Fristen wiederkehrenden und immer heftiger werdenden Cerebralcongestion; als der Kopf sogleich nach Swift's Tode secirt wurde, fand sich Wasser im Gehirn. Eigentlich wahnsinnig aber ist Swift nie gewesen. Er litt an den fürchterlichsten Schmerzen; er sagte, es sei ihm oft, als sei er in Phalaris' glühenden Stier eingeschlossen, und in seinem Schmerz brach er

oft in acht bis neun Stunden anhaltendes Schreien aus. Aber Alle, die ihn gekannt haben, versichern, daß er nie etwas Einfältiges oder Unsinniges gesprochen.

Wir gehen jetzt an die Betrachtung der Werke.

Mit Recht wendet Walter Scott auf Swift die Worte an, die Julius Cäsar bei Shakespeare von Cassius sagt:

— — — — — Er liest viel,
Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz.
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott' er seiner selbst, verachte sich,
Daß ihn etwas zum Lächeln bringen könne.

Dies Gleichniß trifft Swift's innerstes Wesen. Swift's Muse ist der Groll; indignatio facit versum.

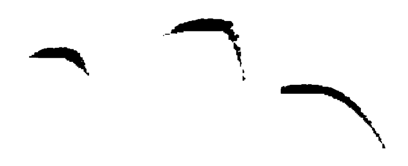
Für das Erhabene und naiv Anmuthige, für das Innige und liebevoll Empfundene hatte Swift gar keinen Sinn. Er machte kein Hehl daraus, daß er die Tragödie geradezu verachte unter seinen Büchern fand sich nicht einmal ein Exemplar von Shakespeare. Seine Pindarischen Oden sind nur schwache Jugendversuche; man konnte es Dryden schwerlich verargen, daß, als ihm Swift einige Proben derselben zur Prüfung vorlegte, er ihm ohne Umschweif jeglichen Dichterberuf absprach. Selbst sein Gedicht »Cadmus und Vanessa«, das sich doch auf seine eigenste Leidensgeschichte gründet, ist nur eine kalte und gespreizte Allegorie, in welcher ermüdend ausgeführt wird, wie seiner Geliebten Venus und die Grazien in der Jugend ihre schönsten Gaben gegeben, und wie dann später Minerva diesem Liebreiz noch Witz und Weisheit beigefügt habe. Swift ist nur Swift, wo er, wie Hamlet sagt, Dolche redet.

Solche Dolche sind nun vornehmlich das Märchen von der Tonne, die Bücherschlacht, die Briefe eines Tuchhändlers, Gulliver's Reisen, und die kleineren Satiren, wie die Kunst der politischen Lügen und die Anweisungen für das Gesinde.

Hier genügt es, das Märchen von der Tonne und Gulliver's Reisen ausführlicher in Betracht zu ziehen. Nur beiläufig wollen wir unsere Verwunderung aussprechen, warum noch keiner der heutigen Sozialisten die scharfschneidigen Waffen der Tuchhändlerbriefe in zeitgemäßer Umarbeitung auf den Kampfplatz wieder zurückgeführt hat. Kenntniß der Geschichte ist freilich das Letzte, was man bei diesen Sozialisten suchen darf.

Seit den Wolken des Aristophanes hat es nie wieder eine so übermüthige Parodie religiöser Glaubenssätze gegeben, als das Märchen von der Tonne. Es lautet in der Kürze, wie folgt:

Es war einmal ein Mann, welcher drei Söhne von Einem Weibe hatte; sie waren alle zugleich geboren, so daß die Hebamme nicht sagen konnte, welcher von ihnen der älteste sei. Der Vater starb, als diese Söhne noch jung waren. Vermögen hatte er nicht; dafür aber hinterließ er einem jeden von ihnen einen neuen Rock und ein Testament, das die Anweisung enthielt, wie sie diese Röcke tragen und gebrauchen sollten. Doch war dies Testament ganz absonderlich. Kein Faden sollte dem Rock hinzugefügt oder genommen werden, wenn das Testament nicht dafür eine ganz bestimmte Erlaubniß enthalte. Nun waren aber diese Röcke gar schmucklos, und die Brüder, die nach des Vaters Tode in die große Welt traten, wollten doch gern modisch gekleidet sein. Zufällig waren gerade weitbauschige Schulterschleifen üblich. Die Brüder durchlasen das Testament sehr sorgfältig, aber Schulterschleifen waren mit keinem Wort erwähnt. Gehorsam war nothwendig, und die Schleifen waren nicht zu entbehren; was war zu thun? Durch allerlei Klügeleien der Auslegung schwand bald alle Schwierigkeit; die Schleifen wurden als im Testament vorgeschrieben erwiesen und die drei Herren schlenderten mit ihnen prunkend einher, so fein, daß sie keinem Stutzer der Welt etwas nachgaben. Nach einiger Zeit aber kamen Goldtressen in die Mode. Was nun? Auch über die Tressen herrschte



im Testament das tiefste Schweigen; und dieses Schweigen war hier um so bedenklicher, als diese Tressen nicht wie die Schleifen eine in der Luft schwebende, blos zufällige Beigabe waren, sondern in das eigentliche Wesen des Rockes selbst eingriffen. Doch wußte Peter, einer der Brüder, sogleich Rath. Brüder, sagte er, Ihr müßt wissen, daß es zwei Arten von Testamenten giebt, das mündlich überlieferte und das geschriebene; im schriftlichen geschieht nun zwar des Goldbesatzes keine Erwähnung, aber wohl im mündlichen; denn ich erinnere mich, daß wir einst als Kinder Jemand sagen hörten, er habe unseres Vaters Diener sagen hören, wie er unseren Vater habe sagen hören, er möchte wohl seinen Söhnen rathen, goldene Tressen auf ihren Rock zu setzen. Bei Gott, das ist wahr, sagten die anderen Brüder; kauften sich augenblicklich Tressen und stolzirten wie die Lords einher. Bald darauf kam flammiger Taffet in Mode. Das Testament enthielt die ausdrückliche Mahnung, die Kinder möchten sich vor Feuer hüten. Da war die Verlegenheit groß. Die Gelehrten fanden aber, eben so rechtskräftig wie ein Testament sei ein Codicill; ein solches Codicill aber, vom Hundewärter des Großvaters verfaßt, sei schon lange in ihren Händen, und dieses spreche sehr viel von flammenfarbigem Atlas (die Apokryphe des Buches Tobiä). Das Codicill wurde an das Testament geheftet; und der Atlas wurde gekauft und getragen. Im nächsten Winter herrschten Silberfransen. Die Brüder holten das Testament wieder hervor und fanden zu ihrem Schreck die Worte: »Ich befehle meinen drei Söhnen, keine Art von Silberfransen auf besagten Röcken zu tragen.« Jedoch kam man bald überein, daß das Wort »Franse« hier eigentlich Besenstiel bedeute und mythologisch und allegorisch erklärt werden müsse. Und so ging es fort und fort; bei jeder neuen Mode wurde eine neue Hinterthür gefunden, bis die Brüder endlich einstimmig beschlossen, das Testament des Vaters in eine gut verwahrte Kiste

zu legen und sich nur dann darauf zu berufen, wenn es ihnen zweckdienlich dünke.

Unstreitig war unter diesen Brüdern Peter der pfiffigste Kopf. Er wußte die Gunst eines alten wohlhabenden Herrn zu gewinnen und ward sogar dessen Erbe. Jetzt ward Peter gewaltig hochmüthig; er erlaubte seinen Brüdern nicht mehr, ihn Bruder zu nennen, sie mußten ihn Herr Peter oder Vater Peter tituliren. Peter ward ein gewaltiger Projectenmacher und wurde dadurch immer reicher und mächtiger. Er wurde aus Stolz und Spitzbüberei fast verrückt, stülpte sich drei Hüte auf den Kopf, trug ein großes Schlüsselbund im Gürtel und eine Angelruthe in der Hand und ließ sich sogar den Fuß küssen; außerdem besaß er eine ganz verabscheuungswürdige Fähigkeit, bei jeder Gelegenheit die großartigsten Lügen vorzubringen. Er betheuerte dann die Wahrheit nicht nur mit den heiligsten Eiden, sondern verfluchte auch Jeden zur Hölle, der nur den mindesten Zweifel hegte.

Zuletzt wurde den Brüdern dies Treiben doch unerträglich. Sie überwarfen sich mit ihm und eröffneten eines Tages heimlich die Kiste, in der das Testament verborgen lag. Nun sahen sie, wie arg sie Peter getäuscht hatte. Als Peter die aufrührerischen Absichten seiner Brüder merkte, jagte er sie unter Püffen und Fußtritten zur Thür hinaus.

Martin und Hans — so hießen die beiden anderen Brüder — gingen in sich. Sie studirten eifrig das Testament und nahmen sich ernstlich vor, es von jetzt an streng zu befolgen. Sie wollten ohne Verzug den Rock wieder genau nach des Vaters Vorschrift einrichten.

Bald aber veruneinigten auch sie sich. Martin war vorsichtiger als Hans. Martin legte zwar zuerst Hand an den Rock, riß Fransen und Tressen herunter; als er aber bei der Stickerei sah, daß sie zu fest saß, um ohne Beschädigung des

Tuchs sich abtrennen zu lassen, da zog er den Schluß, man lasse am klügsten den Putz stehen, das Tuch selbst dürfe doch nicht beschädigt werden. Anders Hans. Ob der Rock wieder hergestellt werde, war ihm gleichgültig; nur Peter wollte er ärgern. Er war in seinem Trennen und Aufreißen so ungestüm, daß der Rock allmälig in lauter Fetzen und Lumpen zerfiel. Neidisch auf den guten Zustand, in dem sich Martin befand, suchte er diesen zu gleicher Heftigkeit zu verleiten. Als dies unmöglich war, faßte er gegen ihn eine tödtliche Feindschaft. Er miethete sich eine neue Wohnung, und seitdem meinten manche Leute, er sei verrückt geworden.

Vielleicht mit Recht. Er trug eine ungemeine Zärtlichkeit gegen das Testament zur Schau. Er wußte es in jede beliebige Form zu verwandeln; es diente ihm als Nachtmütze, wenn er zu Bett ging, und als Regenschirm, wenn es regnete. Im gewöhnlichen Umgang sprach er immer nur in den Redewendungen des Testaments, immer glaubte er sich unter der unmittelbaren Obhut des Vaters; stieß er sich mit dem Kopfe an einen Pfeiler oder fiel er in eine Pfütze, so hielt er dies für unabwendbare Vorherbestimmung. Hatte er einen Schelmenstreich im Sinn, so verdrehte er fromm die Augen; die Kunst haßte er so sehr, daß, wenn er über die Straße ging, er seine Tasche mit Steinen füllte und sie gegen die gemalten Schilder schleuderte.

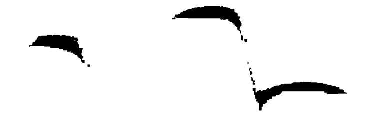
Für einige Zeit versöhnte sich Hans sogar wieder mit Peter; ihr gemeinsamer Wunsch war, ihren Bruder Martin an einem vergnügten Abend zu trepaniren. Das Bündniß dauerte jedoch nicht lange. Als die Regierung einen neuen Verhaftsbefehl gegen Peter erlassen, trennte sich Hans wieder von ihm und suchte sich mit dem Hof gut zu stellen. So wurde er allmälig ein recht abgefeimter Schurke. Leider aber sind die folgenden Abenteuer Hansens dem Gedächtniß des Erzählers entfallen. Und so

müssen sich die Leser über das Ende des Märchens trösten, je nachdem es ihrer Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit gemäß ist.

Dies ist der Schluß. Der Sinn ist nicht zweifelhaft. Wörtlich genommen, hatte Swift allerdings recht, wenn er diese Satire als zu Gunsten der Hochkirche geschrieben betrachtete; aber ebensowenig irrten die Königin Anna und die edelsten Geistlichen jener Zeit, wenn sie auf die Rechtgläubigkeit des Verfassers nicht sonderlich Werth legten. Voltaire sagt witzig: »Diese Erzählung verspottet Katholicismus, Lutherthum und Calvinismus, behauptet aber dabei, vor dem Christenthum selbst die höchste Ehrfurcht zu haben; kann man denn aber den Vater verehren und dabei doch seinen drei Kindern hundert Ruthenstreiche ertheilen; es giebt bedenkliche Leute, welche meinen, die Ruthen seien lang genug, um hie und da auch bis zum Vater zu reichen.«

Künstlerisch ist diese Satire vortrefflich. Sie hat nur einen einzigen Fehler, und dies ist der Fehler des Reichthums. Es wird erzählt, daß, als Swift in seinen letzten verkümmerten Jahren zufällig wieder einmal sein Märchen zur Hand nahm, er wehmüthig ausrief: »Guter Gott, wie gewaltig war damals mein Geist!« Diese wuchernde Ueberfülle macht sich besonders in der Lockerheit der Komposition bemerkbar. Die willkürlichen Abschweifungen überhäufen sich und zersplittern die Spannung. Swift selbst bekennt diesen Mangel, indem er in einer dieser zahllosen Abschweifungen sagt: »Mittlerweile erlasse ich hier die öffentliche Bekanntmachung, daß ich in diesem Werke den ganzen Stoff umfasse, der sich schon seit Jahren bei mir aufgesammelt vorfand; als guter Wirth will ich meinen Gästen Alles darbieten, denn ich verachte die Aufbewahrung von Ueberbleibseln in der Speisekammer.«

Weit berühmter noch und wohl auch noch bedeutender sind Gulliver's Reisen.



Hier leben wir ganz und gar in einer Welt der Phantastik, in einer Welt der Zauberei und des Wunders, in der wir allen gewohnten Maßstab verlieren. Nicht blos einzelne Thoren und Thorheiten werden uns vorgeführt; sondern die ganze Welt erscheint, wie dies durch das Wesen einer wahrhaft humoristischen Dichtung bedingt ist, als eine von Grund aus verkehrte Welt, als eine Welt der allgemeinsten Thorheit und Tollheit. Swift ergreift hier so große Stoffe und behandelt sie mit einer solchen Meisterschaft, daß, wenn sein sprudelnder Humor nicht allzusehr durch gallichte Verbissenheit getrübt wäre, er unter allen Humoristen allein sich der phantastisch-satirischen Komik des Aristophanes vergleichen dürfte.

Es ist schwer, ja unmöglich, ein treffendes Bild dieses Buches zu geben. Es ist, wie alle phantastische Komik, nicht eine in sich zusammenhängende Erzählung, sondern eine Reihe bunt an einander geknüpfter Schilderungen, in denen das dämmernde Zwielicht thatsächlicher Wirklichkeit und märchenhafter Wunderwelt reizvoll in einander schillert.

Gulliver, ein armer reiselustiger Matrose, wird nach Lilliput verschlagen. Das ist eine unbekannte, ganz seltsame Insel; ihre Bewohner sind sammt und sonders zwerghafte Däumlinge von kaum sechs Zoll Höhe; und in demselben Verhältniß sind auch die Thiere, Pflanzen und Bäume. Aber in Sitten und Einrichtungen, Handlungen und Leidenschaften gleichen diese Zwerge den übrigen Menschen. Die Lilliputaner haben ihren Kaiser und ihre Minister, ihre Kriege und ihre Parteiungen; und nun treten in diesen Masken Gestalten und Ereignisse auf, die dem Minister Walpole, den Tories und Whigs, den Papisten und Presbyterianern, den englisch-französischen Kriegen possenhaft nachgebildet sind und um so ergötzlicher wirken, je mehr das geschäftige Auf und Ab der Intriguen unter den Händen dieser winzigen Bürschchen nur wie ein kindisches Spiel erscheint.

Kaum ist Gulliver durch allerlei seltsame Verwicklungen und Abenteuer aus dieser wunderlichen Pygmäenwelt errettet, da treibt ihn seine Wanderlust schon wieder zu neuen Fahrten. Auch auf dieser zweiten Reise landet er wieder auf einer entlegenen Insel, Brobdingnag mit Namen. Und hier wohnen lauter Riesen, die auf ihn mit derselben Geringschätzung herabsehen, mit der einst er auf die lilliputanischen Zwerge herabgesehn hatte. Gulliver wird von einem dieser Riesen gefangen genommen. Sein Herr führt ihn in einem Käfig von Ortschaft zu Ortschaft und stellt ihn als eine Merkwürdigkeit für Geld aus. Zuletzt wird er an den Hof verkauft, weil er noch unendlich viel kleiner ist als der bisherige Zwerg der Königin. Und nun wird auch hier wieder dem englischen Leben ein Hohlspiegel vorgehalten. Aber wie fein! Hier in diesem Reiche der mächtigen Körperlichkeit sind es vornehmlich die sinnlichen Eigenheiten und Ausschweifungen, die der Karrikirung anheimfallen; denn diese erscheinen nur um so gröber und verächtlicher, je mehr wir wahrnehmen, daß die Riesenhaftigkeit des Körpers nicht durch eine gleiche Größe des Geistes veredelt und gezügelt wird. Fast ist es ein Widerspruch gegen die Grundidee dieser Schilderung, daß der König selbst, trotz seiner schlechten Umgebung, sich durch große Ruhe und Kälte des Verstandes auszeichnet und die öffentlichen Zustände Englands, so weit sie ihm durch Gulliver's Erzählungen bekannt sind, mit trockner Lehrhaftigkeit verspottet.

Der Gegensatz der Riesen und Zwerge, wie sie hier dicht neben einander gestellt werden, ist ganz unendlich reizend und sinnig. Das Licht wird durch den Schatten, der Schatten durch das Licht gehoben. Wie Gulliver selbst in Lilliput und Brobdingnag durch die Macht der äußeren Eindrücke nachgerade seine eigenen Begriffe über das Verhältniß der Größe verliert und den Maßstab seiner Umgebungen annimmt, so werden auch wir

immer mehr und mehr in den Zauberkreis jener wundersamen, aber durchaus in sich folgerichtigen Gestalten hineingebannt.

Noch größere Wunder aber ereignen sich. Nachdem Gulliver diesen Riesen entkommen war, konnte er seinen unwiderstehlichen Zug in die Fremde doch noch immer nicht zähmen. Er geht wieder auf Reisen und wird treulos von seinen Gefährten mitten im Meere auf ödem Felsgestein ausgesetzt. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er oben in freier Luft schwebend eine von Menschen bewohnte Insel erblickt, die sich hebt oder sich senkt oder sich in gerader Linie fortbewegt, je nachdem die Bewohner sie lenken. Gulliver schwenkte den Hut, die fliegende Insel kam in seine Nähe, so daß ihr Rand gerade über seinem Haupte stand, und Gulliver wurde auf sie hinaufgehoben. Hier lebte Gulliver lange Zeit und sah die absonderlichsten Dinge. Laputa ist das Land der Mathematiker. Offenbar soll schon die drehbare Schwebung der Insel an das berühmte Wort des Archimedes erinnern, daß er die Erde aus ihren Angeln heben wolle, wenn man ihm einen festen Punkt gebe, auf dem er stehen könne. Alles, was in Laputa geschieht, geschieht nur nach mathematischer Berechnung; dabei kommt es freilich oft genug vor, daß die allereinfachsten Geschäfte ganz entsetzlich tölpelhaft und weitläuftig werden. Die Männer, in ihre Speculationen vertieft, haben so wenig Sinn für das gewöhnliche Leben, daß sie immer einen Klatscher bei sich führen, der sie bei wichtigen Angelegenheiten durch einen sanften Schlag auf den Mund oder auf das Ohr aus ihrer Zerstreutheit erwecken muß.

Laputa sollte eine Verspottung der königlichen Societät und der modischen Liebhaberei für Naturwissenschaft sein; namentlich sind derbe Anspielungen auf Newton ganz unverkennbar. Der Eindruck dieser wohlfeilen Verzerrung ist nicht eben erbaulich. Man würde mit Recht sagen, daß man nicht den Unverstand der verspotteten Wissenschaft, sondern den Unverstand des spot-

tenden Dichters bedaure, wenn nicht wenigstens einigermaßen der Mißgriff dadurch wieder gut gemacht würde, daß die satirischen Pfeile sich besonders auch gegen die Windbeuteleien jener leeren Projectenmacher wenden, die niemals in Zeiten großer Entdeckungen und Erfindungen fehlen.

Zuletzt kommt Gulliver in das Land der Hauyhnhmms. Diese Hauyhnhmms sind höchst verständige Pferde, die edel und weise durch und durch, den neuen Ankömmling nur mit Verachtung aufnehmen, denn sie halten ihn für eine Abart der auf der Insel lebenden Affen, der Yähus. Und Gulliver selbst wird von so hoher Bewunderung dieser göttlichen Pferde ergriffen und findet auch seinerseits nach und nach seine Menschennatur jenen widrigen und verhaßten Yähus so zum Erschrecken ähnlich, daß, als er nach England zurückkehrt, für ihn die Gesellschaft der Menschen ganz unerträglich ist und er sich von ganzem Herzen nach dem verlornen Paradies der Hauyhnhmms zurücksehnt.

Mit diesem schneidenden Mißton endigt das Buch. Die Menschen sind ein widerwärtiges Affengeschlecht und jedes andere Thier ist edler und weiser als der Mensch, — das ist die schnöde Lehre, mit der uns der Dichter am Schluß seines so heiter beginnenden Werkes entläßt. Und dieser Menschenhaß war Swift so sehr zur anderen Natur geworden, daß er an seinen Freund Sheridan schreibt: »Erwartet nichts weiter vom Menschen, als solch ein Geschöpf fähig ist, und Ihr werdet meine Beschreibung der Yähus mit jedem Tag ähnlicher finden.«

In dieser herzlosen Verbitterung tritt der Grundmangel von Swift's gesammtem Wesen offen zu Tage. Von Swift vor Allem gilt das Wort Pauli: »Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.« Wer gut scherzen will, der muß ein warmes Gemüth haben; er muß zeigen, daß er Denjenigen, den er verspottet, dennoch von Grund



der Seele liebt. Dies warme Gemüth aber fehlt Swift. Sein Lächeln ist nicht, wie bei allen großen Humoristen, das milde und darum wohlthuende Lächeln durch Thränen, sondern nur das unheimliche Gelächter schadenfroher Menschenverachtung. Wo sogar ein Voltaire nur witzig ist, da ist Swift höhnisch; er selbst schreibt 1725 einmal an Pope, das Ziel seiner Arbeiten sei, nicht die Welt zu ergötzen, sondern sie zu peinigen. Warum sind die Erzählungen von Lilliput und Brobdingnag so unendlich viel anziehender als die Erzählungen von Laputa und den Hauyhnhmms? Dort regt sich zuweilen der liebenswürdige Schalk, hier hören wir immer nur den kalten, in sich verhärteten Murrkopf.

Abgesehen aber von diesem allerdings sehr gewichtigen Grundmangel sind Gulliver's Reisen ein gar nicht genug zu bewunderndes Kunstwerk. Der beste Prüfstein für den dichterischen Werth einer Satire ist, ob sie auch dann noch ihre ungeschwächte Anziehungskraft behält, wenn dem Leser der Reiz der persönlichen Beziehungen und Anspielungen abgeht. Diese Prüfung bestehen Gulliver's Reisen so trefflich, daß sie nicht nur noch heut mit demselben Vergnügen gelesen werden wie früher, sondern von jeher sogar für ein beliebtes Kinderbuch gelten.

Es ist jetzt hinlänglich bekannt, daß Swift sich oft in seinen Motiven an fremde Vorbilder angelehnt hat. Der Gedanke, Reisen in eingebildete phantastische Wunderländer zur Unterlage der ergötzlichsten Satire zu machen, ist schon alt; Aristophanes' Vögel haben ihn bereits, und namentlich Lucian's wahre Geschichten. Swift's unmittelbares Vorbild war die Histoire comique des Etats et Empires de la Lune von Cyrano Bergerac, deren Abfassung in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fällt. Viele Situationen und Persönlichkeiten in Gulliver's Reisen sind hier bereits sehr bestimmt vorgezeichnet; und eben so sicher läßt sich die erste Schilderung

der Lilliputaner auf Philostrat's Beschreibung der Pygmäen (Imag. 2, 22), und die Verspottung der Laputischen Projectmacher auf Rabelais' Pantagruel (Buch 5, Cap. 23) zurückführen. Kein Verständiger wird Swift aus dieser Benutzung fremder Motive einen Vorwurf machen, zumal sie hier durchaus selbständig verwendet werden und bis ins Kleinste vom eigenartigsten Leben durchhaucht sind.

Swift legt selbst in die tollsten und fremdartigsten Dinge zwingende Wahrheit; noch nie hat ein ähnliches Werk einen so durchschlagenden Erfolg gehabt. Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr. Vorzüglich zwei Mittel bringen diese überzeugende Täuschung hervor. Das erste ist die unverwüstliche Ernsthaftigkeit, und das zweite die eingehende und sorgliche Umständlichkeit, mit welcher alle diese abenteuerlichen und absonderlichen Erlebnisse erzählt werden. Swift erregt Gelächter, aber er selbst nimmt nie an diesem Gelächter Theil. Damit gewinnen wir den Eindruck vertrauenerweckender Zuverlässigkeit; wir fühlen es, diese Geschichten sind um ihrer selbst willen, nicht um der äußeren Wirkung willen vorhanden. So findet jene trauliche und liebevolle Kleinmalerei, selbst des scheinbar Unbedeutendsten, die auch in Defoe's Robinson Crusoe so wirksam hervortritt, nur um so empfänglichere Herzen. Ist doch all das Geschehene, mag es für den ersten Anblick auch noch so wunderlich sein, in sich wieder so durchaus natürlich und eng zusammenhängend; wir haben keinen Grund zu zweifeln; das Ungewohnte ist nicht immer das Unvernünftige. Oder was ist, wie schon Walter Scott bemerkt, für ein Unterschied zwischen Gulliver und einem Dampier oder irgend einem anderen kühnen Seefahrer jener Zeit, der mit Muth und gesunder Vernunft ausgerüstet, durch entfernte Meere segelt, ohne seine englischen Vorurtheile, die er von Plymouth oder Portsmouth mitgebracht hat, zu verlieren, und bei seiner Rückkehr ernsthaft und

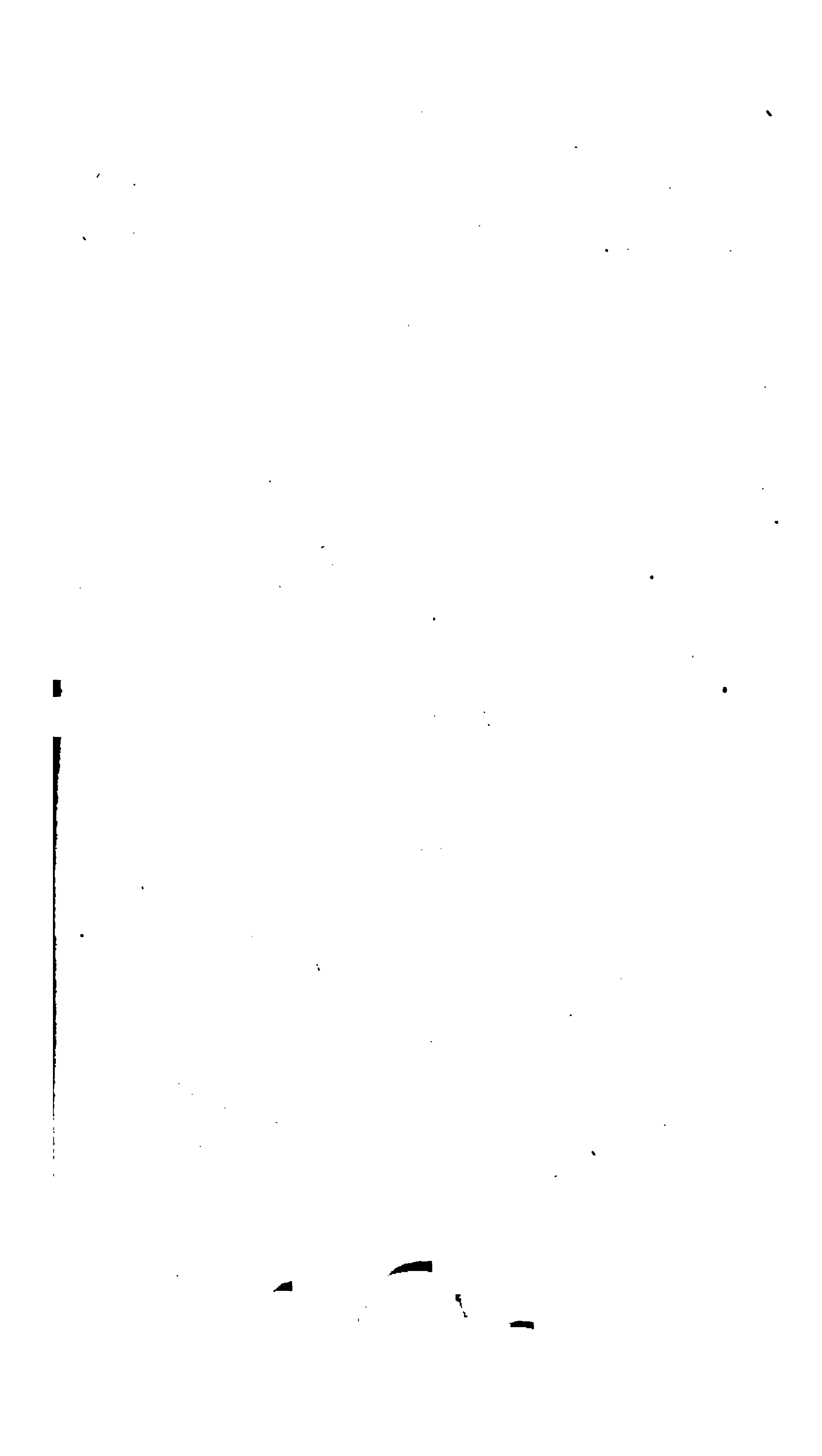
einfach erzählt, was er in fernen Weltgegenden gehört und gesehen hat? Ein ehrsamer irländischer Prälat soll einmal geäußert haben, er könne sich nicht helfen, aber das Buch enthalte einige Umstände, an die er nicht glauben könne. Dies naive Urtheil ist in der That der höchste Lobspruch, der Gulliver's Reisen zu Theil ward. Einzig in der Schilderung der Hauyhnhmms ist die innere Wahrscheinlichkeit verletzt. Dies ist wieder ein schlagender Beweis für die alte bewährte Lehre, daß, was unsittlich und unvernünftig, auch immer unkünstlerisch ist. Schon Boileau sagt, nur in der Wahrheit ist Schönheit.

Mit diesen Bemerkungen möge die Betrachtung dieses wundersamen Buches geschlossen sein. Blicken wir auf Swift zurück, insoweit sich das Bild seines Wesens durch Erkenntniß seiner Werke vervollständigt hat, wer möchte da die Mephistophelische Natur desselben in Abrede stellen? Geistreich wendet Herder in der Adrastea auf Swift die Worte Hamlet's an: »Welch ein Meisterstück von Werk ist der Mensch! wie edel in seiner Vernunft! wie gleich einem Gott! das Urbild der Geschöpfe! Und doch mir? mir? was ist diese Quintessenz vom Staube? Der Mann gefällt mir nicht; das Weib auch nicht.« Für den Beobachter des menschlichen Herzens ist es eine ernste Mahnung, daß auch Swift, sowie Hamlet, diese seine haltungslose Selbstverhätschlung mit der Tragödie seines Lebens büßte.

Drittes Buch.

Das Zeitalter Georg's II. und Georg's III.

1727 — 1770.



Erster Abschnitt.

Die Wissenschaft.

Erstes Capitel.

Politik und Volkswirthschaft.

Bolingbroke. Die Juniusbriefe. Burke. A. Smith.

Villemain hebt in seinen trefflichen Schilderungen der englischen Redner mit Recht hervor, daß die politische Beredtsamkeit der Engländer sich niemals auf Prinzipien und Theorien, sondern immer nur auf bestimmte Thatsachen und Vorgänge stütze. Es ist ein sicheres Zeichen der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, wenn ein Volk viel über den Werth oder Unwerth der einzelnen Staatsformen streitet. Ein Volk, das in seinen politischen Verhältnissen glücklich ist, sucht die fühlbaren Mängel möglichst umzugestalten; aber die Grundlage und der innerste Nerv seiner Verfassung gilt ihm für unantastbar.

Was Wunder daher, daß nach der Revolution von 1688 die streitenden Gegensätze von Hobbes und Filmer und Algernon Sidney und Locke verstummen. Sie haben keinen thatsächlichen Sinn mehr. Es ist jetzt nicht mehr die Frage, ob die unter der Form der göttlichen Einsetzung auftretende Gewaltherrschaft eines Einzelnen, oder ob die freie Gesetzlichkeit und Selbstregie-

rung des Volks am besten dem Wesen des Menschen und des Staates entspreche; die Frage ist vielmehr nur, auf welche Weise und durch welche Mittel diese freie Selbstregierung nachhaltig und ungetrübt zur Durchführung komme. Nicht jäher Umsturz, sondern allmälige Fortbildung des geschichtlich Gegebenen, nicht Revolution, sondern Reform ist fortan die Lösung.

Und durch diese Reform wird England immer freier, reicher und mächtiger. Dieses langsame und fast unmerkliche, aber durchaus sichere Fortschreiten ist es, das man im Auge hat, wenn von der Naturwüchsigkeit des englischen Verfassungslebens so viel gesagt und gerühmt wird. Jenes Urtheil Villemain's ist kein Vorwurf, sondern ein Lob.

Nur die äußerste Kurzsichtigkeit kann verkennen, daß in den unausgesetzten Kämpfen und Verhandlungen, die die Regierungen Georg's II. und Georg's III. zu einer der denkwürdigsten Epochen der ganzen englischen Geschichte machen, ein sehr tiefgreifender und zukunftreicher Kern liegt. Es kommt durch sie geradezu eine ganz neue Wendung in das gesammte politische Leben.

Man kann die geschichtliche Bedeutung dieses überraschenden Umschwungs nicht schärfer bezeichnen, als es Macaulay gethan hat. Macaulay sagt in seiner unvergleichlichen Abhandlung über Hallam's Verfassungsgeschichte: »Der Kampf des siebzehnten Jahrhunderts wurde von dem Parlament gegen die Krone geführt: der Kampf, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann, der noch immer unentschieden bleibt und den noch unsere Kinder und Enkel handelnd und leidend fortkämpfen werden, ist ein Kampf zwischen einem großen Theil des Volks auf der einen Seite, und der Krone und dem Parlament zusammen auf der anderen.«

Die Logik der Ereignisse verfährt wunderbar folgerichtig. Nachdem sie die Machtvollkommenheit der Krone in ihre Schran-

ken zurückgewiesen hat, untersucht sie die Zusammensetzung und die Machtvollkommenheit des Parlaments, insofern dieses der Ausdruck und die Vertretung des sich selbst bestimmenden Volkswillens sein soll.

Im Einklang mit diesen rein volksthümlichen Bestrebungen reift darum auch gerade jetzt die wissenschaftliche Begründung der Volkswirthschaftslehre zu einer bis dahin ungeahnten Vollendung. Was ist Freiheit ohne materielle Wohlfahrt?

Hier ist der Ort nicht, diesen großen Bewegungen in allen ihren geschichtlichen Einzelnheiten zu folgen. Ueberdies gehört der Griffel eines Macaulay dazu, um die hervorstechendsten Persönlichkeiten und Wechselfälle aus diesem Gesichtspunkte lebendig zu zeichnen. Jedoch darf auch der Literarhistoriker hoffen, die leitenden Grundgedanken dieser Bewegungen, wenigstens in andeutenden Umrissen, zur Anschauung zu bringen, wenn er die politischen Schriften Bolingbroke's, die Juniusbriefe, das erste Auftreten Burke's, und das volkswirthschaftliche System Adam Smith's in ihrem geschichtlichen Ursprung und Zusammenhang nachweist.

1.

Die politischen Schriften Bolingbroke's.

St. John oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Lord Bolingbroke ist einer der vielseitigsten, aber freilich auch der verschlagensten Menschen, die jemals gelebt haben.

Henry St. John war im Jahre 1672 zu Battersea in der Grafschaft Surrey aus einer alten ausgezeichneten Familie geboren. Nach wild verlebter Jugend trat er ins Parlament und schwang sich durch seine geniale Beredtsamkeit bald zu den höchsten Ehren auf; er schloß sich den Tories an und ward 1704

unter der Königin Anna Kriegssecretär. Als darauf die Whigs zur Obergewalt kamen, nahm er seinen Abschied. Mit der Wiedereinsetzung des Toryministeriums im Jahre 1710 erhielt er unter dem Namen eines Viscount Bolingbroke die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und jetzt werden seine Handlungen von der großartigsten Tragweite. Er war es, der die Siege Marlborough's hemmte und, fast gegen den Willen des ganzen Volks, den Frieden von Utrecht herbeiführte. Dazu kam, daß er die Umtriebe der Jakobiten unterstützte. Bei der Thronbesteigung Georg's I. wurde er daher seiner Aemter und Würden entsetzt. Er floh nach Frankreich und betheiligte sich jetzt offen an der Sache des Prätendenten. Bald aber vernachlässigte Jakob diesen talentvollsten seiner neugewonnenen Anhänger, und auch Bolingbroke mußte sich überzeugen, daß weder für ihn noch für England von den Stuarts viel Heil zu erwarten sei. Wie in London, ward er auch an Jakob's Hofe angeklagt und verurtheilt. König Georg erlaubte ihm daher 1723 die Rückkehr. Walpole, der allmächtige Minister, solch einen Gegner fürchtend, verweigerte ihm jedoch beharrlich den Eintritt ins Oberhaus. So lebte Bolingbroke, in ländlicher Zurückgezogenheit, bald in England, bald in Frankreich. Er starb am 12. December 1751, neunundsiebzig Jahre alt.

Nicht unpassend hat man Bolingbroke den modernen Alcibiades genannt. Er war ein großer Staatsmann und zugleich die Zierde und das Entzücken der Gesellschaft; gewandt, liebenswürdig, tollkühn, schlau, und nie in den Mitteln wählerisch, wenn es sich darum handelte, sich und seinen Absichten Nutzen zu schaffen. Unter dem Schein von Offenheit und vertrauenforderndem Freimuth verbarg er viel Heuchelei und Intrigue; wen er einmal getäuscht hatte, der traute ihm nie wieder. Unter glänzender Hülle lag die schmählichste Selbstsucht. Am Anfange seiner politischen Laufbahn waren die Tories am Ruder; er ver-

achtete ihre Lehren und Vorurtheile, aber er schloß sich ihnen an. Indem er ihrer Partei diente, that er doch fortwährend ihren Neigungen Gewalt an; indem er für den Prätendenten intriguirte, rechtfertigte er doch fortwährend die Revolution. Um die Whigs anzugreifen, ging er in den demokratischen Richtungen oft weiter als diese; und um das Ministerium Walpole zu stürzen, bedachte er sich nicht, die ganze Dynastie der Stuarts zu opfern.

Es war nicht der innere Drang, sondern nur der Zwang seiner unfreiwilligen Muße, durch den Bolingbroke zum Schriftsteller wurde. Aber auch als Schriftsteller ist er sehr fruchtbar und in vieler Beziehung sogar sehr bedeutend. In der Geschichte der allgemeinen Bildung sind nicht immer blos die im höchsten Sinne schöpferischen Genies wichtig, sondern vor Allem auch jene leichten und beweglichen Geister, die die schweren Goldbarren in handliche Münzen umsetzen und sie für den großen Verkehr flüssig und zugänglich machen.

Bolingbroke's Schriften erschienen zuerst meist einzeln als fliegende Blätter. Nach seinem Tode wurden sie 1753 — 54 von seinem Freund Mallet in fünf Folianten herausgegeben. Bolingbroke war, wie alle Zeitgenossen melden, der vollendetste Redner seiner Zeit; vom jüngeren Pitt erzählt man, daß, als einst die Unterhaltung auf verlorene Werke kam und Mehrere den Verlust einiger Bücher des Livius und Tacitus, Andere den Verlust eines römischen Trauerspiels bedauerten, er am meisten den Verlust von Bolingbroke's Reden beklagte. Der vorwiegend rednerische Zug zeigt sich in allen seinen Werken. Sie sind oft deklamatorisch und weitschweifig, immer aber glänzend, witzig und geistreich. Voltaire wußte sehr wohl, warum er Bolingbroke so begeistert anpries. Beide Schriftsteller haben sowohl in der Form wie im Inhalt eine tief innere Verwandtschaft.

Im Großen und Ganzen zerfallen diese Schriften in zwei verschiedene Klassen, in philosophisch-deistische und in politische.

Wir beschränken uns hier nur auf diese letzteren.

Sie sind sehr mannichfaltig: aber sammt und sonders sind sie Parteischriften, aus bestimmten Situationen hervorgegangen und auf bestimmte Situationen berechnet. Zum größten Theil sind sie sogar in rein persönlicher Sache und nicht immer mit der strengsten Wahrheitsliebe und den lautersten Absichten geschrieben. Jedoch erheben sich auch viele von ihnen zu allgemeineren Gesichtspunkten und werden tiefer eingehende, wirklich prinzipielle Denkschriften. Zu den rein persönlichen Streitschriften gehören der Brief an Sir William Windham aus dem Jahre 1717, die Betrachtungen über das Exil, die gesammelten Aufsätze aus verschiedenen Zeitschriften, und die Schilderung der Parteizustände bei der Thronbesteigung Georg's I. und einige Abschnitte aus den Briefen über den Nutzen und das Studium der Geschichte. Die wirklich prinzipiellen Staatsschriften sind die Bemerkungen über die Geschichte Englands, der Brief über den Patriotismus, und ganz besonders die Abhandlung über die Idee eines patriotischen Königs.

Für uns sind nur diese Schriften allgemeineren Inhalts von Bedeutung.

Wie bezeichnend ist es, daß sie alle ohne Unterschied vorzugsweise oder vielmehr fast ganz ausschließlich sich um die Stellung des Parlaments drehen. Die Krankheit, an der das Parlament leidet, und der Sitz ihrer Ursache wird mit durchdringender Schärfe vor Augen gelegt. Diesen Scharfblick müssen wir anerkennen, obgleich wir nicht ohne die höchste Verwunderung die Heilmittel sehen, die der torystisch gesinnte Arzt zur Hebung des Uebels in Vorschlag bringt.

Kaum war das Unterhaus in Wahrheit der Schwerpunkt der englischen Verfassung geworden, als sich auch sogleich un-

abweisbar die Nothwendigkeit herausstellte, daß das Parlament in der Art seiner Erwählung und in der Begrenzung seiner Befugnisse einiger sehr wesentlicher Abänderungen bedürfe.

Hören wir über diese Lage der Dinge Macaulay. Er sagt in seinem Aufsatz über Lord Chatham: »Die Revolution hatte England vor einer Klasse von Uebeln errettet, hatte aber zugleich — so ist die Unvollkommenheit alles Menschlichen — eine andere Klasse von Uebeln erzeugt oder verschlimmert. Freiheit und Eigenthum waren vor dem Angriffe der Krongewalt sicher; das Gewissen ward geachtet; keine Regierung wagte es, irgend eines der durch die Urkunde, welche Wilhelm und Marie auf den Thron berufen hatte, feierlich anerkannten Rechte zu verletzen. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß unter dem neuen Systeme das Wohl des Staates und der Sittlichkeit durch Bestechung und Parteigeist ernstlich gefährdet war. Während des langen Kampfes gegen die Stuarts war es das Hauptziel der erleuchtetsten Staatsmänner gewesen, das Haus der Gemeinen zu kräftigen. Der Kampf war entschieden; der Sieg war gewonnen; das Haus der Gemeinen hatte die unbestrittene Oberhand, und alle die Fehler des Vertretungssystems, die sich bis dahin verborgen gehalten hatten, wurden durch Glück und Macht plötzlich enthüllt. Jetzt, da in der durchgreifendsten Weise die ausführende Verwaltung dem Hause der Gemeinen verantwortlich geworden, jetzt zeigte sich unverkennbar, daß das Haus der Gemeinen nicht ebenso durchgreifend der Nation verantwortlich sei. Viele Wahlkörper standen unter dem unbedingten Einfluß Einzelner; viele waren sogar ganz offen dem Meistbietenden feil. Die parlamentarischen Verhandlungen wurden nicht veröffentlicht; außerhalb des Hauses erfuhr man selten, wie dieses oder jenes Mitglied gestimmt hatte. So war die Mehrheit des Parlaments Niemand verantwortlich, während doch das Ministerium dem Parlament verantwortlich war. Unter solchen Umständen

begreift es sich, warum die meisten Mitglieder darauf drangen, für ihre Stimmen bezahlt zu werden, warum sie, um den Preis ihrer Stimmen zu erhöhen, ihre Verbindungen ordneten und durch Drohungen mit einer Dienstversagung reichen Lohn erpreßten.« Jedermann weiß, wie diese Verwilderung unter der langjährigen Verwaltung Sir Robert Walpole's, der, um ein Wort Bolingbroke's zu gebrauchen, gleich einem unverschämten Missionär des Lasters laut und beständig die Bestechung predigte, die höchste Spitze erreichte. Aber die Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß alle Minister Georg's I. und Georg's II. geradezu unabweislich genöthigt waren, die Bestechung in ein System zu bringen und in riesenhaftem Maßstab zu betreiben; denn das Parlament konnte zu einer Zeit, da die Prärogative der Krone abgeschüttelt und die Prärogative der öffentlichen Meinung noch nicht anerkannt war, gar nicht anders als durch derartige schlechte Mittel regiert werden.

Ein so bewährter Staatsmann wie Bolingbroke durchschaute diese Mißstände bis in die geheimste Wurzel. Und wenn es wahr ist, daß, wie die Liebe blind mache, so der Haß dagegen den Blick schärfe, so durchschaute er sie um so gründlicher, je tödtlicher er seinen Gegner Walpole haßte. Er malte gern die traurigen Folgen dieses Systems mit den grellsten Farben und sah die einzige Rettung in einer Stärkung der Krone. Er will, mit einigen Einschränkungen, das, was man späterhin wohl den aufgeklärten Despotismus genannt hat.

Schon in seinem Briefe an Windham hatte Bolingbroke wiederholt mit schneidendster Schärfe hervorgehoben, daß dies Unwesen der allgemeinsten Bestechung die englische Verfassung zu vernichten drohe; der Tyrannei seien jetzt alle Thore geöffnet: denn Tyrannei sei überall, wo eine vom Volke nicht beaufsichtigte Willkür herrsche, gleichviel, ob diese Willkür von einem unbeschränkten König oder von einem unbeschränkten Minister

ausgehe. Und ganz dieselbe Klage kehrt auch in seiner kleinen Schrift über den Geist des Patriotismus wieder; nur daß sie hier schon mit der bestimmteren Wendung auftritt, es sei die Aufgabe aller wahren Patrioten, sich fest an einander zu schließen und dem herrschenden Parteiwesen offenen Krieg zu erklären. Die Zusammenfassung und nähere Ausführung aller dieser Gedanken aber ist das im Jahre 1738 geschriebene Buch: »The idea of a patriot King, die Idee eines patriotischen Königs.« Es ist unmittelbar an Friedrich, Prinzen von Wales, gerichtet. Dieser lebte mit seinem Vater in offener Feindschaft; sein Palast Leicesterhouse war daher der Sitz und Mittelpunkt Aller, die zu dem König und dem Minister Walpole in Opposition standen.

Dies Buch ist eine sehr begeisterte Darlegung der Lehre von der königlichen Prärogative. Es ist unverkennbar, daß Bolingbroke auch hier, wie in all seinem Thun und Handeln, durch rein persönliche Nebenabsichten geleitet wurde. Durch die Whigs hatte er seinen Einfluß verloren; er stellte sich ohne Rückhalt auf die Seite des Königthums, weil er nur durch die Krone die Macht der Whigs stürzen konnte. Wie dem aber auch sei; er führte seine Rolle glänzend durch. Er deckte schonungslos die Schwäche des Parlaments auf und schilderte mit hinreißender Redekunst, wie der patriotische König mit viel mehr Wahrheit der getreue Ausdruck der Volkssouveränetät sei als ein Parlament, das aus einigen wenigen mächtigen Familien bestehe, deren Laune und Selbstsucht völlig freie Hand habe.

Bolingbroke zieht mehrmals ausdrücklich die Beweisführungen Macchiavelli's herbei. Offenbar wollte er, daß sein Buch für einen konstitutionellen Fürsten ein ähnlicher Führer werde, wie Macchiavelli's Buch für einen absoluten. Der Gedankengang ist in seinen Grundzügen folgender:

»Will man überhaupt von einem vermeintlich göttlichen Recht der Könige sprechen, so kann dies nur den Sinn haben,

daß es zugleich die Verpflichtung, gut zu regieren, in sich schließt; denn ein göttliches Recht, schlecht zu regieren, ist eine Ungereimtheit. Der eigentliche, rein menschliche Ursprung der königlichen Macht und Würde, insbesondere der erblichen, besteht darin, daß das erbliche Königthum die einzig vernünftige Staatsform ist; vorausgesetzt, daß nicht der eigenmächtige Wille des Königs, sondern eine festgeordnete Verfassung in diesem Königthum das Maßgebende sei. Und das gerade ist der Vorzug des erblichen Königthums, daß es leichter und nützlicher mit Aristokratie und Demokratie oder mit beiden beschränkt und gemäßigt werden kann, als umgekehrt Aristokratie oder Demokratie durch das Königthum beschränkt und gemäßigt werden können, wenn sie die ursprünglichen Grundformen bilden. Die englische Verfassung ist in der That in der glücklichen Lage, daß kein König, der nicht im wahren Sinne des Wortes ein Patriot ist, England mit Ruhe, Sicherheit, Ehre und Würde regieren kann; dennoch aber kann ein König, der ein solcher Patriot ist, eine so ausgedehnte Machtvollkommenheit entfalten, daß er kaum irgend einem unbeschränkten Monarchen darin nachsteht.«

»Aller Regierung letzter und wahrer Endzweck ist das Wohl des Volks. Regenten sind folglich zu diesem Endzweck eingesetzt. Nun ist aber das höchste Gut eines Volks seine Freiheit; die Freiheit ist für das Volk, was für den Einzelnen die Gesundheit. Die Freiheit des Volks, d. h. die Verfassung zu schützen und aufrecht zu halten, ist daher für einen patriotischen König die heiligste und unerläßlichste Verpflichtung. Die Verfassung wird von ihm als Ein Gesetz betrachtet werden, aus zwei Tafeln bestehend, von denen die eine die Richtschnur seiner Regierung, die andere das Maß für den Gehorsam seiner Unterthanen enthält; oder als Ein System, das zusammengesetzt ist aus verschiedenen Theilen und Gewalten, die alle unter einander ein richtiges Verhältniß haben und sich zu einem einheits-

vollen Ganzen zusammenschließen. Er wird Eine und nur Eine Unterscheidung zwischen seinen und seines Volkes Rechten machen; seine Rechte wird er als Darlehn, die Volksrechte aber als Volkseigenthum ansehen. Er wird anerkennen, daß ihm für sich kein Recht zukommt, als was ihm durch die Verfassung anvertraut ist; kurz, die Verfassung wird von ihm verehrt werden, als ein göttliches und menschliches Gesetz, dessen Kraft ihn nicht minder bindet als den geringsten seiner Unterthanen.«

»Und selbst dann noch wird er sie zur Geltung bringen, wenn das Volk zu verderbt ist, ihren Geist und ihren Werth vollständig zu erfassen. Daß dies möglich ist, das ist einer der hauptsächlichsten Vortheile des Königthums. Machiavelli führt weitläufig aus, daß bei einem verderbten Volk eine freie Verfassung nur sehr schwer geschaffen oder wiederhergestellt werden könne; daß aber, gäbe es irgend eine Hoffnung dafür, nur die Ueberleitung der Verfassung in die monarchische Regierungsform der einzige Rettungsweg sei. Und dies ist allerdings wahr. Kommt in einer Republik die Verfassung ins Wanken, so werden alle einzelnen Theile haltlos aus einander gerüttelt; eine freie monarchische Regierung ist fester, weil es in ihr noch einen Theil mehr giebt, der, gleich dem Schlußstein eines Gewölbes, das ganze Gebäude zusammenhält. Ja, es ist für den König sogar eine ziemlich leichte Mühe, ohne Gewalt gegen sein Volk die Gemüther wieder mit dem Geist der Freiheit zu beleben und so die alten verfallenden Rechte und Ordnungen wieder herzustellen als Mauer und Schutzwehr gegen Druck und Willkür.«

»Wodurch aber wird ein patriotischer König dies große Werk vollenden? Er wird anfangen zu regieren (govern), sobald er zu herrschen (reign) beginnt; sogleich der erste Eindruck seiner beginnenden Herrschaft muß der Eindruck eines festen und klaren Regiments sein. Und zwar wird er sich von allen Parteiungen fern halten; denn er weiß, daß es seine Aufgabe ist,

nicht die Spaltungen seines Volks zu vermehren, sondern sie zu tilgen. Anstatt sich an die Spitze einer Partei zu stellen, um sein Volk zu regieren, wird er sich vielmehr an die Spitze seines Volks stellen, um alle Parteien zu regieren oder, richtiger, sie zu unterwerfen. Seine Richtschnur ist immer nur die Verfassung. Er kann und muß sein Mißfallen oder seine Gunst zeigen, je nachdem ihm von dem Einen die Verfassung verletzt oder von dem Andern innegehalten zu werden scheint.«

»Freilich wird diese völlige Unbefangenheit in vielen Fällen gar schwer sein. Aber sie ist unbedingt nöthig. Nur wenn ein König sich dieser allseitigsten Gerechtigkeit bewußt ist, ist er im Stande, die Stimme seines Volkes von dem Geschrei einer Fraction zu unterscheiden und zur Hebung gerügter Mißstände die geeigneten Mittel zu finden.«

»Ein patriotischer König darf sogar bei Rebellion und Bürgerkrieg nicht an dem Gelingen seiner Absicht verzweifeln. Er ist vielleicht in der traurigen Nothwendigkeit, wie Heinrich IV. von Frankreich, sein Land mit Gewalt zu erobern; aber dann wird er, wie jener große Fürst, wenn er der Eroberer seines Volks ist, auch dessen Vater sein. Er muß Diejenigen mit den Waffen verfolgen, die sich vermaßen, gegen ihn die Waffen zu ergreifen; aber er wird sie wie unfolgsame Kinder behandeln, die er zur Rückkehr zu bewegen, und nicht wie unversöhnliche Feinde, die er zu vernichten strebt.«

»Des Volkes Wohlstand wird ein solcher König für seinen eigenen Wohlstand achten, dessen Macht für seine eigene Macht, dessen Ehre für seine eigene Ehre. Er wird daher des Volkes Reichthum nicht ausbeuten, um durch diesen erbeuteten Reichthum es zu unterdrücken; noch wird er es muthwillig um Dinge, die mit dem Wohl des Landes in keiner Verbindung stehen, in Krieg stürzen. Er wird vielmehr, da England durch seine glückliche insularische Lage von den Streitigkeiten des Festlandes wenig be-

rührt wird, mit stiller, aber steter Aufmerksamkeit die innere Kraft und besonders die Seemacht als die natürliche Waffe Englands hüten und mehren, damit England in wichtigen Fällen desto nachdrücklicher auftrete als der Hort der Freiheit und als der Erhalter jenes politischen Gleichgewichts, von dem so viel gesprochen und das doch so wenig verstanden wird.«

Hier enden diese lehrhaften Träumereien. Oder sind es mehr als Träumereien, wenn überall nur Vorschläge gemacht werden, die die innere Unmöglichkeit offen an der Stirn tragen?

Niemand kann das völlig Eitle und Sinnlose derselben schlagender darstellen, als es ebenfalls Macaulay in der bereits erwähnten Abhandlung über Lord Chatham gethan hat. Er sagt: »Bolingbroke lehrte, daß ein kräftiger Gebrauch der Krongewalt durch einen patriotischen König auf einmal alle Parteibündeleien brechen und die vorgebliche Nothwendigkeit, Parlamentsglieder zu bestechen, aufheben werde. Der König hätte blos zu beschließen, daß er Herr sei, daß er sich nicht durch irgend eine Klasse von Menschen in Knechtschaft halten lassen, daß er, zu wem er eben Vertrauen habe, ohne Unterschied der Partei, zum Minister nehmen, und daß er seine Diener verhindern wolle, sowohl die Wahlkörper als die vertretende Körperschaft durch unsittliche Mittel zu beeinflussen. Aber wie kindisch! — Bolingbroke's Heilmittel konnte nur durch einen König angewendet werden, welcher mächtiger war als das Haus der Gemeinen. Wie in aller Welt aber sollte der patriotische Fürst im Widerstreit mit einer Körperschaft regieren, ohne deren Zustimmung er keine Schaluppe ausrüsten, kein Bataillon unter Waffen halten, keine Gesandtschaft schicken, nicht einmal die Kosten seines eigenen Haushalts bestreiten konnte? Sollte er das Parlament auflösen? Würden nicht die neuen Wahlen ebenso wieder aus Kauf hervorgehen wie die früheren? Sollte er Geheimsiegelbriefe aussenden? Sollte er Schiffsgeld erheben? Wenn

dies, so mußte die gerühmte Reform, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit Bürgerkrieg anfangen, und wenn sie zum Ziel gebracht wurde, mit der Errichtung unumschränkter Monarchie enden. Oder sollte der patriotische König das Haus der Gemeinen in seinen biederen Plänen mit sich fortreißen? Durch welche Mittel? Während er sich den Gebrauch des Bestechungseinflusses verbat, wie konnte er die Böswilligen für sich gewinnen? Läßt sich eine durch Gewohnheit gesteigerte Habgier durch einige schöne Redensarten über Tugend und Einigung einschläfern?«

Es ist klar, die Gewaltthätigkeiten des Parlaments konnten auf keinem anderen Wege und durch keine andere Mittel unterdrückt werden, als durch die sie späterhin wirklich unterdrückt wurden; das heißt, durch die Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlung, die jeden Abgeordneten vor das Gericht der öffentlichen Meinung stellt, und durch Veränderung und Verbesserung des Wahlgesetzes, das Jedem Sitz und Stimme verschließt, der nicht von einem achtbaren und unabhängigen Wahlkörper erwählt ist.

Trotzallebem fand die Schrift Bolingbroke's viele und eifrige Anhänger. Man verkannte nicht ihre absolutistischen Neigungen, aber man betrachtete sie als hauptsächlich gegen Walpole gerichtet; daher war sie selbst manchen erprobten Freiheitsfreunden aus der Schule Sidney's und Locke's willkommen. Sicher gebührt ihr der Ruhm, zuerst den Kampf gegen das seiner Bestimmung untreu gewordene Parlament eröffnet zu haben. Und dadurch wurde sie für die politischen Bewegungen der nächsten Jahrzehnte ein sehr gewaltiger Anstoß.

2.

Die Juniusbriefe und das erste Auftreten Burke's.

Friedrich, der Prinz von Wales, war gestorben. Am 25. October 1760 folgte Georg III. seinem Großvater Georg II.

Dieser Thronwechsel war nicht blos ein Wechsel der Personen, sondern ebensosehr und noch mehr ein Wechsel des Systems. Die beiden ersten Könige aus dem Hause Hannover waren absichtlich den inneren Angelegenheiten Englands fern geblieben; sie glaubten nicht an den Bestand ihrer Herrschaft; ihr deutsches Kurfürstenthum lag ihnen weit mehr am Herzen. Georg I. war froh darüber, alle Thätigkeit und alle Verantwortlichkeit lediglich seinen Ministern übertragen zu sehen; und obgleich Georg II. zu Zeiten sehr heftig (vergl. Life of Lord Hardwicke, Thl. 2, S. 106) seinen Aerger aussprach, daß in England »die Minister König seien«, so ertrug doch auch er mit stiller Entsagung das ihm durch die Verfassung verhängte Schicksal. Anders Georg III. Beschränkt und frömmelnd und ein Muster von häuslichem Sinn und treuer Freundschaft, war er doch in allen Staatsdingen sehr eigensüchtig, und wenn man seine Absichten durchkreuzte, äußerst rücksichtslos und oft sogar grausam. Um jeden Preis wollte er die Macht der Krone vermehren. Und seine herrschsüchtige Mutter und deren Günstling, der schottische Lord Bute, welcher Erzieher des jungen Königs gewesen und nach kurzer Frist sein erster Minister wurde, bestärkten ihn in diesem Plane.

So wurde in der That die erste Regierungszeit Georg's III. eine Zeit der heftigsten Gährung, ein Kampf der tiefsten Gegensätze. Die Versuche der Unterdrückung erstrecken sich vornehmlich auf den Zeitraum von 1763 bis 1782, vom Schluß des

siebenjährigen Krieges bis zur Erklärung der amerikanischen Unabhängigkeit.

Wie günstig war der König gegen seine unmittelbaren Vorgänger gestellt! — England war niemals größer nach außen und glücklicher im Innern; selbst im Kriege war sein Wohlstand gewachsen. Jakobiten kannte man kaum noch dem Namen nach; man hatte sich im Laufe der Zeit gewöhnt, das herrschende Königshaus als ein ursprünglich legitimes zu betrachten. Seit langen Jahren war Georg III. wieder der erste englische König, der ein geborner Engländer war; und wohl wissend, wie viel Werth das Volk gerade auf diesen Umstand lege, hob er es in seiner Thronrede ausdrücklich hervor, daß er, geboren und erzogen in diesem Lande, sich rühme, ein Engländer zu sein. Aber Alles umsonst! — Wer Wind säet, der darf sich nicht wundern, wenn er Sturm erntet.

Zum ersten Male seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover kamen die Tories wieder ans Ruder. Das Ministerium und der ganze Hofstaat bestanden aus Tories, alle öffentlichen Anstellungen bis in die untersten Schichten wurden in diesem Sinne geleitet. Oxford, das so lange der Sitz der Mißstimmung gewesen, wurde mit Huld und Wärme behandelt; Cambridge, das von den hannoverschen Fürsten bisher ausschließlich begünstigte, auffallend zurückgesetzt. Die schimmernden Losungsworte der neuen Regierung waren Prärogative der Krone und Vernichtung der allgemeinen Bestechung. Die Lehre Bolingbroke's sollte eine Wahrheit werden. Die Ereignisse sind jedoch mächtiger als die Menschen. Wie man auch über die Reinheit und Zweckmäßigkeit jener Maßregeln denke, sie hatten eine durchaus entgegengesetzte Wirkung. Je heftiger sich die Opposition regte, desto allgemeiner mußte man auch wieder zur Bestechung greifen. Ja die Bestechung gewann eine Ausdehnung, vor der selbst Walpole zurückgeschreckt wäre. Das Zahlamt wurde, um

Macaulay's Worte zu gebrauchen, namentlich unter Fox in einen Stimmenmarkt verwandelt; an einem einzigen Morgen wurden einmal fünfundzwanzigtausend Pfund ausgezahlt; die geringste Summe, die man gegeben, soll eine Banknote von zweihundert Pfund gewesen sein. Was Wunder, daß einem solchen Parlament gegenüber die Mißstimmung des Volks immer erbitterter und thatkräftiger wurde, und nun auch seinerseits mit allem Nachdruck auf die Umgestaltung des Parlaments drang? Kurz, Bolingbroke's Lehre von einem rettenden Staatsstreich zeigte sich in England als schlechterdings unausführbar. Nur die volksthümliche Grundlage der Verfassung wurde durch alle diese Wirren und Kämpfe gestärkt und gesteigert.

Es liegt der allgemeinen politischen Geschichte ob, die näheren Einzelnheiten von diesem Gesichtspunkte aus zu schildern. Macaulay's Abhandlung über Chatham, Lord Mahon's großes Geschichtswerk, und vor Allem John Adolphus' Geschichte Georg's III. liefern dafür die reichsten Thatsachen. Für unsere Zwecke genügt es, wenn wir das bedeutsamste und eingreifendste Ereigniß herausheben. Dies sind die berühmten Wilkes'schen Streitigkeiten.

Die Thatsachen sind bekannt. John Wilkes, der Sohn eines reichen Brauers, war als vornehmer junger Mann erzogen worden und hatte diese Vornehmheit besonders darin gesucht, daß er sich als einen der ausschweifendsten und angenehmsten Wüstlinge der Stadt bekannt machte. Sein Vermögen war bald zerrüttet. Er beschloß, sein Glück als politischer Abenteurer zu versuchen, und wurde 1757 für Aylesbury in das Haus der Gemeinen gewählt. Im Parlament hatte er keinen Erfolg; die Rednergabe fehlte ihm. Er verlangte die Gesandtschaft in Constantinopel oder eine ansehnliche Stelle in einer Colonie; Lord Bute ging nicht darauf ein. Daher seine Erbitterung. Er wurde Journalist. Er gründete den »Nord-Briten, North Briton,« der, wie jetzt die »Grenville Papers« erweisen, vornehm-

lich von Lord Temple unterstützt wurde. Der Nord-Brite befehdete mit unerhörter Keckheit und oft mit glücklichem Witz die persönliche Politik des Königs, Lord Bute, Georg Grenville. Dazu kam noch, daß er zuerst die Namen der Angegriffenen vollständig ausschrieb, während bisher die Presse sich immer nur mit der Andeutung der Anfangsbuchstaben begnügt hatte. Die Lust am Scandal verschaffte seiner Zeitung die allgemeinste Verbreitung; der Leserkreis wuchs noch, als Wilkes sich durch seine Schmähungen zwei Duelle zuzog und diese glücklich bestand. Als Bute vom Ministerium abtrat, waren vierundvierzig Nummern erschienen, und von Seiten der Regierung waren sie durchaus ungefährdet geblieben. Da erschien Nr. 45. Sie brachte eine Besprechung der Thronrede, mit welcher Georg III. die Parlamentssitzung von 1765 geschlossen hatte. Frühere Nummern hatten viel heftigere Ausfälle enthalten; jetzt aber war Grenville an der Spitze der Geschäfte, und dieser wollte von vornherein seine Stellung zur Presse deutlich bezeichnen. Wilkes wurde nach einem allgemeinen Haftbefehl (general warrant) verhaftet und in den Tower gebracht; seine Papiere wurden mit Beschlag belegt. Diese harten Maßregeln erregten das Volk aufs bitterste: die Whigs schürten das Feuer. Der Prozeß wurde vor den Gerichtshof der gemeinen Prozesse (common pleas) gebracht. Unter dem Vorsitz des Oberrichters Sir Charles Pratt erklärte der Gerichtshof die allgemeinen Verhaftsbefehle für ungesetzlich und befahl die Freilassung des Gefangenen. Je lauter das Frohlocken des Volks war, desto gereizter wurden Grenville und der König. Man benutzte ein zügelloses Gedicht, das Wilkes unter dem Titel »das Lied vom Weibe« als Parodie des Pope'schen Gedichts vom Menschen für seine zügellosen Freunde geschrieben hatte; man legte es dem Parlament vor. Wilkes wurde aus dem Hause gestoßen und geächtet; er entfloh nach Frankreich. Und jetzt gewann, was bisher nur eine rein persönliche Ange-

legenheit gewesen war, erst in Wahrheit eine tiefere politische Bedeutung. Wilkes blieb in Frankreich, bis 1768 der Herzog von Grafton ans Ruder gelangte. Wilkes war niedrig genug, mit der Regierung in Unterhandlung treten zu wollen; die Regierung aber wies diese Versuche entschieden von sich. Nun trat Wilkes als Wahlcandidat für Middlesex auf. Er wurde aufs Neue ins Gefängniß der Kingsbench gesetzt; der Gerichtshof der Kingsbench jedoch erklärte die gegen Wilkes ausgesprochene Aechtung wegen einiger Formfehler für nichtig. Wilkes wurde für Middlesex gewählt. Der König betrachtete die Ausschließung Wilkes' als eine Ehrensache. Das Ministerium bestimmte das Haus, diese Wahl umzustoßen. Viermal wurden neue Wahlen ausgeschrieben, und immer wieder blieb für Wilkes die unermeßliche Mehrheit. Dreimal vernichtete das Haus der Gemeinen diese Wahl; das vierte Mal aber sprach es auf Anreiz der Regierung, gegen alles Maß und Recht, dem Gegenkandidaten Wilkes', dem Oberst Luttrell, den Eintritt ins Parlament zu, obgleich dieser nur sehr wenige Stimmen für sich aufweisen konnte. Ein furchtbarer Sturm erbrauste. Im Parlament erhoben sich alle edlen und freisinnigen Männer gegen dies herrschsüchtige Treiben der Mehrheit; im Oberhaus vor Allem Lord Chatham, im Unterhaus Burke und sogar Grenville selbst. Aerger noch war die Stimmung im Volk. Es wogte und wühlte in allen Schichten. In einem Zustand so tiefen Grolles war England seit der Revolution nicht mehr gewesen.

Mochten nun immerhin diese wilden Fluthen wieder ruhig verlaufen, es hinterblieben sehr nachhaltige Spuren. Diese Streitigkeiten deckten offen den Grundschaden des Parlaments auf. Es enthüllte sich das Geheimniß, daß das Parlament nicht eine demokratische Vertretung des Volks sei, sondern nur eine Oligarchie der bevorzugten aristokratischen Familien.

Am 24. März 1770 überreichte die Londoner Bürgerschaft

dem König eine Adresse, welche scharf und feierlich aussprach, daß die englische Verfassung durch den Mangel eines gesetzmäßig gewählten Unterhauses ebensosehr verletzt und vernichtet werde wie durch den Mangel eines gesetzmäßigen Monarchen; das Recht, Gesetze zu geben, gehöre wesentlich und ausschließlich den Repräsentanten des Volks; dies Recht werde zu eitel Trug, sobald bewiesen werden könne, daß viele Parlamentsmitglieder nicht mehr Repräsentanten des Volks seien: diese Zeit aber sei jetzt gekommen, das Unterhaus repräsentire das Volk nicht mehr. Und ganz in demselben Sinne sprach Lord Chatham im Parlament. Die Frage nach der Parlamentsreform trat von jetzt an in den Vordergrund aller politischen Fragen; und nur die drängenden Ereignisse des amerikanischen Krieges, der französischen Revolution und der napoleonischen Weltherrschaft waren die Ursache, daß sich die Fortsetzung dieser Reformfrage bis in unsere eigene Gegenwart vertagte.

Der König hatte es übel gemeint mit der Verfassung; im Grunde aber erhielt diese erst durch die Wilkes'schen Kämpfe ihren wirklichen Schlußstein. Die Entdeckung des Uebels brachte zugleich auch die Heilung. Das Volk fand Mittel, seinen eigenen Willen kund zu geben und das Parlament fortan unter seine prüfende Aufsicht zu stellen. Aus dieser Zeit nämlich stammen die ersten englischen Meetings, die seitdem — man denke an Cobbett, O'Connell und Cobden — die Hauptwaffe der politischen, besonders der demokratischen Volksbewegungen geworden sind; und ebenso stammt aus dieser Zeit die Veröffentlichung der Parlamentsverhandlungen durch die Presse. Bis dahin war das Parlament gegen die Presse immer aufs grausamste verfahren. Dasselbe Parlament, das einst den Stuarts so harte Vorwürfe über die Sternkammer und die Verfolgung der Presse gemacht hatte, war jetzt selbst eine solche Sternkammer geworden. Jede Anspielung auf die Verhandlungen, jede Mittheilung und Beurtheilung

der gehaltenen Reden, jede Mißbilligung der ergriffenen Maß=regeln galt als ein schweres Verbrechen, das sogleich mit Geldbuße, Kerker und Pranger bestraft wurde; wir wissen, wie Steele eine mißliebige Flugschrift sogar mit der Ausschließung aus dem Par=lament büßte. Seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover waren die Zeitungen bereits vollständig im Gange, sie erschienen täglich, berichteten über innere und auswärtige Politik und brachten zahlreiche Anzeigen jeder Art; noch immer aber war ihnen die Mittheilung der Parlamentsverhandlungen untersagt; von Zeit zu Zeit wiederholte das Parlament die Erklärung, daß es eine Beleidigung des Parlaments und eine Verletzung seiner Vor=rechte sei, wenn irgend eine Zeitung über das Haus selbst oder über die einzelnen Ausschüsse zu berichten wage. Die gährende Unruhe zur Zeit des Wilkes'schen Streites durchbrach diese Schranke. Die Sitzungen waren stürmisch, die Aufregung außer=halb des Parlaments gewaltig. Diese Stimmung benutzte der unternehmende Herausgeber der »Evening-Post,« Namens Almon, und brachte in seiner Zeitung wöchentlich dreimal alle Einzelnheiten der Parlamentsverhandlungen, so weit er sie aus den mündlichen Ueberlieferungen einzelner Abgeordneter zusammenstellen konnte. Zwei Sitzungen hindurch ward er nicht belästigt, und der Erfolg, den seine Zeitung errang, ermuthigte die anderen Zeitungen, ihn nachzuahmen. Das Haus der Gemeinen fühlte sich dadurch be=leidigt und rief 1771 die Herausgeber vor den Gerichtshof. Diese erschienen nicht. Darauf erließ das Parlament gegen sie Verhaftsbefehle. Der Lordmayor und Wilkes, welcher jetzt Alderman war, setzten die Verhafteten in Freiheit, weil sie der Ordnung und den Vorrechten der Stadt London zuwider verhaftet seien. Das Haus der Gemeinen gab dem Lordmayor, obgleich dieser selbst im Parlament saß, einen Verweis und schickte ihn in den Tower. Jedoch wurden der Lordmayor und die verfolgten Drucker wieder in Freiheit gesetzt, noch bevor die eigentliche Gesetzesfrage ent=

schieden war. Das nächste Haus der Gemeinen erneuerte den Streit nicht und ließ ungehindert die Sitzungsberichte drucken. Und in diesem Zustand steht die englische Presse noch; gesetzlich nicht anerkannt, sondern nur geduldet, in Wahrheit aber der Hort der gesammten englischen Freiheit.

In der Literatur spiegeln sich diese Bewegungen am getreusten in den berühmten Juniusbriefen und in der ersten Wirksamkeit Edmund Burke's. Der Verfasser der Juniusbriefe und der jugendliche Burke schießen ihre heftigsten Pfeile gegen das Parlament. Reinigung des Parlaments und Reinigung der englischen Verfassung ist ihnen ein und dasselbe.

Wir betrachten zunächst die Juniusbriefe.

Eine der beliebtesten Zeitschriften jener Zeit war der »Public Advertiser«, gedruckt und herausgegeben von Mr. Henry Sampson Woodfall. Sie gehörte der Opposition an und brachte oft Beiträge von Mitarbeitern, die dem Herausgeber selbst unbekannt waren. In dieser Zeitschrift trat zuerst im April 1767 ein Schriftsteller auf, der unter den verschiedensten Namen schrieb; bald unter der Maske Mnemon, Atticus und Brutus, bald unter der des Lucius. Jedoch gingen diese Briefe ziemlich spurlos vorüber. Da erschien am 21. Januar 1769 ein neuer Brief, unter der neuen Bezeichnung Junius. Er enthielt einen sehr heftigen und lästernden Angriff gegen das gesammte Ministerium, und besonders auch gegen Lord Granby, der damals Oberbefehlshaber der Armee war. Sir William Draper, General in der Armee und Ritter vom Bathorden, erhob sich, um Lord Granby, seinen alten Freund, zu vertheidigen. Junius stand Rede, erneute seine Vorwürfe und versetzte auch Herrn William Draper selbst einige sehr verletzende Streiche; es entspann sich ein anhaltendes Gefecht, das mit Draper's unbedingter Niederlage endete. Seitdem richtete sich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf Junius. Mit Ungeduld wurde jeder neue Brief erwartet; und der eine war

immer geistvoller und schlagender als der andere. Der Stil gewann dramatisches Leben, indem sich Junius, so zu sagen, verdoppelte und unter dem Namen Philo-Junius sich zu seinem eigenen Anwalt und Beistand machte; und auch die Gegenstände wurden immer bedeutender und eingreifender. Nunmehr wendete sich eine Reihe von Briefen mit leidenschaftlicher Satire gegen den Herzog von Grafton; dann wurde Dr. Blackstone angegriffen wegen seiner volksfeindlichen Abstimmung in der Wilkes'schen Sache; darauf wurde im September der Krieg gegen den Herzog von Bedford eröffnet; und im December endlich erstieg die Verwegenheit die äußerste Spitze; Junius schrieb wuthentbrannt seinen berühmten Brief gegen den König.

Niemand kannte den Verfasser. Unbestimmte Vermuthungen wiesen bald auf Burke oder Dunning, Boyd oder Dyer, Georg Sackville oder Gerard Hamilton. Da nirgends ein sicherer Beweis vorlag, hielt man sich an den Drucker. Im Jahre 1770 wurde Woodfall angeklagt, weil er den Brief an den König veröffentlicht; und ebenso einige andere Buchhändler, wie z. B. Almon, weil sie diesen Brief wieder abgedruckt und verbreitet hatten. Sie wurden verurtheilt. Wie aber damals die öffentliche Stimmung war, vermehrte dieser Prozeß nur den Ruhm und den Beifall des kühnen Schriftstellers.

Auch im Jahre 1770 und 1771 wurden die Juniusbriefe fortgesetzt. Jetzt wurden besonders Lord Mansfield, der bei den Untersuchungen gegen den Drucker den Vorsitz geführt hatte, und John Horne oder, wie er später hieß, Horne Tooke, der in der Verfolgung gegen Wilkes ein sehr eifriger Vasall des Ministeriums war, die hervorstechendste Zielscheibe. Jedoch sind diese Angriffe schwächer als die früheren. Die ganze Reihe der Briefe vom Januar 1769, da sie begannen, bis zum Januar 1772, da sie endeten, beläuft sich auf neunundsechzig, die Briefe von Philo-Junius, Draper und Horne mit einbegriffen.

Es kann jetzt als ausgemacht gelten, daß der Verfasser der Juniusbriefe Sir Philipp Francis war. Francis war 1740 zu Dublin geboren; er kam 1763 in das Kriegsamt, trat aber im März 1772 wegen einer dienstlichen Zurücksetzung aus diesem aus; 1774 wurde er als Rath des indischen Gerichtshofes nach Kalkutta geschickt, von wo er 1781 nach England zurückkehrte; 1806 wurde er Ritter des Bathordens, 1818 starb er. Handschrift, alle äußeren Umstände, die Aehnlichkeit des Stils der Juniusbriefe mit den sonst bekannten Schriften Sir Philipp's erhärten diese Vermuthung, die zuerst von John Taylor in der ersten Ausgabe (1813) seines »Junius identified« ausgesprochen wurde, fast unwiderleglich. Und obgleich Francis selbst niemals sein offenes Eingeständniß gegeben hat, so ist es doch jedenfalls sehr beachtenswerth, daß er seiner Frau grade die Juniusbriefe zum Hochzeitsgeschenk verehrte und nach seinem Tod ein versiegeltes, an die Wittwe adressirtes Packet hinterließ, welches das eben erwähnte Buch Taylor's enthielt. Vergl. Mahon's englische Geschichte. Tauchnitzausgabe Band 5, S. 379.

Der nichtenglische Leser, der heut diese Briefe in die Hand nimmt, kann sich leicht versucht fühlen, sie für nichts weiter als für sehr bissige, wild grausame, wenn auch sehr witzige Pasquille zu halten. Jedoch ist es eine unleugbare Thatsache, daß die Engländer selbst nach wie vor diese Juniusbriefe unter die klassischen Werke ihrer Literatur rechnen und sie noch heut mit der lautesten Befriedigung wieder und wieder lesen. Der glänzende Stil allein reicht nicht hin, diese Thatsache zu erklären, so kühn und hinreißend, so beredt und kunstvoll er immerhin sein mag. Der tiefere Grund liegt vielmehr darin, daß diese Briefe eine durchschlagend prinzipielle Bedeutung haben.

Sie wurzeln im Lebensnerv der englischen Verfassung; in der Vertheidigung der Wahlfreiheit, der freien Presse und der freien Gerichtsbarkeit. Begeistert spricht Junius diese Zwecke in

der herrlichen Vorrede an das englische Volk aus. Dort sagt er: »Wenn ein aufrichtiger und, ich darf sagen, ein angestrengter Eifer für das öffentliche Wohl nur einiges Gewicht in Eurer Achtung erworben hat, so laßt Euch von mir ermahnen und beschwören, nie einen Angriff auf Eure Staatsverfassung, scheine derselbe auch noch so gering, ohne entschlossenen und beharrlichen Widerstand durchgehen zu lassen. Ein Vorgang erzeugt den anderen; sie häufen sich schnell und werden zum Gesetz; was gestern Factum war, ist heute Doctrin. Seid versichert, daß die Gesetze, welche uns und unsere bürgerlichen Rechte schützen, aus der Verfassung entspringen und mit ihr fallen oder fortblühen müssen. Ich darf nicht zweifeln, daß Ihr einmüthig die Wahlfreiheit behaupten und Euer ausschließliches Recht, Eure Vertreter zu wählen, geltend machen werdet. Aber es sind andere Fragen erhoben worden, über die Eure Entscheidung ebenso deutlich und einmüthig sein sollte. Laßt es in Eure Seele geschrieben sein, laßt es Eure Kinder sich einprägen, daß die Freiheit der Presse das Bollwerk aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte des Engländers ist, und daß das Recht der Schwurgerichte, in allen denkbaren Fällen einen allgemeinen Ausspruch über Schuld oder Unschuld zu thun, ein wesentlicher Theil Eurer Verfassung ist, der durch die Richter nicht beschränkt, noch durch die Gesetzgeber in Frage gestellt werden darf. Die Gewalt des Königs, der Lords und der Gemeinen ist keine willkürliche Gewalt. Sie sind die Beauftragten, nicht die Eigenthümer des Staats. Unser ist das Lehn.« Dies ist der durchgehende Grundgedanke, der durch alle einzelnen Briefe in den allermannichfaltigsten Wendungen klar erkennbar hindurchleuchtet.

Für die Ehrlichkeit und den inneren Ernst der Gesinnung ist es ein um so schöneres Zeugniß, daß diese Briefe trotz ihrer durchaus volksthümlichen Grundlage doch nicht immer nur mit dem Strome der leicht wandelbaren Tagesmeinung schwimmen. Im

Gegentheil. Junius läßt nicht nur jederzeit auf das entschiedenste fühlen, wie er zwar die Sache Wilkes', aber nicht Wilkes' Persönlichkeit schätze; sondern er hält auch ganz im Gegensatz zu den damals beliebten Wünschen, ja sogar im Gegensatz zu den wirklichen Bedürfnissen des Volks die Obergewalt des englischen Parlaments über Amerika, die Matrosenpressung und — wie seltsam! — das Wahlrecht der kleinen Burgflecken aufrecht. »Verlangen nun einmal,« sagt er verächtlich, »der Kaufmann und der Fabrikant nach Wahlstimmen, was hindert sie denn, sich Land zu kaufen und ebenfalls Freisassen zu werden?«

Genau um dieselbe Frage nach der Stellung und Zusammensetzung des Parlaments dreht sich auch die erste Wirksamkeit Burke's. Er war zuerst ein sehr entschiedener Vertheidiger der Volksfreiheit, so sehr er sich auch später nach Ausbruch der französischen Revolution auf die entgegengesetzte Seite wendete.

Edmund Burke war am 12. Januar 1728 in Irland geboren. Die erste Erziehung erhielt er von Quäkern; der orientalische Schwung seiner Rede hat hier vielleicht ihren Ursprung. Mit sechzehn Jahren trat er in das Trinity-College der Universität Dublin. Er bestimmte sich für die Advokatur und kam 1750 nach London, um Mitglied des Temples zu werden; diese Laufbahn aber behagte ihm wenig. Zwei oder drei Jahre nachher bewarb er sich um den Lehrstuhl der Logik an der Universität Glasgow und schrieb zu diesem Behuf eine Widerlegung Berkeley's, die nicht mehr vorhanden ist. Bekannt wurde Burke erst, als er, achtundzwanzig Jahre alt, 1756 sein Buch über den Naturzustand, »The Vindication of natural Society,« veröffentlichte, in welchem er zu zeigen versuchte, daß die Uebel der Menschheit vornehmlich in der künstlichen Gesellschaft, in den Gesetzen und der Regierung ihren Grund hätten. Dies Buch war in Bolingbroke's Stil gehalten, und galt daher auch anfänglich für ein Werk Bolingbroke's; Mallet, der Herausgeber Bolingbroke's,

sah sich ausdrücklich genöthigt, diesem Gerücht zu widersprechen. Einige Monate später, noch in demselben Jahre, erschien der berühmte »Essay on the Sublime and Beautiful, über das Erhabene und Schöne« kurz nachdem Hogarth seine anregende Analyse der Schönheit geschrieben hatte. Im Jahre 1758 begründete Burke in Gemeinschaft mit dem Buchhändler Dodsley das noch heut bestehende »Annual Register« und bearbeitete eine Zeitlang in diesem die politischen Capitel ganz ausschließlich. Aber das Alles sind nur Vorspiele. Seine eigenste Bedeutung fand Burke erst, als er im Jahre 1765 in das Parlament trat, erwählt vom Burgflecken Wendower, in Buckinghamshire.

Nichts ist irrthümlicher, als wenn man die durchaus verschiedene Haltung Burke's vor und nach der französischen Revolution aus einem plötzlichen Sinneswechsel ableitet. Im Wesentlichen ist Burke immer derselbe geblieben. Seine Anschauungsweise war und blieb eine durch und durch konstitutionelle; er ist der entschlossene und streng folgerichtige Parteigänger der englischen Verfassung von 1688. Diese war ihm das Ideal aller Politik; in ihr sah er die Herrschaft der Bildung und des Besitzes; sie war ihm theuer und ehrwürdig durch ihre naturwüchsige Entwicklung. Wer diese Verfassung von 1688 verletzte und angriff, den haßte und verfolgte er, gleichviel von welcher Seite diese Angriffe und Verletzungen kamen. Es ist durchaus eine und dieselbe Gesinnung, die ihn erst zum Kampf gegen die Uebergriffe der Krone und des Parlaments und sodann gegen die Uebergriffe der demokratischen Neuerungen treibt, sowie es derselbe unwandelbare Gerechtigkeitssinn ist, der ihn zum Vertheidiger der amerikanischen Unabhängigkeit und zum Ankläger von Warren Hastings macht.

Hier haben wir es ganz ausschließlich nur mit der ersten parlamentarischen Wirksamkeit Burke's zu thun.

Es ist äußerst bedeutsam, daß Burke in allen Hauptpunkten

mit Junius aufs innigste Hand in Hand geht. Wer in Junius nur die gehässigen Uebertreibungen eines wilden Demagogen sieht, der wird sein Urtheil berichtigen, wenn er in Burke dieselbe Schilderung der traurigen Zustände und dieselben Besserungsvorschläge findet.

Am wichtigsten sind in dieser Beziehung Burke's »Betrachtungen über die Ursachen der gegenwärtigen Unzufriedenheit«. Diese Thoughts of the cause of the present discontenty erschienen im Jahre 1770.

Wir können nicht, [illegible] Grundgedanken dieses schwungvollen, tief schneide[illegible]s [illegible]r näher hervorzuheben. Sie lauten:

»Unzufrieden ist unser[illegible]s ist unleugbar; woher aber diese Unzufriedenheit? [illegible] Bestand des Parlaments ist seit der Revoluti[illegible] noch [illegible] ne laut geworden; dem Hofe ist es bequem, [illegible] zu [illegible]en, [illegible]s zwischen Minister und Volk steht, das V[illegible] a[illegible] er [illegible] wendigkeit seiner Vertretung, und auch das Haus der [illegible] e[illegible] selbst strebt, sich so viel Macht als möglich zu geben; denn je mächtiger es ist, desto höher kann es seine Abstimmung verwerthen. Aber es hat sich gezeigt, daß mit dem Bestand des Parlaments allein nichts gewonnen ist; es kommt darauf an, daß das Parlament auch in Wahrheit der getreue Ausdruck und die kräftige Geltendmachung des Volkswillens sei. Leider ist dieß jetzt nicht der Fall. Die Macht der Krone, todt und gebrochen als Prärogative, ist von Neuem mit weniger Gehässigkeit, aber mit mehr Stärke, unter dem Namen des Einflusses erstanden; eines Einflusses, der ohne Geräusch und ohne Gewaltsamkeit sein Wesen im Stillen treibt und doch die größten Gegner der Macht in willkürliche Werkzeuge derselben verwandelt und Glück und Unglück des Landes in gleicher Weise für seine eigensüchtigen Zwecke ausbeutet. Und dieser Einfluß der Krone wird von Tage zu Tage gefährlicher. Friedrich,

der Prinz von Wales, hat zuerst diese Plane geschmiedet, sein Sohn Georg führt sie immer dreister ins Leben. Das Hauptmittel ist, die Stände unter einander zu veruneinigen; die Großen und Reichen schüchtert man durch die Schrecken eines Pöbelregiments ein, und das Volk regt man auf durch die Vorspiegelung einer aristokratischen Tyrannei.«

»Es ist jetzt die offene Absicht der Krone, sich auf Kosten der Staatsgewalt zu verstärken. Die Anhänger dieses neuen verderblichen Systems nennen sich des Königs Freunde, the king's men oder the king's friends, gleich als ob alle übrigen Unterthanen Feinde des Königs seien; und das ganze System, das eine so scharfe Sonderung zwischen der geheimen Leitung der Camarilla und der verfassungsmäßigen des Ministeriums durchführt, wird gewöhnlich das doppelte Kabinet, the double cabinet, genannt. Das Parlament hat die Pflicht, dies Unwesen zu beseitigen. Das Volk eines freien Staates, das so sorgsam darauf bedacht gewesen ist, daß seine Gesetze aus der allgemeinen Uebereinstimmung Aller hervorgehen, kann nicht so sinnlos sein, die Ausführung dieser Gesetze Personen anheimzugeben, die nicht verantwortlich sind. Und in der That ist es bis auf die jüngste Zeit auch immer das erste Augenmerk des Parlaments gewesen, der Regierung jede Unterstützung vorzuenthalten, bis die Gewalt in die Hände eines Ministeriums kommt, das das Vertrauen des Parlaments und des Volks besitzt. Denn Das grade ist der wichtigste Theil unserer Verfassung, daß das Volk, durch seine Abgeordneten und durch die Lords, mit der Gesetzgebung betraut, durch die Negative des Königs, der König aber, mit der Wahl und der Berufung der Executivbeamten betraut, durch die Negative des Volks, d. h. durch die Verweigerung der parlamentarischen Unterstützung beaufsichtigt wird. Hört diese gegenseitige Beaufsichtigung auf, so ist die ganze Verfassung verloren.«

»Jetzt aber erfüllt das Parlament diese Aufgabe nicht; jetzt

ist es nur ein willfähriges Werkzeug des Hofes. Jetzt verfährt das Parlament, als sei es, in Gemeinschaft mit dem König, eine Controle über das Volk, während es doch eine Controle aus dem Volk und zu Gunsten des Volks sein soll. Das Parlament ist verderbt und von seiner Bestimmung abgefallen. Verderbt und abgefallen ist jedes Parlament, erstens, wenn es alle Minister ohne Unterschied unterstützt, denn damit vernichtet es seinen Endzweck als Controle, und zweitens, wenn es sich den freien Wahlen entgegenstellt, denn damit untergräbt es die gesetzliche Machtvollkommenheit, die dem Hause der Gemeinen sein Dasein giebt. Beide Mißgriffe hat das Parlament in jüngster Zeit mehr als ein Mal begangen. Nicht nur, daß jeder Minister, wer er auch sei, mit Sicherheit für alle seine Maßregeln über die Mehrheit gebietet; in der letzten Sitzung machten sogar die Freunde des Königs den dreisten Versuch, das Wahlrecht selbst zu verändern. Man wollte dem Hause der Gemeinen die Macht und das Recht ertheilen, gewisse Stände und Personen, die ihm mißliebig seien, nach eigenem Gutdünken ausschließen und dafür Andere in sich aufnehmen zu dürfen, die weder von der Mehrheit der gesetzlichen Wähler noch durch irgend ein anerkanntes Gesetz gewählt sind. Ein Verfahren dieser Art greift tief in den innersten Lebenskern der gesammten Verfassung. Wenn Wilkes blos deshalb vom Parlament ausgeschlossen wird, weil er sich offen den Hofkabalen entgegenstellte, und dadurch für den Hof ein Gegenstand des Hasses und für das Volk ein Gegenstand der allgemeinsten Liebe wurde, so hört diese Frage auf eine persönliche zu sein; es liegt in ihr vielmehr die ganz allgemeine Frage: soll Derjenige, der es wagt, die bestehende Gewalt zu bekämpfen, mit einem Makel gebrandmarkt sein, oder ist das Volk im Stande, die Freunde und Vertheidiger seiner Rechte und Freiheiten vor solcher Unbill zu schützen? Ein Volk, das diese Macht aufgiebt, giebt sich selbst auf. Wo findet es

noch ferner die Vertheidiger seiner Freiheit? Alle Parlamentsmitglieder, die auf Seiten des Hofes stehen, schwelgen in Fülle und Ueppigkeit und haben reichlich Gelegenheit, durch allerlei Spenden und Vermittlungen sich unter dem Volke Gunst und Anhang zu schaffen; die Mitglieder der Opposition dagegen wandeln einen Dornenpfad. Kann ihnen also das Volk nicht ihre schwere Pflicht erleichtern und sie vor den unaufhörlichen Kränkungen und Verletzungen bewahren, so ist diese Pflicht ein Ding der Unmöglichkeit. Und was wird unter solchen Umständen zuletzt aus dem Parlament selbst? Kann das Haus der Gemeinen eine Controle für die anderen Zweige der Regierung sein, wenn es nicht selbst durch seine Wähler controlirt wird und wenn diese Wähler in ihrem Wahlrecht nicht ein Recht besitzen, das vom Hause selbst niemals aufgehoben oder nur beeinträchtigt werden kann? Darf das Haus selbst in dieses Wahlrecht hineinsprechen, so geht es nicht mehr vom Volke aus, sondern steht über ihm und ist eine freie und unabhängige Macht für sich.«

»Diesen entsetzlichen Unordnungen muß Einhalt gethan werden, soll nicht Parlament und Verfassung zu eitel Tand und Flitter herabsinken. Aber auf welche Weise?

»Meist schlägt man als das geeignetste Mittel vor, die Dauer des Parlaments zu verkürzen und alle Staatsdiener oder wenigstens einen großen Theil derselben aus dem Parlament zu entfernen. ‚Ich meinestheils hege nicht viel Zuversicht auf eine dreijährige Parlamentsdauer oder auf eine Bill gegen die Staatsbeamten. Kurze Parlamente sind verderblich; die häufigen Wahlumtriebe stürzen das Volk in ewige Gährung, und die oft wiederholten Bestechungen von Seiten der Regierung werden dann nur um so kostspieliger und nachtheiliger. Und beraubt sich das Parlament eines großen Theiles der Staatsdiener, so beraubt es sich zugleich eines Theiles seiner besten und einsichtigsten Kräfte; gewiß wäre es besser, daß keinerlei äußerer Einfluß

irgend ein Parlamentsglied bestimmen und bestechen könnte, aber unter allen derartigen Einwirkungen ist ein Staatsamt die am wenigsten entehrende und die für das Land heilsamste. Die Hauptsache und die unerläßlichste Grundlage für jeden Besserungsvorschlag bleibt die Wiederherstellung des freien Wahlrechts und nach dieser Wiederherstellung des Wahlrechts die allezeit wache Aufmerksamkeit des Volks auf das Verhalten der einzelnen Parlamentsglieder. Alle Abstimmungen müssen öffentlich bekannt gemacht werden. Bethätigt sich durch diese Mittel das Volk in Wahrheit als der Grund und die Spitze des Parlaments, so wird das Parlament ganz von selbst wieder zu seiner naturgemäßen Stellung zurückkehren. Es wird alles falsche Flitterwerk ungesetzlicher Macht als Brandmale der Knechtschaft von sich abweisen; es wird nicht dulden, daß Männer ohne das Vertrauen des Volks und der öffentlichen Meinung mit der Macht der Regierung betraut werden; es wird, statt des Werkzeuges der Regieruug, wieder deren Controle werden. Und damit ist das richtige Verhältniß wieder hergestellt, das darin besteht, daß das Ministerium dem Hause der Gemeinen und das Haus der Gemeinen dem Volk verantwortlich ist.«

Dies ist der Inhalt dieses denkwürdigen Buches, das noch jetzt in England als das bindende Glaubensbekenntniß eines jeden ächten Whigs oder, besser gesagt, eines jeden wahren Freiheitsfreundes betrachtet wird.

Weniger bedeutend in den allgemeinen Gedankenausführungen, aber noch thatsächlicher und darum nur um so unmittelbarer eingreifend ist die berühmte Rede, die Burke im Parlament hielt, als er am 11. Februar 1780 zum ersten Male seine Bill zur Finanzreform einbrachte. Sie führt den Titel: Speech on presenting to the House of Commons a Plan for the better Security of the Independence of Parliament and the Economical Reformation of the Civil and other Establishments.

Lord Brougham hat diese Rede ein unentbehrliches Handbuch für jeden Reformer genannt. Anziehend und spannend selbst in den trockensten finanziellen Darlegungen ist sie eine glühende Standrede gegen die Sinecuren, gegen den Mißbrauch der Pensionen, gegen die Unordnungen der Civilliste, eine Brandrakete gegen das System der allgemeinen Bestechung. »Laßt uns,« ruft der Redner am Schluß begeistert aus, »alle die Ketten, Tabatièren, Miniaturbilder und all den anderen Tand, der das Unterpfand unseres Verraths und das Denkzeichen unserer Schmach ist, mit Verachtung zurückweisen; laßt uns wieder bei uns selbst einkehren, und aller Hader und Zank wird auf einmal enden. Vernichtet die unnatürlichen und verfassungswidrigen Schranken, die das Parlament vom Volk trennen. Bedenkt, daß Ihr zum Volk gehört und selbst das Volk seid. Erweckt in dem Volk wieder das Vertrauen, daß Ihr zwar die Krone ehrt, aber vor Allem dem Volk dient; daß Ihr der Anwalt des Volks seid, nicht sein Frohnvogt.«

Im Jahre 1781 erneuerte Burke seine Reformbill; er fand einen neuen Bundesgenossen am jüngeren Pitt, der damals eben in die politische Laufbahn eintrat. Im Jahre 1782, unter der Verwaltung des Lord Rockingham, wurden zum Theil diese Vorschläge verwirklicht; mehr als zweihundert unnütze Stellen verschwanden. Damit war der herrschenden Bestechung die Spitze abgebrochen. Die Geschichte des parlamentarischen Lebens in England zeigt deutlich, daß seitdem die Sitten und Charaktere der englischen Staatsmänner edler und gewissenhafter geworden sind.

Somit war der erste und wichtigste Anfang für die Hebung und Läuterung des Parlaments gewonnen. Schon in demselben Jahre, im Jahre 1782, wurde die Ausschließung Wilkes' widerrufen und aus den Büchern des Hauses gestrichen. —

3.

Adam Smith.

Addison schildert in einem herrlichen Aufsatz des Spectator über die Londoner Börse mit sehr lebendigen Farben die Größe des englischen Weltmarkts. »Wenn ich auf der Börse bin,« ruft er begeistert aus, »und sehe all das bewegte Treiben, so habe ich mir oft vorgestellt, was wohl einer jener alten Könige, die dort abgebildet sind, sagen würde, wenn er auferstände und mitten in diesen bunten Trubel hineinträte. Wie gewaltig würde er staunen, daß hier auf diesem Platz, der einst ein kleiner Flecken seiner früheren Besitzungen war, alle Sprachen der Welt durcheinanderschwirren, und daß gar Mancher, der zu seiner Zeit nichts gewesen wäre als der Vasall irgend eines mächtigen Barons, jetzt gleich Fürsten um Summen unterhandelt, die größer sind, als früher jemals der königliche Schatz barg. Der Handel hat, ohne das brittische Gebiet zu erweitern, uns eine Art Nebenreich gegeben; er hat die Fülle des Wohlstandes vermehrt, er hat unsere Ländereien unendlich werthvoller gemacht und hat Gewerbzweige hervorgerufen, die eben so werthvoll als die Ländereien selbst sind.« Mit diesem stolzen Selbstgefühl sprach der Engländer bereits unter der Königin Anna.

Und er konnte es. Es ist ein Irrthum und zugleich ein Unrecht, wenn man immer behauptet, daß England seine Handelsgröße hauptsächlich seiner geographischen Lage verdanke. Als die Entdeckung Amerikas und der neuen Straße nach Indien dem Handel eine bis dahin ungeahnte Ausdehnung gab und ihn in Wahrheit erst zum Welthandel machte, stand England nicht günstiger als alle übrigen Länder Europas. Aber England schritt vor, während alle anderen Länder zurückschritten. Holland und die

Hansestädte überflügelte England durch seine äußere Machtstellung, Frankreich und Spanien durch seine innere Freiheit, die es nicht zuließ, daß die Wohlfahrt des Volks von dynastischen Launen und Sondergelüsten durchkreuzt und geschmälert werde. Namentlich seit Wilhelm von Oranien ist die englische Politik wesentlich Handelspolitik. Eine Abhandlung von Eugen Forcade in der Revue des deux Mondes 1843 (Augustheft) führt sehr schön aus, wie Wilhelm III., schon in Holland an die sorgsamste Beachtung des Handels gewöhnt, sich um so mehr gedrängt fühlte, dem Handel und Gewerbfleiß allen Vorschub zu leisten, ja unermeßlichere Summen seine langjährigen Kriege erheischten. Wilhelm wollte die Nothwendigkeit neuer Auflagen umgehen und suchte seine Bedürfnisse durch Anleihen zu decken, welche den Einfluß der Handels- und Börsenmänner erhöhten. Und ebenso sah sich das Haus Hannover vorzüglich an die Begünstigung des Handels gewiesen; denn der Grundbesitz war vorwiegend in den Händen seiner torystischen Widersacher.

König Georg I. eröffnete die Parlamentssitzung von 1721 mit folgenden Worten: »In der gegenwärtigen Lage der Dinge würden wir unsere nächste Obliegenheit verkennen, wollten wir unsern Handel vernachlässigen, der der Grundstein der Macht und des Reichthums dieses Landes ist. Nichts aber fördert denselben so sehr, wie die Vermehrung der Ausfuhr unserer Fabrikate und der Einfuhr fremder Rohstoffe. Hierdurch sichern wir uns eine günstige Handelsbilanz, vergrößern unsere Marine und verschaffen unseren Armen Arbeit.«

Wer hört nicht in dieser von Sir Robert Walpole entworfenen Thronrede das geschäftige Auf und Ab der aus- und einfahrenden Schiffe, das laute und rastlose Hämmern und Pochen der Fabriken und Manufacturen? Die genialsten Maschinen wurden erfunden, die Hervorbringung und den Austausch der Waaren zu steigern; die kühne Anwendung des Dampfes ver-

vielfachte die Arbeitskraft bis ins Unendliche; die großen Riesenstädte des englischen Gewerbfleißes wuchsen weiter und weiter mit einer fast märchenhaften Schnelligkeit.

Ein alter Philosoph hat gesagt, die Philosophie beginne mit der Verwunderung. Wie hätte solchen gewaltigen Wundern gegenüber die denkende Betrachtung sich der Aufforderung entziehen können, den Gesetzen und Triebfedern dieses großen Handelsverkehrs aufs Emsigste nachzuspüren? Fast gleichzeitig mit dem großartigen äußeren Aufschwung erhob sich daher ganz naturgemäß eine Wissenschaft, die sich die Aufgabe stellte, eine Physiologie des wirthschaftlichen Lebens der Völker zu sein, wie es eine Physiologie des leiblichen Lebens der Menschen giebt. Diese Wissenschaft ist die Volkswirthschaftslehre oder die Nationalökonomie. Die Entstehung dieser Wissenschaft ist unauflöslich an den Namen von Adam Smith geknüpft. Denn hatte Smith auch bereits sehr bedeutende Vorgänger in Italien, Frankreich und in England selbst, so überwand er doch die sich schroff entgegenstehenden Einseitigkeiten dieser Vorgänger und gab den Grundsätzen dieser Volkswirthschaft zuerst eine tiefere, klar in sich zusammenhängende Begründung.

Adam Smith, geboren am 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, war seit dem Jahre 1751 zu Glasgow Professor der Moral und Logik. Als solcher gab er eine Theorie der menschlichen Empfindungen heraus, die sich ohne besondere Eigenthümlichkeit an Shaftesbury und Hutcheson anschließt. Sein eigentliches Feld fand er erst, als er 1763 nach Paris ging und bei Quesnay, dem Haupt der Physiokraten, Vorlesungen über Nationalökonomie hörte. Nachher lebte er zehn Jahre zurückgezogen in seiner Vaterstadt und verfaßte hier sein weltberühmtes Buch über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums, »An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations,« zwei Bände, London 1776. Im Jahre 1790

starb er in Edinburgh, wo er einen einträglichen Posten am Zollamt verwaltete.

Vor Smith hatte das Merkantilsystem und der Physiokratismus geherrscht. Das eine System begünstigte einseitig die kaufmännisch städtische, das andere ebenso einseitig die ackerbautreibende ländliche Bevölkerung. Smith geht von der Herrschaft der Arbeit aus und läßt auf Grund derselben alle Hebel der Gütererzeugung gleichmäßig zu ihrem Recht kommen.

Der Reichthum eines Volks besteht in der Summe der Tauschwerthe, welche es besitzt oder hervorbringt. Die Urquelle dieses Reichthums aber ist die Arbeit; die menschliche Arbeit regelt und steigert die Erzeugung der Rohstoffe, formt und bildet diese, und zieht aus ihnen den Handelsgewinn. An sich ist daher der Werth aller Güter durch die auf sie verwendete Arbeit bestimmt; diese Arbeit ist der natürliche Preis jedes Gutes; womit freilich noch nicht gesagt ist, daß der Marktpreis mit diesem natürlichen Preis zusammenfällt, denn dieser hängt von sehr zufälligen Umständen, hauptsächlich vom Verhältniß des Angebots und der Nachfrage ab. Aber es kommen zu diesem natürlichen Arbeitswerth noch andere, sehr wesentliche Bedingungen. Seitdem das Grundeigenthum eingeführt und Capital gesammelt und zur Verstärkung der Erzeugnisse der menschlichen Arbeit angewendet ist, besteht der natürliche Preis aller Waaren nicht mehr aus dem Arbeitslohn allein, sondern vielmehr aus folgenden drei Bestandtheilen: aus einem Antheil des Grundeigenthümers, der dem Arbeiter den Rohstoff lieferte, aus dem Antheil des Capitalisten, welcher die Mittel zur Arbeit lieferte, und sodann aus dem Antheil des Arbeiters selbst. Die Größe der Grundrente, des Capitalgewinnes und des Arbeitslohnes richtet sich nach wechselnden Bedingungen und Gesetzen, die Smith sehr genau bestimmt hat. Es würde zu weit führen, hier näher auf sie einzugehen. Das aber ist klar, daß sich demgemäß das gesammte jährliche Einkommen

des Volks wieder unter die drei producirenden Klassen, Arbeiter, Grundbesitzer und Capitalisten vertheilt, je nach dem Verhältniß, in welchem sie bei der Gütererzeugung mitgewirkt haben. Die Gesammtheit eines Volkes ist in der vortheilhaftesten Lage, wenn der Arbeitslohn und die Landrente hoch, der Zinsfuß aber niedrig ist. Der Zinsfuß fällt immer mehr, je größer der Vorrath der gesammelten Arbeitserzeugnisse, d. h. der Capitalien wird, den ein Volk theils durch die Beschränkung seiner Bedürfnisse, insbesondere auch durch die Beschränkung seiner unproductiven Bevölkerung, theils durch die Vermehrung und Vervollkommnung seiner Arbeit zu erlangen suchen muß. Vermehrung und Vervollkommnung der Arbeit wird aber am sichersten erreicht durch eine streng durchgeführte Arbeitstheilung, welche allerdings bereits das Vorhandensein von Capitalien voraussetzt und die, wenn auch einer sehr großen Ausdehnung fähig, doch in der Größe des Absatzmarktes ihre Grenze hat. Vergl. Roscher in der »Gegenwart«. Bd. 7, S. 114.

Wie diese theoretischen Grundlagen überall aus der unbefangenen und sorgsamen Beobachtung des wirklichen Lebens entsprungen sind, so werden sie nun auch sogleich auf die Beurtheilung und Leitung der unmittelbarsten Verhältnisse zurückgeführt. Roscher sagt a. a. O.: »Smith's Auseinandersetzungen über das circulirende Medium, über Bankwesen und Creditanstalten, seine Beweisführung, daß Alle steuerpflichtig seien, und daß der Staat das Einkommen, nicht den Erwerb besteuern müsse, waren nicht minder praktische Discurse wie die Forderungen nach der unbeschränkten Freiheit des Erwerbs im Innern und des Verkehrs nach Außen, weil sich nur durch die freie Concurrenz Aller in Angebot und Nachfrage die Marktpreise immer mehr mit dem natürlichen Preise ausgleichen, d. h. sich so billig als möglich herausstellen würden. Sei auch für den Privaterwerb der einzige Sporn der Eigennutz des Einzelnen, so sei doch die überall

freie Wirksamkeit desselben die beste und kürzeste Bahn zur Verwirklichung des Gemeinwohls, und die Thätigkeit der Regierungen müsse sich zum Besten des Landes auf die Beseitigung aller Hemmnisse der Handelsfreiheit und der freien Concurrenz in den Gewerben beschränken. Indessen verlangt Smith doch nicht, wie man meist annimmt, unbedingt Handelsfreiheit, sondern erklärt in gewissen Fällen Beschränkungen derselben für angemessen; besonders wenn die Entwicklung eines einzelnen Industriezweiges für die Sicherheit des Landes unerläßlich ist; wenn die inländischen Erzeugnisse eines Industriezweiges mit einer Steuer belegt sind; wenn zu erwarten steht, daß durch Retorsionszölle das Ausland zur Wiederherstellung der Handelsfreiheit genöthigt werde; wenn ein bestimmter Industriezweig, durch Zölle emporgetrieben, durch eine sofortige Einführung der Handelsfreiheit aber zu Grunde gerichtet würde.«

Es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß, um auch hier wieder Roscher's Worte zu gebrauchen, die rasche Entfaltung der modernen Weltindustrie in ihrer kolossalen Größe und mit ihren tausendfältigen Rückwirkungen auf den Atlasschultern dieses Mannes ruht, der die gigantische Kraft ihrer Hebel, der Arbeitstheilung, der Maschinenanwendung, der freien Concurrenz im Gewerbbetrieb des Binnenmarkts und im Handelsverkehr der Weltmärkte, die magische Kraft des Capitals und die Arcana des Geldes und des Bankwesens erkennen und anwenden lehrte. Indem Smith die naturwüchsig waltenden Kräfte und Formen zu klarer und bewußter Erkenntniß emporhob, entriß er die wirthschaftlichen Verhältnisse allen gefährlichen Schwankungen und erweckte jene begeisterte Thatfreudigkeit, die nur aus der Gewißheit der inneren Ueberzeugung hervorgeht.

Trotz aller dieser gewaltigen Einwirkungen dürfen wir aber doch nicht vergessen, daß diese durch Smith begründete Anschauungsweise eine sehr bedenkliche Schranke hat.

Ueber dem Wirthschaftlichen geht das Sittliche verloren. Nur allzubald zeigten sich die düsteren Schattenseiten der unbedingten Concurrenz und der steigenden Arbeitstheilung. Der Kleine wurde vom Großen erdrückt, der Bruch zwischen Reich und Arm wurde immer klaffender; während der summarische Reichthum des Landes riesige Fortschritte machte, wuchs das Fabrikproletariat in schreckhafter Anzahl. Und ist es denn ein menschenwürdiges Dasein, wenn auf Grund der streng durchgeführten Arbeitstheilung der Arbeiter von Kindheit an nur zu einem einzigen ununterbrochen wiederholten Geschäfte, wie z. B. zum Spitzen der Stecknadeln, abgerichtet wird und nun zuletzt ganz in sich versumpft und zur todten Maschine herabsinkt?

Hier in Adam Smith tritt die einseitig verständige Richtung des achtzehnten Jahrhunderts in furchtbarer Thatsächlichkeit zu Tage. Der Mensch gilt nur, so weit er nützlich ist; der Mensch ist nur eine wirthschaftliche Kraft, nicht ein in sich selbst berechtigtes Wesen. Allerdings erkannte schon Smith's Anhänger und Nachfolger Malthus diesen schreienden Mangel; aber er betrachtete ihn als eine unabwendbare Nothwendigkeit des Schicksals; er wußte ihn nur in die Formel zu bringen, man müsse die Natur frei gewähren lassen, indem sie das Gute und Heilsame von selbst wieder herstelle, wenn es der leidenschaftliche Mensch zu vernichten drohe. Erst Adam Müller, Sismondi und die neuesten französischen Socialisten eröffneten, freilich von sehr verschiedenen Standpunkten, gegen diese entsetzliche Noth einen wirklichen Kampf und wendeten die dauernde Aufmerksamkeit auf die Lehre von der Vertheilung der Güter. Diese »sociale Frage« ist die räthselstellende Sphinx, die täglich neue Opfer verlangt; und noch immer fehlt der rettende Oedipus, der die Lösung bringt und das gierige Ungethüm vom Felsen stürzt.

Zweites Capitel.

Die Naturreligion und die Sittenlehre.

1.

Das Christenthum als Naturreligion.

Tindal. Morgan. Chubb.

Im Jahre 1733 setzte der reiche Buchdrucker John Jlive bei seinem Tod eine Stiftung für öffentliche Reden gegen die Religion aus. Und im Jahre 1753 rief, wie Lord Mahon im sechzigsten Capitel seiner englischen Geschichte berichtet, der alte Patriot Sir John Bernard klagend im Parlament aus: »Heutzutage, scheint es, ist es für einen gebildeten Mann zur Modesache geworden, zu keiner Religion zu gehören.«

Angesichts solcher Thatsachen sollte man vermuthen, es erwarte uns hier ein tolles Fastnachtsspiel schrankenloser Freigeisterei. Aber durchaus nicht. Toland's pantheistischem Fluge mochten nur Wenige folgen; und der Einfluß Voltaire's und der französischen Encyklopädisten, der in der englischen Wissenschaft erst durch Hume und Gibbon eindrang, war noch nirgends fühlbar. Die Wahrheit ist, daß die große Mehrzahl der Gebildeten zwar die bestehenden Kirchenformen bekämpfte, mit diesem Kampf aber weder die Religion überhaupt noch insbesondere das Christenthum angetastet wissen wollte.

Die hervorstechendsten Schriftsteller dieser Richtung sind Tindal, Morgan, Chubb. Sie Alle stehen im Wesentlichen noch auf dem Standpunkt Locke's oder, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, auf dem Standpunkt der rational faith, des Denkglaubens. Als Grundwahrheit gilt, daß das Christenthum, wie man zu sagen pflegte, reine Natur- oder Vernunftreligion sei; die Lehren des Christenthums seien weder über noch gegen die Vernunft; Alles, was im Christenthum der Einsicht der Vernunft zu widersprechen oder sie zu überragen scheine, sei Nachwirkung jüdischer Lokalideen oder späterer P[illegible]iesterzusatz.

Wir betrachten daher diese [illegible]riftsteller hier nur insoweit, als ihre Charakteristik zur Charakteristik der Zeit dient. Die Kirchen- und Dogme[illegible]iker [illegible]dings, und auch Lechler und Noack, die ausführlicheren [illegible]schreiber des englischen Deismus, thun Recht daran, wenn sie namentlich Tindal und Chubb eine hohe Stelle einräumen, denn die Kritik der Wunder und Weissagungen hat ihnen gar [illegible]anche brauchbare Waffe entlehnt; der Kulturhistoriker aber, d[illegible] nur auf die innere Entwicklung der treibenden Ideen zu achten hat, kann ihnen einen eigenen und eingreifenden Fortschritt nicht zuerkennen. Sie bringen nichts Neues. Sie führen nur das bereits Erarbeitete weiter aus und ziehen die dogmatischen und geschichtlichen Folgerungen.

Matthews Tindal, 1656 zu Beer-Fervi in Devonshire geboren, war vierundsiebzig Jahre alt, als 1730 sein berühmtes Buch »das Christenthum so alt als die Schöpfung« erschien. Es führt den Titel: »Christianity as old as the Creation, or the Gospel a republication of the religion of Nature. London 1730.« Es machte sogleich außerordentliches Aufsehen; schon 1733 erschien die vierte Auflage. Ins Deutsche wurde es 1741 von Lorenz Schmidt, dem bekannten Werthheim'schen Bibelübersetzer, übertragen. Das Buch ist ermüdend weitschweifig und unübersichtlich geschrieben; aber als Grundgedanke tritt klar die

Ansicht hervor, daß es nur Eine in sich einige Religion giebt, die sogenannte Naturreligion, und daß also auch das Christenthum nur insofern wirklich Religion sei, als es mit dieser Naturreligion übereinstimme.

Tindal selbst hat sein Buch in vierzehn fortlaufende Capitel zerlegt. Man kann in ihnen aber füglich zwei Theile unterscheiden: einen allgemeinen philosophischen, der den Begriff der Naturreligion und deren Verhältniß zur Offenbarung entwickelt, und einen besonderen kritischen, der insbesondere das Christenthum vom Standpunkt dieser allgemeinen Naturreligion betrachtet und den Versuch macht, aus den vermeintlichen Schlacken den reinen Kern zu gewinnen. Der erste Theil enthält Cap. 1 bis 6, der zweite Theil Cap. 7 bis 12. Die beiden letzten Capitel, 13 und 14, sind eine kurze Zusammenfassung des Ganzen und eine Widerlegung der entgegenstehenden Ansichten.

Die natürliche Religion und die geoffenbarte, sagt Tindal, sind nicht nach ihrem Inhalt, sondern nur nach der Art ihrer Bekanntmachung von einander verschieden. Die eine besteht in der inneren, die andere in der äußeren Offenbarung des unveränderlichen Willens eines Wesens, das zu aller Zeit gleich unendlich gut und weise ist. Wenn nun dieses Wesen, d. h. wenn Gott zu allen Zeiten gewollt hat, daß alle Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen sollen, und wenn es wahr ist, daß Gott niemals die Absicht gehabt hat, daß die Menschen keine oder nur eine unvollkommene Religion haben, so ist es nothwendig, daß von Anfang an nur Eine wahre Religion gewesen, durch welche alle Menschen erkennen können, was ihre Pflicht sei. Diese Eigenschaft aber, die allein wahre Religion zu sein, kann sich nicht auf die christliche Religion allein beschränken, wenn man nicht zugleich zugiebt, daß diese so alt als die Welt ist. Die wahre Religion ist die stete Neigung des Gemüths, Gutes zu thun, um Gott zu gefallen, indem wir uns seinen Absichten gemäß verhalten. Ver-

langte eine Offenbarung weniger von uns als diese Pflicht erfordert, so würde sie ein unvollkommenes Gesetz sein; verlangte sie mehr, so wäre der Urheber derselben ein eigenlaunischer Tyrann, der seinen Unterthanen, noch dazu unter Androhung schwerer Strafen, unnöthige Dinge auferlegt. Nicht die Lehre, sondern nur der Name des Christenthums ist neu; Christus ist nicht erschienen, Neues zu lehren, er erinnert die Menschen nur an die Verletzung der Pflichten, er predigt Rückkehr und Buße. Daher bleibt nach wie vor die Vernunft, der eigentliche Grund und die Richtschnur. Nimmt man an, daß etwas nach der Offenbarung wahr sein könne, was nach der Vernunft falsch ist, so untergräbt man das Wesen der Offenbarung, denn sie würde dann den Menschen als ein unvernünftiges Geschöpf behandeln. Die Kirchenväter haben auch jederzeit die Oberherrschaft der Vernunft anerkannt; sie glauben nicht an das Christenthum, weil es offenbart, sondern weil diese Offenbarung vernünftig ist. Könnten die Menschen nicht durch ihre Vernunft Religion und Aberglauben von einander unterscheiden, so wären sie für immer an den Aberglauben gebunden, in den sie zufällig ihre Geburt warf. Die Bibel ist nur eine abgeleitete Quelle. Alles ist schriftmäßig, was mit der Vernunft übereinstimmt, wie man z. B. die einfache Rede das Confucius sehr oft zur Erläuterung der dunklen Redeweise Jesu anwenden kann; unschriftmäßig dagegen ist Vieles, was sogar in der Bibel steht. Die Apostel irrten sich in der Auslegung der alttestamentlichen Weissagungen, sie irrten sich, indem sie noch die Wiederkunft Christi zu erleben hofften; warum sollten sie sich also nicht auch in anderen Dingen geirrt haben? Unschriftmäßig, d. h. der natürlichen Religion widersprechend, sind daher in diesem Sinne alle Opfer, Sacramente und Ceremonien. Und wohl läßt Tindal auch deutlich fühlen, daß ihm selbst viele Glaubenslehren des Christenthums in diesem Sinne als unschriftmäßig gelten; jedoch führt er sie nicht näher an. Nur in Betreff

der Lehre von der Dreieinigkeit sagt er einmal: »Ich verstehe diese Geheimnisse der Rechtgläubigen nicht, will sie jedoch nicht ausdrücklich verwerfen.«

Es ist ganz folgerichtig, wenn Tindal selbst seine Denkweise als christlichen Deismus bezeichnet. Christenthum und Deismus, d. h. Christenthum und reine Vernunfterkenntniß Gottes, sind für ihn schlechterdings gleichbedeutend.

Wir haben auch hier wieder dieselbe Unpoesie und dieselbe geschichtslose Starrheit wie bei den früheren Deisten Locke und Toland. Das Christenthum ist die dem Menschen angeborene unvordenkliche Religion der Urwelt; im Laufe der Zeit hie und da verdunkelt, mit gutem Willen und leidlichem Verstand aber in jedem Augenblick wiederherstellbar. Wie seltsam! Auf dem Gebiete des Rechts behauptet Tindal ausdrücklich, daß das natürliche Recht nirgends rein dargestellt sei, sondern überall bestimmt und bedingt werde von örtlichen und zeitlichen Einflüssen; die Religion aber ist ihm von Anbeginn fertig und vollkommen, ohne daß er doch nach einem Erklärungsgrund sucht, warum diese ursprüngliche Reinheit überall so gräulich entartete. Es war in Wahrheit eine der glänzendsten Thaten Lessing's, daß er in seiner klassischen Abhandlung von der Erziehung des Menschengeschlechts die Einsicht in den pädagogischen Fortschritt oder, besser gesagt, in die innere Entwicklung und stufenweise Vervollkommnung der Religion zur Geltung brachte und damit den Grund zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Religionsbetrachtung legte.

Ganz und gar konnte doch aber auch auf diesem Standpunkt die geschichtliche Frage nicht umgangen werden. Wenn es wirklich begründet ist, daß in unvordenklicher Zeit eine solche reine Urreligion vorhanden war, wie in aller Welt war es doch möglich, daß diese so bald verdunkelte? Und war es die innerste Natur des Christenthums, diese wiederhergestellte Urreligion zu sein, warum verfiel auch dieses sogleich wieder in Aberglauben und Finsterniß?

Thomas Morgan griff diese Fragen auf. Dies ist die Bedeutung seines Buches »The moral philosopher, der Moralphilosoph. London 1737.«

Es war verdienstlich von Morgan, daß er sich eine Aufgabe stellte, die von der Lage der Forschung unabweislich gefordert war. Aber die Lösung ist durchaus ungenügend. Seine Anschauungsweise ist ungeschichtlich, rein willkürlich und phantastisch. Lechler nennt Morgan einen modernen Gnostiker. Dieser Ausdruck ist für seine tiefe, aber irrlichtelirende Eigenthümlichkeit äußerst treffend. Namentlich erinnert seine Betrachtung über die Entstehung des Aberg[illegible] [illegible]genehm überraschend an die Dämonologie der ersten [illegible] Jahrhunderte.

Was also verurs[illegible] [illegible]z der ursprünglichen reinen Naturreligion, die, [illegible] [illegible] unmittelbare Verehrung des Einen wahren G[illegible] als [illegible]fers und des ununterbrochen fortwirken[illegible] [illegible] war? Man höre! — Die ursprüngliche [illegible]gion [illegible] dur[illegible] die Engel verdorben. Diese empörten [illegible] gegen G[illegible] [illegible]den von ihm auf die Erde verbannt; hier aber [illegible]treteten [illegible]die Menschen, sie für Götter zu halten. So entstand die Abgötterei. An diese knüpfte sich bald Götzendienst und Opferwesen; zur Leitung desselben erhoben sich die Priester. Hauptsächlich geschah dies in Aegypten, das fortan die Mutter des Aberglaubens wurde. Hier saugten auch die Juden ihren abergläubischen Hang ein; und Moses und die Propheten, die das Volk nicht neu schaffen konnten, mußten sich diesen Vorurtheilen und plumpen Vorstellungen bequemen. Daher die Wunder, Zeichen, Weissagungen und Offenbarungen des alten Testaments; die Einsicht in das Wesen Gottes und die eingeborene Sittlichkeit des Menschen war verschwunden. Die Juden waren ein durch und durch verkehrtes, abergläubisches, höchst gottloses Geschlecht; der Gott Israels kann nicht Gott selbst gewesen sein, sondern nur ein untergeordneter beschränkter

Schutzgott. Wie hätte Gott, der unendlich und unsichtbar ist, auf dem Sinai mit Moses sprechen können und mit ihm, Angesicht zu Angesicht, verkehren? Und dieselbe Verwilderung und Verfinsterung des Menschengeschlechts herrschte überall, wenn auch in den verschiedenen Ländern verschieden. Da erschien Christus und verkündete der Welt die verlorene reine Gotteslehre aufs Neue.

Nun berührt Morgan die zweite Frage. Wodurch bethätigte sich das Christenthum als diese reine Natur- und Urreligion, und warum verfiel es selbst wieder?

Er antwortet: Die Lehre Christi offenbarte wieder die reine Erkenntniß des wahren Gottes, der sittlichen Pflichten und der Unsterblichkeit. Diese Offenbarung erwies sich als unmittelbar von Gott selbst abstammend; denn betrachten wir einen Confucius, Zoroaster, Sokrates, Platon oder irgend einen anderen großen Sittenlehrer, der ohne das Licht der Offenbarung lebte, so sind deren Lehren mit so viel Aberglauben und Ungereimtheit vermischt, daß sie ihren Zweck gänzlich verfehlen; in allen Theilen der Welt ist es dunkel, wo nicht das Evangelium leuchtet. Der reinste, kräftigste, ja einzige Träger des reinen und wahren Christenthums ist Paulus, dieser kühne und tapfere Vertheidiger der Vernunft, dieser Feind alles Aberglaubens und aller Beschränktheit. Seine Wirksamkeit aber wurde untergraben und überwuchert von den Judenchristen, die das Christenthum selbst wieder im Sinne der jüdischen Vorurtheile auffaßten und von denen zum großen Theil die Schriften des neuen Testaments ihren Ursprung haben. Die Christenverfolgungen schaarten Juden- und Heidenchristen zu einer allgemeinen christlichen Kirche. Aus dieser entsprang eine dem Christenthum zuwiderlaufende Hierarchie, die, weil sie die Gewalt hatte, den schrecklichsten Gewissensdruck einführte. Die Reformatoren waren nicht so glücklich, als man hätte wünschen mögen. Sie stellten die ganze Schrift ohne Ausnahme als todte und unfehlbare Regel auf und bildeten ein seltsames verworrenes Lehrgebäude, indem

sie Manches ohne Prüfung aus der Ueberlieferung des Papstthums festhielten, Anderes selbst erfanden und sich auch dafür auf die Unfehlbarkeit der Schrift beriefen. Indem der christliche Deismus alle diese fremden Auswüchse beseitigt, kehrt er zurück zum rein christlichen Christenthum, d. h. zu Vernunft und Wahrheit, zur unverfälschten Erkenntniß Gottes.

Hier schließt dieser Versuch Morgan's, sich die Religionsgeschichte zurechtzulegen. Man braucht sich nicht erst auf den Standpunkt der heutigen Forschung zu stellen, um die völlige Unzulänglichkeit desselben zu erkennen; [illegible] hat schon in sich selbst genug Lücken und Widersprüche. [illegible] fand sehr viele Gegner. Aber es ist wunderlich zu [illegible] sie Alle wendeten sich nur gegen seine Verunglimpfung des alten [illegible]s; kein Einziger unter ihnen ging auf die eigentlich[illegible] Seite der Frage ein. So weit ab lag diese von der [illegible] Zeit! —

Frisch und unmittel[illegible] aus dem Leben heraus denkt und wirkt dagegen Tindal's und [illegible]rgan's Zeitgenosse, Thomas Chubb.

Chubb war ein schlichter Handwerker und ist es Zeit seines Lebens geblieben. Er wurde am 29. September 1679 als der Sohn eines Malzhändlers in einem Dorf unweit Salisbury geboren. Sein Vater starb früh. Die Mutter, an spärlichen Haushalt gewiesen, konnte ihn nur in den allergewöhnlichsten Dingen unterrichten und hielt ihn früh zur Handarbeit an. In seinem sechzehnten Jahre kam er zu einem Handschuhmacher in die Lehre und arbeitete dann späterhin als Geselle bei demselben Meister; von 1705 an vergrößerte er sein Einkommen, indem er neben den Arbeiten seines eigenen Handwerks zugleich einem Lichtzieher in Salisbury Dienste leistete. Daher kommt es, daß ihn seine gelehrten Gegner gewöhnlich verächtlich einen Lichtzieher zu nennen pflegen.

Bedenken wir diese Lebensumstände, so erscheint Chubb in

jeder Beziehung als einer der merkwürdigsten Menschen. An Schärfe, Klarheit und logischer Ordnung ist er fast allen seinen deistischen Gesinnungsgenossen weit überlegen; und sicher ist es nur ein Vorzug, wenn ihm als eine unverbrüchliche Eigenthümlichkeit seiner besonderen Lebensstellung geblieben ist, daß er, unbeirrt von allen dogmatischen Spitzfindigkeiten, vor Allem auf die sittliche Seite der Religion drang.

Allerdings hatte Chubb, ein aufgeweckter Kopf, von Jugend auf mit Lebhaftigkeit die religiösen Fragen verfolgt, die damals alle Gemüther bewegten. Eine Abhandlung von William Whiston über die Dreieinigkeit veranlaßte ihn, einen kleinen Aufsatz zu schreiben, den er der Prüfung seiner Freunde übergab. Einer dieser Freunde legte, mit Chubb's Erlaubniß, diesen Aufsatz in London Whiston selbst vor; Whiston beförderte denselben nach einigen Abänderungen zum Druck. Dies ist Chubb's erste Schrift, die 1715 unter dem Titel »Die ausschließliche Gottheit des Vaters, the supremacy of the father asserted« erschien. Ihr folgten zwei kleinere Vertheidigungsschriften gleichen Inhalts.

Später aber wendete er sich von diesen dogmatischen Streitfragen immer entschiedener ab; oder vielmehr, er verneinte die Dogmatik völlig. Die Religion war ihm Leben, nicht Lehre. Wenigstens hatten für ihn die Glaubenssätze der Religion nur insoweit Geltung, als diese unmittelbar auf die sittliche Gestaltung des Lebens zurückwirkten. Man kann seine gesammte Denkweise in zwei Sätze zusammenfassen. Sie lauten: Die Religion ist Moral, und die Moral besteht nicht aus willkürlichen Vorschriften und Geboten, sondern entspringt aus dem innersten Wesen der Dinge selbst. Auch das Christenthum ist nichts Anderes als die eindringliche Wiedererweckung der natürlichen und angeborenen Sittengesetze.

Durch diese scharfe Betonung des moralischen Grundcharakters der Religion ist Chubb einer der einflußreichsten Deisten ge-

worden. Angeklungen war diese Saite zwar schon vielfach; aber sie hatte sich noch nie in dieser Ausschließlichkeit als das bestimmende Motiv hingestellt.

Zum ersten Mal trat dieser moralische Zug in einer kleinen Schrift auf, die im Jahre 1725 erschien. Sie führt den Titel: »Die Grundfrage der Religion, the previous question with regard to religion.« Diese kleine Schrift ist jetzt sehr selten. Die dritte Auflage, ebenfalls im Jahre 1725 erschienen, befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Jena, die überhaupt in dieser deistischen Literatur sehr reich ist.

Diese Flugschrift ist der Grundstein, auf dem sich dann alles Weitere folgerecht aufbaut. Die wahre Religion, sagt sie, ist entweder auf die innere Beschaffenheit der Dinge selbst (moral fitness of things) gegründet, oder auf die Willkür und Laune Gottes (the arbitrary will and pleasure of God). Im ersten Fall entspringt die Pflicht, die uns Gott auferlegt hat, aus unserer eigenen Natur und Beschaffenheit; im letzten Fall handelt Gott ohne Rücksicht auf unser Recht oder Unrecht. Liegt die Forderung der wahren Religion in der Natur des Menschen selbst, so erfüllt der Mensch seine Religion, wenn er seiner Natur und deren Beziehungen und Verhältnissen angemessen lebt; diese Angemessenheit vermag er durch seine Vernunft zu erkennen. Nehmen wir aber die Willkür Gottes als die alleinige Triebfeder an, so haben die Handlungen der Menschen, die Gottes Wohlgefallen erreichen wollen, mit der Vernunft gar nichts zu thun; der Mensch ist dann allem Betrug und Aberglauben urtheilslos preisgegeben. Nach jener vernünftigen Weltregierung erscheint Gott gut und weise; nach dieser willkürlichen dagegen eigensinnig und gewaltthätig.

Auch Chubb selbst legte auf diese Flugschrift viel Werth. Im Jahre 1730 gab er eine aus fünfunddreißig Abhandlungen bestehende Sammlung seiner bisherigen Schriften heraus, a col-

lection of tracts on various subjects. In diese Sammlung nahm er nicht nur diese kleine Schrift wieder ganz unverändert auf (S. 209 — 220), sondern fügte ihr auch eine Anzahl anderer Abhandlungen bei, die die hier angedeuteten Gedanken weiter ausführen und zu bestimmterer Anwendung bringen.

Und zwar mit dem offensten Hinblick auf die bestehende Kirchenlehre. Unter diesen Erläuterungen ist eine »Vertheidigung der moralischen Beschaffenheit Gottes als der Quelle des natürlichen und sittlichen Uebels«. Sie ist eine Theodicee. Nach der Art aller Theodiceen erklärt und vertheidigt sie die vorhandenen Uebel aus dem Plane der Weltordnung; dann aber zieht sie aus dieser Einsicht in die unbeschränkte Güte und Weisheit des Schöpfers die höchst bezeichnende Folgerung, daß wir, um Gott zu gefallen, wahrhaftig nicht nöthig hätten, uns sonderlich um das sogenannte Wort Gottes und dessen göttliches Ansehen zu kümmern; »wir brauchen nur,« setzt der Verfasser hinzu, »uns einfach der Vernunft zu bedienen, mit der wir Alle begabt sind; wir brauchen nur gut und weise zu sein, d. h. wir brauchen nur nach eben denselben Grundsätzen zu handeln, nach welchen Gott handelt.« Und der Schluß dieser Abhandlung geht sodann noch ausführlicher in die Betrachtung ein, daß alle Satzungen und Gebräuche, die zu diesem höchsten sittlichen Zweck nicht in unmittelbarem Bezug stehen, ganz dem Geist der Offenbarung entgegen, nichts seien als eitel Mißverständniß und Aberglaube.

Von dieser Zeit an haben alle Schriften Chubb's das gemeinsame Ziel, die freie, rein auf sich selbst beruhende Sittlichkeit des Menschen als den eigensten Gehalt des Christenthums darzustellen. Es wäre ebenso nutzlos als langweilig, wollten wir hier alle diese einzelnen Schriften näher zergliedern. Sie sind sehr zahlreich; ein ziemlich vollständiges Verzeichniß mit kurzer Inhaltsangabe findet sich im fünften Band von Baumgarten's Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek, Halle 1750. Am wichtigsten unter

diesen Schriften erscheint die »Abhandlung über die Vernunft als zureichende Führerin in Religionssachen, a discourse concerning Reason with regard to religion and revelation. London 1730,« und die »Betrachtung über das Gleichniß vom verlorenen Sohn, the Equity and Reasonableness of the divine conduct in pardonning Sinners. London 1737.« Beide Schriften bekämpfen aufs heftigste die kirchliche Rechtfertigungslehre, die sie geradezu als den hauptsächlichsten Verderb des werkthätigen Christenthums ansehen. Man habe, heißt es hier, die Lehre von der Genugthuung Christi vornehmlich auf die Epistel an die Hebräer gegründet; allein diese Schrift drücke sich meist sehr dunkel und übertreibend aus; auf sie am allerwenigsten könne also eine so folgenreiche Lehre gebaut werden. Zwischen dem Opfertod Christi und den Handlungen der Menschen sei gar kein Zusammenhang. Der wahre Wille Gottes, der uns durch Christus bekannt geworden, bestehe darin: 1) daß nichts als die Beobachtung der in sich vernünftigen Sittengesetze uns Gott wohlgefällig mache; 2) daß, falls wir diesem Sittengesetze untreu geworden, nur Buße und Besserung uns die Gnade Gottes wieder erringe; 3) daß ein allgemeines Gericht erfolgen werde, die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen.

Im Jahre 1738 erschien »Das wahre Evangelium Christi, the true Gospel of Jesus Christ asserted.« Dies Buch ist die Zusammenfassung und der Abschluß von Chubb's gesammtem Denken und Wirken. Mit Recht ist es darum von jeher als Chubb's Hauptwerk betrachtet worden; obgleich es für Denjenigen, der den inneren Entwicklungsgang des Verfassers verfolgt hat, nur sehr wenig Neues bietet.

Die Grundgedanken sind folgende: Christus ist in die Welt gekommen, die Menschen selig zu machen. Zu diesem Behuf verkündete er die in den zehn Geboten enthaltenen, auf der Vernunft beruhenden Sittengesetze, die Nothwendigkeit der Buße und

der Besserung des Sünders und die Vergeltung am Tage des jüngsten Gerichts. Einzig diese drei Grundlehren sind das wahre Evangelium; so oft man auch die Erzählungen blos geschichtlicher Begebenheiten, wie z. B. daß Christus gestorben, auferstanden, gen Himmel gefahren ist, oder eine besondere Meinung dieses oder jenes Apostels, wie die Johanneische Logoslehre, dafür ausgeben will. Christus hat sich, um dies Evangelium desto eindringlicher zu machen, verschiedener, höchst zweckmäßiger Mittel bedient. Er verrichtete Wunder, die zwar, wie der Verfasser (S. 51) ausdrücklich hinzusetzt, noch nicht seine Göttlichkeit beweisen, aber doch den Eindruck des Außerordentlichen hervorbrachten; er zeigte durch sein erhabenes Vorbild die Ausführbarkeit und Vernünftigkeit der von ihm verlangten Pflichten; und stiftete christliche Gemeinden, sich gegenseitig zu ermahnen und in Liebe beizustehen. Dennoch hat das Christenthum auf die Gemüther der Menschen nicht die gewünschte allgemeine Wirkung geäußert. Und warum nicht? Erstens wurde es nicht allgemein angenommen, weil es alten eingewurzelten Vorurtheilen schonungslos sich entgegenstellte; und wo es auch angenommen wurde, da mischten sich zweitens sogleich sehr bedauerliche Irrlehren und Mißbräuche ein. Dahin gehören besonders die Lehre von der Versöhnung durch Christus, die Ueberschätzung der Rechtgläubigkeit und der kirchlichen Gebräuche, die Gewohnheit, daß man schon die Kinder zu Christen macht, gleich als sei das Christenthum ein Erbgut, die Bereicherung der Kirche durch weltliche Güter und die Vermischung von Staat und Kirche überhaupt. Der Tag des Weltgerichts steht drohend vor Allen, auf daß ein Jeder in sich gehe, nach dem Evangelium Gott wohlgefällig zu leben.

Es erklärt sich leicht, daß dies Buch gewaltiges Aufsehen erregte. Streitschriften flogen hin und wieder. Chubb's Vertheidigung ist ehrlich und ernst, für uns jedoch ohne Bedeutung.

Chubb hatte einige Jahre bei einem Gönner in London ge-

lebt, kehrte aber nachher aus Liebe zur Unabhängigkeit wieder nach Salisbury zurück. Dort starb er 1747. Nach seinem Tode erschienen zwei Bände nachgelassener Werke. Es ist ein rührendes Zeugniß von des Verfassers redlicher Frömmigkeit, wenn er hier in seinem Testament vor Gott betheuert, daß ihm in allen seinen Schriften nur das gegenwärtige und künftige Wohl seiner Nebenmenschen am Herzen gelegen. Dies Testament schließt: »So lebt denn wohl, liebe Leser! ich hoffe, an der göttlichen Gnade und an dem ruhigen und glücklichen Zustand, den der Höchste den Tugendhaften u[illegible] Jenseits verheißt, mit Euch Antheil zu haben.«

Mit Chubb end[illegible] großen englischen Deisten. Wie man auch über [illegible] kann und darf ihre großartige geschichtliche Bedeu[illegible]nen? Herder, der durchaus nicht zu den unbedingten [illegible] dieser Deisten gehörte, sagt treffend: »Ohne diese freie[illegible] Dinge säßen wir vielleicht noch auf den Schulbänke[illegible] late[illegible]ischen alten Dogmatik.«

2.

Die Lehre vom moralischen Sinn und die ersten Regungen des Materialismus.

Hutcheson. Ferguson. Hartley.

Noch immer ist mit der Ausbildung deistischer Denkart die Ausbildung der Moralphilosophie aufs innigste verbunden gewesen. Es gilt, die Unabhängigkeit der Sittlichkeit von der Religion zu behaupten. Die sittliche Vollkommenheit darf nicht als nur von den Göttern befohlen und von außen gegeben erscheinen;

es muß vielmehr offenbar werden, daß sie zum Wesen des Menschen selbst gehört und daß nur in ihr der Mensch seine Bestimmung und Befriedigung findet.

Dies ist der innere Grund, warum durch das ganze achtzehnte Jahrhundert ein so tief moralisirender Zug geht. Es war weder der Zufall noch auch, wie man es meist zu betrachten pflegt, allein die Unfähigkeit zum eigentlich metaphysischen Philosophiren, es war im vollen Sinne des Wortes eine geschichtliche Nothwendigkeit, daß jetzt nach dem Sieg des Deismus die Moralphilosophie immer entschiedener in den Vordergrund trat und zuletzt zur fast ausschließlichen Herrschaft gelangte. Diese Moralphilosophie war das nothwendige Gegenstück und die natürliche Ergänzung des Deismus. Auch im griechischen und römischen Alterthum erhoben sich, als man nicht mehr von den Göttern, sondern nur noch von Gott und der Vorsehung sprach, die moralisirenden Popularphilosophen.

Auf Shaftesbury folgte eine Reihe von Denkern, die man gewöhnlich unter dem Namen der schottischen Schule zusammenzufassen pflegt. Denn Hutcheson, ihr Haupt, war Professor in Glasgow; und auch alle Anhänger und Nachfolger standen auf den Lehrstühlen von Glasgow oder Edinburgh.

Einen Fortschritt über Shaftesbury begründen sie nicht. Im Gegentheil. Während Shaftesbury die Tugend liebt, weil sie schön ist und das Leben zum Kunstwerk macht, lieben diese die Tugend nur, weil sie nützlich ist und den Menschen zum höchsten Gut oder, bestimmter zu sprechen, zur höchsten Glückseligkeit führt. Shaftesbury wendet sich an Phantasie und Geschmack; die Philosophen der schottischen Schule an den Verstand. Shaftesbury ist ein liebenswürdiger platonisirender Enthusiast; diese sind nüchterne, wenn auch sehr ehrbare Pfahlbürger. Aber grade darum liegen sie der allgemeinen Durchschnittsbildung nur um so näher. Sie beherrschen ihre Zeit völlig. Auch in Deutschland sind

sie durch die Vermittlung der Abt, Garve und Mendelssohn in alle rationalistischen Kinderfreunde, Katechismen und Predigten übergegangen.

William Wollaston hatte mit seinem Buch über die Naturreligion, »the religion of nature delineated«, für diese Art der psychologischen Untersuchung über die Tugend den ersten Anstoß gegeben. Er hatte die Glückseligkeit als das höchste Ziel hingestellt, und diese Glückseligkeit bestand ihm in der Verwirklichung der Wahrheit. Er erklärte jede Handlung für gut, die einen wahren Satz bejahe, jede Handlung für schlecht, die einen wahren Satz verneine.

So lockend nun [illegible] sicht auf diese Glückseligkeit war, wer hätte sich [illegible] gründung beruhigen mögen? Was ist Wahrheit? [illegible] t man die Wahrheit in moralischen Dingen? [illegible] n, die vor Allem beantwortet werden mußten, sollte [illegible] der [illegible] zu dieser Glückseligkeit völlig in die Irre führen.

Hier greift Hutches[illegible] der[illegible] ein. Er dringt auf die Anerkennung eines selbständigen moralischen Sinns, der uns angeboren sei und rein instinctiv wirke.

Francis Hutcheson war am 8. August 1694 im nördlichen Irland geboren, hatte in Glasgow studirt, wurde ebendaselbst 1729 Professor und starb dort 1747. Seine hervorragendsten Schriften sind: 1) Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen von Schönheit und Tugend, an Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue. London 1720; 2) Abhandlung über die Leidenschaften, Essay on the nature and conduct of passions and affections with illustrations of the moral sense. London 1728, und 3) Philosophiae moralis institutio. Libri tres. Rotterdam 1745. Gesammtausgabe Glasgow 1772. 5 Bände. Jene beiden ersten Schriften sind vielfach ins Deutsche übersetzt worden.

Die Darstellung ist klar, aber ermüdend breit; zumal sie sich nicht an einen strengen und unaufhaltsam fortschreitenden Gang gebunden glaubt. Der Grundgedanke aller Betrachtungen ist, daß der moralische Sinn der Grund der Tugend, und die Glückseligkeit das Ziel derselben sei.

Wir heben aus jener ersten Schrift über den Ursprung der Begriffe von Schönheit und Tugend die leitenden Hauptsätze hervor.

An der Spitze steht ein Erfahrungssatz. Wir nennen, sagt Hutcheson, Handlungen sittlich gut, wenn sie auch bei den Unbetheiligten Freude und Billigung; wir nennen sie sittlich schlecht, wenn sie überall Abscheu und Mißbilligung erregen. Wir würden, fährt er fort, über das Gute und Böse nicht so übereinstimmend urtheilen, wenn nicht in unserer Seele ein Sinn wohnte, der die Handlungen der Menschen ohne Rücksicht auf Vortheil oder Schaden nur nach ihrer Liebenswürdigkeit oder Widerwärtigkeit betrachtet; ebenso wie uns eine regelmäßige Form oder eine harmonische Komposition rein durch sich selbst gefällt. Dieser Sinn ist der moralische Sinn. Er ist in seinem innersten Wesen die uns angeborene Neigung zu unseren Mitmenschen; was Tugend heißt, entspringt aus diesem uns angeborenen Wohlwollen; das Laster widerspricht ihm. Eine Handlung ist um so tugendhafter, je wirksamer sie das Beste der Anderen befördert; sie ist moralisch gleichgültig und also weder Liebe noch Haß erregend, wenn sie aus Selbstliebe entspringt, ohne doch dabei gegen die Rechte der Anderen zu verstoßen; ja in gewissen Fällen wird sogar diese Selbstliebe gefordert, insofern unser eigenes Wohl mit dem Wohl des Ganzen zusammenhängt. Kurz, das Wohlwollen ist in der sittlichen Welt, was die allgemeine Gravitation in der körperlichen; es ist von aller Erziehung unabhängig und regt sich bei den Kindern sogleich mit den ersten Regungen ihres Gefühls; wenn unter manchen Völkern Grausamkeit herrscht, so rührt sie

von religiösem Aberglauben her oder vom Wahne, daß das öffentliche Wohl sie erfordere. Und dieses Wohlwollen allein ist der Weg zur Glückseligkeit; denn die Glückseligkeit als »der dauernde und fortgesetzte Zustand angenehmer Empfindungen« besteht »in der höchsten und nachhaltigsten Befriedigung entweder aller unserer Begierden oder, wenn sich nicht alle zugleich befriedigen lassen, in der Erfüllung derer, welche das andauerndste Vergnügen gewähren und uns von allen Schmerzen und Gegenständen des Abscheues befreien.«

Ganz dieselbe Anschauungsweise bekundet auch das Handbuch der Sittenlehre; nur psychologisch begründeter und systematischer ausgeführt. Es zerfällt in drei Bücher. Das erste Buch, »die Grundlagen der Sittenlehre«, geht davon aus, daß der menschliche Geist zwei Vermögen hat, Verstand und Willen. In der Moralphilosophie kommt nur der Wille oder das Begehrungsvermögen in Betracht. Das Begehrungsvermögen ist entweder ein rein sinnliches oder ein vernünftiges; jenes hat der Mensch mit dem Thier gemein, es ist blinder Trieb oder Leidenschaft; dieses ist vernünftiges Begehren, Wille im engeren Sinn, Neigung. Die Neigung ruht nicht, wie die Leidenschaft, auf dem Gefühl eines Mangels und Unbehagens, sondern auf der bewußten Vorstellung eines Gutes; die Neigung ist ruhig und in sich befriedigt, die Leidenschaft hastig und aufbrausend. Die Glückseligkeit ist der dauernde Genuß des höchsten Vergnügens. Die Befriedigung der Leidenschaft ist ihrer Natur nach vergänglich; in ihr kann die Glückseligkeit nicht liegen. Also ist die Glückseligkeit nur in den Neigungen. Sie ist die beständige leidenschaftslose Liebe oder das möglichst ausgedehnte Wohlwollen; »das wahre Ziel der Tugend ist, das öffentliche Wohl zu befördern, nicht sich selbst zu gefallen mit den Begriffen eigener Tugend.« An dieses erste Buch schließt sich sodann das zweite, »die Grundlagen des Naturrechts«, und das dritte, »die Grundlagen des Staats-



rechts« enthaltend. Dies Natur- und Staatsrecht ist ohne besondere Eigenthümlichkeit und deshalb schon längst verschollen.

In ähnlichen Untersuchungen bewegte sich Adam Ferguson; 1724 geboren, seit 1764 Professor der Moralphilosophie in Edinburgh, gestorben 1816.

Ferguson unterscheidet sich nur dadurch von Hutcheson, daß er nicht den in sich einigen moralischen Sinn als den ausschließlichen Trieb unseres Handelns annimmt, sondern vielmehr diesen moralischen Sinn in drei verschiedene Grundbestimmungen spaltet. Der menschliche Wille verfährt, wie Ferguson meint, nach drei verschiedenen Gesetzen. Erstens: die Menschen begehren von Natur, was sie für nützlich halten, sie begehren Unterhalt, Gesundheit, Talent u. s. w.; dies ist das Gesetz der Selbsterhaltung. Zweitens: die Menschen begehren von Natur das Wohlsein ihrer Mitmenschen; sie trauern über das Unglück und sie freuen sich über die Freude der Anderen; dies ist das Gesetz der Gesellschaft (law of society). Drittens: die Menschen begehren von Natur Auszeichnung; Auszeichnung ist das höchste Ziel des menschlichen Strebens; Reichthum, Macht und selbst das Vergnügen werden nur dann mit lebhaftem Verlangen gesucht, wenn man wähnt, daß sie zu Rang und Vorzug erheben; dies ist das Gesetz der Schätzung (law of estimation). Alle drei Willensgesetze sind angeborene und ursprüngliche Thatsachen des menschlichen Wesens; Moralphilosophie, Rechtslehre und Politik sind nur deren tiefere Begründung und Anwendung. Ferguson's liebenswürdige Behaglichkeit, seine warme und wackere Denkart, seine von großem geschichtlichen Scharfblick getragene Unbefangenheit und Vielseitigkeit haben ihm überall viele Freunde erworben. In Deutschland wurde er besonders durch Garve und Jacobi bekannt.

So suchten und suchten in jener Zeit gar Viele nach dem Ursprung und Wesen der menschlichen Sitte. A. Smith,

R. Price, Tucker und Paley sind in dieser Beziehung sehr geachtete Namen. Bei aller Verschiedenheit im Einzelnen haben sie das mit einander gemeinsam, daß ihnen die Moralphilosophie die Lehre vom menschlichen Willen ist, und daß sie an der völligen und unbedingtesten Freiheit dieses menschlichen Willens nicht den mindesten Zweifel hegen. Um so merkwürdiger ist es, daß sich nichtsdestoweniger schon, zum Theil dicht neben ihnen, die durchschlagenden Neuerungen der streng materialistischen Denkweise regen.

Bereits David Hartley trug diese Lehre vor. Er war 1705 zu Illingworth geboren, studirte erst Theologie, dann Heilkunde, lebte hierauf zu Nottingham und London als Arzt und starb zu Bath am 28. August 1757. Das Werk, das hier vornehmlich in Betracht kommt, sind seine philosophischen Beobachtungen über den Menschen, »Observations on man, his frame, his duty and his expectations. 2 Bände, London 1749. Deutsch von Pistorius, 2 Bände, Rostock 1772. Den dritten und letzten Theil gab Priestley 1775 unter dem Titel: »Theory of human mind« heraus.

Hartley steht auf rein physiologischem Boden. Das Gehirn ist ihm der Sitz aller Seelenthätigkeit, der Hebel aller Sinneneindrücke und aller Gedankenerzeugung. Es bekundet die Unvollkommenheit der damaligen Wissenschaft, wenn er sich die Eindrücke der äußeren Gegenstände auf das Gehirn nicht anders zu erklären weiß als durch die Annahme von Nervenschwingungen, die durch eine von ihm Aether genannte feine und elastische Flüssigkeit erregt und fortgepflanzt werden; aber die Thatsache steht ihm fest, daß die Sinneneindrücke, oft wiederholt, Spuren, Typen oder Bilder zurücklassen, die man Ideen nennt. Werden mehrere Sensationen, A, B, C, fährt Hartley fort, öfter mit einander associirt, so bekommt jede derselben eine solche Gewalt über die correspondirenden Ideen a, b, c, daß, wenn eine dieser Sensationen A allein erweckt wird, sie auch in der Seele die



Ideen der übrigen B, C, hervorruft. Dasselbe gilt von der Association der Ideen unter einander; durch die Association werden die einfachen Ideen zu zusammengesetzten. Die innere Nothwendigkeit dieser Empfindungs- und Gedankenzusammenhänge bedingt daher alle unsere Erkenntniß und Ueberzeugung. Und, was für die sittliche Weltanschauung das Wichtigste ist, sie bedingt auch alle unsere Willensbestimmungen. Alle unsere Handlungen und Entschließungen werden hervorgerufen durch das Gesetz der Ideenassociation, welches mechanisch wirkt und, wenn gleiche Umstände und Bedingungen obwalten, auch immer in der unabänderlich gleichen Weise sich äußert. Im Grunde genommen ist es nichts als ein feiges und denkscheues Zurückschrecken vor der eigenen Kühnheit, wenn Hartley zwar diese unausweichliche Folgerung zieht, daneben aber doch für die menschliche Willkür einen breiten Spielraum bestehen läßt.

Es ist natürlich, daß Ansichten dieser Art ein um so gewaltigeres Aufsehen machten, je greller sie der allgemeinen Denkweise widersprachen. Das Aufsehen wurde noch ärger, als bald ein Anhänger Hartley's auftrat, Joseph Priestley, der alle Halbheiten und Widersprüche beseitigte und sich dem offensten Materialismus in die Arme warf.

Doch müssen wir die Betrachtung dieser Bewegungen, ebenso wie die Betrachtung der Hume'schen Moralphilosophie, für jetzt von der Hand weisen. Priestley sowohl wie Hume sind nur verständlich, wenn man die gleichzeitigen Kämpfe der französischen Philosophie in Erwägung zieht.

3.

Die weltmännische Blasirtheit.

Bolingbroke. Chesterfield.

Bolingbroke, der vielerfahrene und glänzende Staatsmann, hatte nicht blos die Freigeisterei des Herzens, sondern auch die Freigeisterei des Verstandes. Er liebte es, oft und ausführlich über Bibel, Christenthum und Naturreligion zu sprechen. Und wir wissen aus Pope's und Voltaire's Lebensgeschichte, einen wie mächtigen Einfluß er in dieser Beziehung auf die bedeutendsten Geister ausgeübt hat.

Er wird daher auch meist unter die Chorführer des englischen Deismus gezählt. Jedoch mit Unrecht. Jene ernsten und besonnenen deistischen Denker stehen ohne Schwanken und äußere Rücksicht im Dienst der Wahrheit allein; Bolingbroke aber dient neben der Wahrheit auch anderen Göttern.

Klarer gesagt: Bolingbroke will das, was er für wahr hält, nur für sich und einige Eingeweihte; aber er will es nicht für Alle, nicht für die Masse. Philosophisch betrachtet, mag die herrschende Religion vielleicht durchaus roh und abergläubisch sein, gleichwohl sie ist dennoch unter jeder Beziehung aufrecht zu halten; denn sie ist politisch, in den Augen jener Weltmenschen, für die Leitung und Zügelung des Volks unentbehrlich. Man hat es von jeher hören können und kann es namentlich heutzutage wieder mehr als genug hören, daß die Menschen dieser Art die Religion nicht aus dem Standpunkte der Wahrheit, sondern aus dem der Zweckmäßigkeit beurtheilen; wäre die Religion, sagen sie, nicht bereits glücklicherweise vorhanden, so müßte man sie nothwendig erfinden. Die Religion dient, wie sich Tacitus aus-

drückt, als instrumentum regni. Bolingbroke predigt ganz unverhohlen diese Theorie der Zweckmäßigkeit. Alle Religionen sind, nach seiner Meinung, von ihren Stiftern aus rein politischen Rücksichten eingesetzt; aus rein politischen Gesichtspunkten müssen sie auch beurtheilt werden.

Dies ist der innere und zwar sehr bewußte Widerspruch, der sich durch alle philosophischen Schriften Bolingbroke's hindurchzieht. Auf der einen Seite untergräbt er die Grundlagen des bestehenden Glaubens mit so viel Schärfe und beißendem Spott, daß seine leichten und anziehenden Schriften in der großen Welt unendlich mehr Anhänger gewinnen als die ernsten und gründlichen Abhandlungen aller übrigen Deisten zusammengenommen; auf der anderen Seite glaubt er mit Verachtung auf die Freidenker herabsehen zu dürfen und spielt ihnen gegenüber den tugendstolzen Pharisäer. Bolingbroke, der der Lehrer Voltaire's ist, schreibt an Swift: »Die Bezeichnung Esprit fort, im Englischen Free-thinker, wird, so viel ich bemerkt habe, gewöhnlich solchen Leuten gegeben, die ich für die Pest der Gesellschaft halte; denn ihre Bestrebungen sind dahin gerichtet, die Bande der Gesellschaft aufzulösen oder doch wenigstens ein Gebiß aus den Mäulern jener wilden Thiermenschen zu nehmen, denen es doch besser wäre, wenn sie mit ein halb Dutzend mehr zurückgehalten würden. Ich verwerfe einen solchen Freidenker nicht nur, sondern ich verabscheue ihn auch.« Letters written by the late Jon. Swift and several of his friends published by Jon. Hawkesworth. Brittisch-theologisches Magazin. Halle 1770. Stück 2, S. 371.

Theilt man die Schriften Bolingbroke's in religiöse und politische Schriften, so pflegen die »Briefe über den Nutzen und das Studium der Geschichte« meist in beiden Gruppen zugleich genannt zu werden. Und allerdings sind diese Briefe bunt und mannichfaltig genug. Sprunghaft und zusammenhangslos zer-

fallen sie in drei ganz verschiedenartige Abschnitte; in eine Kritik der Bibel als geschichtlicher Quelle, in eine geschichtliche Uebersicht Europas von jener Epoche an, seit welcher nach Bolingbroke's Ansicht das Studium der Geschichte erst wirklich von Nutzen wird, d. h. seit dem sechszehnten Jahrhundert, und zuletzt in eine sehr parteiische, nur auf die eigene Vertheidigung berechnete Darstellung der Ereignisse, die dem Frieden von Utrecht vorangingen. Aber auch jener erste Abschnitt über die Kritik der Bibel, der doch allein der deistischen Literatur angehören könnte, ist für Denjenigen, der die Angriffswaffen kennt, mit denen die gelehrteren und strengeren Deisten die Gültigkeit der Bibel, namentlich des alten Testaments bekämpften, weder neu noch sonderlich schlagend. Wichtig ist diese Bibelkritik nur insofern geworden, als Voltaire sie in jenen Abhandlungen vor Augen gehabt zu haben vorgiebt, die er unter dem Titel: »Examen important de Milord Bolingbroke« (Gothasche Ausgabe, Thl. 33) zusammengestellt hat. Jedoch ist die Uebereinstimmung zwischen diesen Briefen Bolingbroke's und der Nachbildung Voltaire's im Stil sowohl wie im Ideengang nur sehr äußerlich. Nicht minder ist, beiläufig gesagt, »La défense de Lord Bolingbroke par le chapelain du comte de Chesterfield« eine rein willkürliche Erfindung Voltaire's.

Am durchsichtigsten offenbart sich Bolingbroke's religiöse und philosophische Denkweise in vier an Pope gerichteten Abhandlungen, zu denen ein Brief über die Predigten Tillotson's die natürliche Einleitung bildet.

Logische Ordnung fehlt gänzlich. Wie paßte auch der strenge Ton des folgerecht fortschreitenden Denkers für den leichten und gefälligen Weltmann? Doch sind die Grundgedanken klar zu erkennen.

Scharf wird das Dasein Gottes hervorgehoben. Als das schlagendste Zeugniß für das Vorhandensein eines solchen Welt-

schöpfers gilt die in sich harmonische Gesetzmäßigkeit der Weltordnung, die durchgängige Uebereinstimmung zwischen der Idee Gottes und der menschlichen Vernunft; unsere Gedanken entsprechen den Dingen und sind deren innere Wesenheit. Auf diese Gottes- und Weltidee beschränkt sich nun aber, nach Bolingbroke, ganz ausschließlich unsere sichere Erkenntniß. Was über diese Einsicht in die Thätigkeit Gottes als Weltschöpfers und in die Natur des Geistes und der Materie hinausgeht, was von einem Jenseits und von einem künftigen Leben gedacht und verhandelt wird, ist ihm eitel Fabel- und Traumwelt. Einzig Locke wird daher als wirklicher Philosoph anerkannt; Denker, die diese unmittelbare Sinnenwelt überfliegen, wie Plato, Descartes und Leibniz, gelten hier nur als geckenhafte Phantasten. Offenbarung und Theologie haben darin ihren bedenklichsten Mangel, daß sie für diese unauflöslichen Fragen eine Antwort zu haben vorgeben.

Nun macht Bolingbroke die Anwendung dieser Grundsätze auf das Christenthum. Das Christenthum hat folgerecht für ihn nur insoweit Bedeutung und Wahrheit, als es mit der Erkenntniß und Einsicht der menschlichen Vernunft übereinstimmt und auf diese gegründet ist. Es ist, sagt Bolingbroke, ein schlimmes Merkmal aller jener Religionen, die vermeintlich aus einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung entsprangen, daß sie dunkel und geheimnißvoll sind, dem Wissen den Glauben gegenüberstellen und, wenn sie der prüfenden Vernunft nicht Stand halten, ihr zu entschlüpfen suchen, indem sie sich für übervernünftig erklären. Das Christenthum, fährt Bolingbroke fort, war bei seinem Ursprung von diesem Fehler frei; erst allmälig hat es eine andere Gestalt angenommen und sich in eine sogenannte Uebervernünftigkeit gehüllt. Das ursprüngliche Christenthum hat nie etwas Anderes sein wollen, als reine, dem Menschen selbst entstammende Naturreligion; nicht nur, daß es sich nicht mit jener

hinreißenden Allgewalt verbreitete, die man doch von einer von Gott selbst eingesetzten Religion hätte erwarten sollen; sondern Christus selbst hält sich in der Bergpredigt und in allen seinen Lehren an die einfachsten, im Wesen des Menschen liegenden Anschauungen und Sittengebote, ja der Apostel Paulus stellt ausdrücklich die Forderung, Alles zu prüfen. Was wäre aber bei dieser schlichten Reinheit aus der Priesterherrschsucht geworden? Erst die Theologie war es, die die Unzulänglichkeit der Vernunft predigte, obgleich Gott selbst, wie bekannt, die Vernunft für hinreichend gehalten hatte, um mit Ausnahme von einigen jüdischen Erzvätern, denen er sich offenbarte, das ganze Menschengeschlecht viele Jahrtausende hindurch, der alleinigen Führung derselben zu überlassen. Viel zum Verderbniß des Christenthums hat auch sein Verhältniß zum Staate beigetragen. Schon Constantin machte das Christenthum nur aus weltlichen Zwecken zur Staatsreligion, und auch die Priester haben von jeher nach weltlichen Zwecken gestrebt. Mehr als vierzehn Jahrhunderte wirkten zusammen, jede Spur jener ersten gesunden und natürlichen Einfalt zu unterdrücken. Was Wunder daher, daß alle Reformatoren, so verschieden sie auch an sich waren, im Gegensatz gegen den Papst und in der Schwächung der weltlichen Gewalt der Geistlichen doch durchaus übereinstimmten?

Bis hierher steht Bolingbroke auf dem Standpunkt aller anderen Deisten. Die weltmännische Blasirtheit zeigt sich aber, indem er den unabweislichen Folgerungen ausweicht. Statt mit unerschrockener Geradheit zu fragen, ob nun diese Reformation wirklich die Wiederherstellung jenes reinen, mit der natürlichen Religion übereinstimmenden Urchristenthums sei, hebt jetzt Bolingbroke völlig unvermittelt und willkürlich die politische Seite der Religion hervor. Für ein großes Reich erscheint ihm vorzugsweise die englische Hochkirche geeignet: das Lutherthum für die kleinen deutschen Fürstenthümer; und der Calvinismus für eine

kleine und arme Republik. Der Schluß dieser merkwürdigen Abhandlung lautet: »Kann denn Nichts dem unablässigen Hader und Haß der streitenden Kirchen und Sekten Einhalt gebieten? Die Erfüllung dieses frommen Wunsches ist schwerlich zu erwarten; Alles, was erreicht werden kann, ist, daß eine gute Politik wenigstens einigermaßen mildernd eingreift. Das geschieht, indem der Staat in gleicher Weise den Atheisten vorbeugt, die alle Religion verwerfen, den Latitudinarien, die jede Religion zulassen, und den Rigoristen, die nur eine einzige dulden wollen. Ueberwiegen die ersten, so hört die Religion überhaupt auf; überwiegen die zweiten, so ist der Staat ein unabsehbares Durcheinander der verschiedensten Religionen; überwiegen die letzten, so wird Haß und Verfolgung oberster Regierungsgrundsatz und die Inquisition steht in vollster Blüthe. Ein Staat, der keinem dieser Uebel anheimfallen will, muß daher eine Staatsreligion haben, deren Macht und Ansehen durch das Gesetz verbrieft und verbürgt ist; wer nicht zu dieser anerkannten Staatsreligion gehört, kann kein öffentliches Amt erlangen. Und dieser unerläßlichen Forderung thut die Weisheit unserer Verfassung vollauf Genüge. Sie hat die scheinbar unvereinbaren Dinge mit bewunderungswürdigem Geschick zu vereinigen gewußt; sie verlangt die unumwundene Anerkennung der Staatsreligion und gewährt doch allen anderen Religionen Duldung (a test and a toleration).«

Was will also alles Zweifeln und Denken? Mag es zu Ergebnissen kommen, zu welchen es wolle, es ist ein ziemlich nutzloses Einzelvergnügen; es sieht sich zur Lüge und Heuchelei verurtheilt; auf die Läuterung und Aufklärung der öffentlichen Gesinnung darf es nicht einwirken. Die Auguren verstehen sich und gehen lachend an einander vorüber.

Man verkennt völlig die Hebel und Mittel, die die Geschichte der Menschheit bedingen, wenn man diese und ähnliche Thatsachen zu niedrig anschlägt. Anfänglich allerdings war diese

Denkart fast gänzlich vereinzelt. Bolingbroke hatte die Sammlung und Veröffentlichung seiner Schriften seinem Freunde Mallet übertragen. Als sie im Jahre 1754, nach Bolingbroke's Tode, in einer stattlichen Gesammtausgabe erschienen, fanden sie wenig Absatz; ein Buchhändler hatte Mallet dreitausend Pfund Sterling geboten, dieser hatte sie abgelehnt; nachher dauerte es länger als zwanzig Jahre, ehe er nothdürftig die Kosten gewann. [illegible]d aber änderte sich die Stimmung. Es kamen die Schrecken der französischen Revolution und die geängstigten Gemüther suchten nach [illegible]ülfe. Wir brauchen nur an Burke zu denken un[illegible] wie selbst höchst ehrenwerthe Männer jetzt die Re[illegible] der Religion, sondern um der äußeren »conservati[illegible]n« willen zur Schau stellen.

Eine ganz äh[illegible]g wie Bolingbroke ist Lord Chesterfield. Wie jener [illegible]mische Religionsanschauung, so vertritt dieser die [illegible]Lebensphilosophie.

Chesterfield war glei[illegible] in den Verwicklungen des ernsten Staatslebens wie in den Verwicklungen zarter Galanterie; er war, was man im gewöhnlichen Leben einen Mann comme il faut nennt. Staatsmann, Redner, Höfling und Schöngeist, stand er in Tagen an der Spitze des guten Tons, in denen noch alle Erinnerungen an die glänzende Gesellschaft am Hofe Ludwig's XIV. wach waren. Alcibiades und Bolingbroke mit ihren hervorragenden staatsmännischen Talenten und ihrer leichtfertigen und liebenswürdigen Ritterlichkeit waren, wie er selbst mehrfach ausspricht, seine leuchtenden Vorbilder. Er erreichte sie nicht an politischer Bedeutung; an persönlicher Anmuth und Feinheit aber übertraf er sie vielleicht.

Philipp Dormer Stanhope, der vierte Earl von Chesterfield, war am 22. September 1694 zu London geboren. In Cam=

bridge, das er von seinem achtzehnten Jahre an besuchte, studirte er emsig die Alten; sein eigentliches Leben aber begann erst, als er im Sommer 1714 zuerst in die große Welt trat. Er hatte, wie er selbst sagt, das entschiedene Verlangen, allen Männern zu gefallen und alle Weiber in sich verliebt zu machen. Er ging nach dem Haag und wurde dort ein Spieler, nicht weil ihm das Spielen Vergnügen machte, sondern weil es zum guten Ton gehörte; dann nach Paris; und wohl niemals haben die Pariser Salons einen gelehrigeren Schüler gefunden.

Wie treu und seltsam tritt uns die ganze Frivolität der damaligen vornehmen Gesellschaft entgegen, wenn Chesterfield uns erzählt, welche Schule er in sich durchlebte! »Ich war,« schreibt er, »noch immer sehr schüchtern und ungelenk; endlich aber hatte ich mich in einer Gesellschaft einmal ermannt und einer liebenswürdigen Dame gesagt, daß heut' ein schöner Tag sei. Sie antwortete freundlich, daß es ihr auch so vorkomme. Darauf von meiner Seite wieder Stillschweigen. Jetzt ergriff die Dame das Gespräch, hielt mir meine Verlegenheit vor und ermahnte mich, nicht den Muth zu verlieren. Ich sehe, sagte sie, daß Ihr zu gefallen wünscht, und damit ist Alles gewonnen; Euch fehlt noch Freiheit und Leichtigkeit und Ihr denkt, sie fehle Euch noch viel mehr, als dies wirklich der Fall ist. Ihr müßt erst ein Noviziat bestehen; wollt Ihr mein Novize sein, so will ich Euch meinen Freunden vorstellen. Mir gefiel diese Ansprache ausnehmend und ich antwortete so verbindlich, als ich nur konnte. Nun rief sie sogleich drei oder vier Freunden scherzend zu: wißt Ihr, daß ich in diesem jungen Manne eine Eroberung gemacht habe: helft mir ihn vollends abschleifen; er braucht nothwendig eine Leidenschaft, und wenn er mich selbst deren nicht würdig hält, so wollen wir ihm eine andere suchen; übrigens, mein Novize, laßt Euch mit Sängerinnen und Tänzerinnen nicht ein; sie ersparen Euch freilich die Kosten warmen Gefühls und guten

Benehmens; aber in jeder anderen Hinsicht kosten sie Euch nur um so mehr.« Dies Noviziat gelang vortrefflich. Bald war Chesterfield ein vollendeter Weltmann. Mit den Frauen sprach er, um seine eigene Schilderung beizubehalten, schmeichelnde Worte der Liebe und Galanterie und stand im Rufe, über mehrere Frauen des höchsten Ranges gebieten zu können; mit den Männern sprach er von Allem, was er für geeignet hielt, die beste Meinung von seiner Kenntniß und Einsicht zu erwecken; mit den Fröhlichen war er fröhlich, mit den Traurigen traurig, gegen Jedermann aufmerksam und zuvorkommend; überall war er beliebt und bekannt und gab in jeder Gesellschaft den Ton an. Kurz, er galt unbestritten für den feinsten Mann von ganz England; seine Eleganz und Tournüre waren überall gerühmt und bewundert.

Jedoch vergaß der junge Gentleman über der leichtfertigen Oberfläche den tieferen Ernst nicht. Die Künste des Boudoirs waren für ihn nicht Zweck, sondern nur Mittel; er wollte vor Allem als Staatsmann glänzen. Er begann seine politische Laufbahn im Hofstaat des Prinzen von Wales; aber noch vor dem gesetzlichen Alter trat er ins Unterhaus und ragte in diesem sogleich durch sein rednerisches Talent hervor. Im Jahre 1726 kam er nach dem Tode seines Vaters ins Oberhaus und wurde in diesem durch seinen Humor, durch große Redekunst und durch sein anmuthiges und gewinnendes Wesen ein sehr geachteter Führer. Walpole schickte ihn in einer Angelegenheit des Kurhauses Hannover nach dem Haag als Gesandter; dort blieb er bis 1732. In das Oberhaus zurückgekehrt, war er die hauptsächlichste Ursache, daß die berühmte Accisebill fiel. Das alte Ministerium wich. Jedermann glaubte nun Chesterfield am Ruder zu sehen. Aber Georg II. zürnte Chesterfield, obgleich dieser ihm als Prinzen von Wales selbst mit persönlicher Aufopferung gedient hatte. Man schickte ihn 1744 wieder in den Haag

und dann als Lord-Lieutenant nach Irland. Chesterfield's Verwaltung ist eine der glücklichsten Zeiten dieses unglücklichen Landes. Im October 1746 wurde er Staatssecretär; im Januar 1748 aber zog er sich aus Rücksicht auf seine schwankende Gesundheit vom öffentlichen Leben zurück; nur bei sehr wichtigen Fragen, wie z. B. bei der Einführung des neuen Kalenders, trat er dann und wann noch im Parlament auf. Er lebte von jetzt an nur noch seinem Sohne, seinen Freunden und Büchern. Er starb am 24. März 1773, achtundsiebzig Jahre alt. Sein Palast, Chesterfieldhouse in der South-Audley-Street im Westend, noch heut' in unversehrtem Zustande erhalten, ist mit seiner zierlichen, aber einfachen Rococoeleganz ein sprechendes Denkmal seines eleganten Erbauers.

Was Chesterfield in der Literatur einen Namen und in vieler Beziehung sogar eine bleibende Bedeutung verschafft hat, das sind seine berühmten und berüchtigten Briefe an seinen Sohn, Sir Philipp Stanhope.

Philipp Stanhope war sein natürlicher Sohn. Er war die Frucht eines Abenteuers, das dem Vater wenig zur Ehre gereicht. Mademoiselle du Bouchet, einer französischen Hugenottenfamilie entstammend, lebte als Erzieherin im Haag, als Chesterfield durch seine Verführungskünste alle Welt von sich reden machte. In einer Gesellschaft sprach sie ihre Entrüstung über Chesterfield aus. Man berichtete es dem jungen Gesandten. Dieser ging eine öffentliche Wette ein, daß er sich das spröde Fräulein unterwerfen werde. Er spielte gegen sie den Leidenschaftlichen, täuschte sie, im Jahre 1733 wurde ihm von ihr ein Sohn geboren. Jedoch muß man zugestehen, daß, giebt es irgend Etwas, das einer solchen Ruchlosigkeit Verzeihung zu erwerben vermag, sie Chesterfield insofern verdient, als er diesen Sohn mit einer wahrhaft rührenden Liebe liebte, dessen Erziehung Schritt vor Schritt aufs sorgfältigste überwachte, wie er auch

seiner Mutter jederzeit die höchste Achtung und Ergebenheit bezeigte.

Selten haben Bücher so viel Lärm und Aergerniß erregt als diese Briefe. In Deutschland und zum Theil auch in Frankreich gelten sie noch heute sprüchwörtlich als der Inbegriff aller Frechheit und Unsittlichkeit; freilich kennt sie unter zehn Menschen, die in diese hergebrachte Meinung einstimmen, kaum einer aus eigener Anschauung. In England dagegen, dem sonst so strengen und tugendstolzen, stellt sich merkwürdigerweise jetzt das Urtheil viel milder. Nicht nur, daß Lord Mahon, der als ein Stanhope leicht in den Verdacht der Parteilichkeit fallen könnte, in seiner englischen Geschichte diese Briefe, wenn auch nicht billigt, so doch durch die Stimmung der Zeit und die Lage der Umstände entschuldigt; sondern auch das Edinburgh Review (October 1845) und das Quarterley Review (Juli 1845) haben denselben Ton der Vertheidigung. Man kann diese Zwiespältigkeit des Urtheils nicht besser bezeichnen, als indem man an Johnson erinnert, der zuerst sagte, diese Briefe enthielten die Moral einer gemeinen Dirne und die Manieren eines Tanzmeisters, dann aber in seinen Gesprächen mit Boswell sie ein zierliches Buch nennt, das, wenn es nicht so unsittlich wäre, in den Händen eines jeden gebildeten jungen Mannes sein sollte.

Die Wahrheit ist, daß dies Buch einen herrlichen Schatz der feinsten Beobachtungen und Lebensmaximen enthält. Es ist eine Schule der Höflichkeit und des guten Tones, eine Erziehung zum Weltmann, zum Man of fashion. Aber leider zum Weltmann um jeden Preis. Ausgang und Ziel sind »les manières, la tournure, les grâces d'un galant homme et d'un homme de cour.« Tugend und Sittlichkeit werden anerkannt und gepriesen, so weit sie auch für den Mann von Welt zur Erlangung und Behauptung einer glänzenden Stellung die unerläßliche Grundlage bilden; sie werden verletzt und für nichts ge-

achtet, sobald sie mit diesen obersten weltlichen Zwecken in Widerstreit stehen.

In ihrem Anfange sind daher diese Briefe sehr warm und gemüthvoll. Zu dem sieben- bis achtjährigen Knaben spricht der Vater mit liebenswürdiger Herablassung von der Belagerung von Troja, von griechischer Mythologie, von Cicero und Demosthenes, von römischer Geschichte, von Geographie und Chronologie; zur Sprachübung sind die Briefe bald französisch, bald lateinisch, bald englisch geschrieben. Um das Urtheil des wacker vorschreitenden Schülers anzustacheln, fragt er ihn bisweilen unter dem Schein, sich belehren zu wollen, über naheliegende Fragen, wie z. B. über die Berechtigung des Ostracismus; von seinen Reisen aus unterrichtet er ihn über die Städte, die er besucht hat, und theilt ihm geographische und geschichtliche Umrisse mit. Dabei ermahnt er ihn unablässig zur Tugend und emsigem Lernen; und Niemand wird es zunächst mißbilligen, wenn dann und wann auch ein Blick auf das gesellige Leben fällt und saubere Kleidung und ein freundliches und gefälliges Benehmen empfohlen werden. Und in diesem ruhig harmlosen Tone bleiben die Briefe, bis der Sohn Leipzig verläßt, wohin ihn der Vater geschickt hatte, um zu seiner diplomatischen Ausbildung bei Professor Mascow Staats- und Völkerrecht zu hören. Sie ändern sich, sobald der Sohn in die große Welt tritt. Die Ermahnungen und Anweisungen für die Künste des vornehmen Gesellschaftslebens werden immer häufiger und dringender; es wird offen ausgesprochen, daß Tugend und Wissen wie Gold seien, zwar an sich von großem Werth, aber einen großen Theil ihres Glanzes verlierend, wenn nicht die nöthige Abschleifung und Glättung hinzukomme. Ohne Gewandtheit und Anmuth ist alle Mühe vergebens, oder, wie sich der Briefsteller meist auszudrücken pflegt, senza di questo ogni fatica e vana. Die zärtliche Besorgtheit des Vaters, dem Sohn Eleganz und Tour-

nüre, Gewandtheit und Anmuth zu geben, erstreckt sich aufs Kleinste; sogar die Aneignung einer zierlichen Handschrift und die edle Kunst des Tranchirens wird nicht vergessen; alle kleinen Aufmerksamkeiten und Verbindlichkeiten, die in der Gesellschaft eine so wichtige Rolle spielen, werden mit einer Feinheit und Wärme durchsprochen und angerühmt, die überall das Kennerauge des erfahrenen Weltmanns bekunden; der Sohn wird von Land zu Land, von Hof zu Hof geschickt, um jenes reizvolle je ne sais quoi zu erlangen, als dessen vollendetste Muster die gebildeten Franzosen zur Nacheiferung aufgestellt werden. Nun trifft es sich aber, daß der junge Philipp Stanhope von Natur weit mehr zu einem bürgerlich häuslichen Gelehrtenleben angelegt war, als zum leichten Abandon des aristokratischen Boudoirs. Das bringt den Vater zur Verzweiflung. Kein Mittel will er unversucht lassen, diesen Mangel zu überwinden; und nun zeigt sich offen und unverhüllt der mephistophelische Pferdefuß, der sich bis dahin unter dem schmucken Gewande des Cavaliers verborgen hatte. Wie einst er selbst durch die Schule der Liaisons und der galanten Verhältnisse erzogen war, so dringt er auch jetzt unablässig darauf, daß der Sohn denselben Weg einschlage. Ja, er läßt es sich nicht nehmen, für die Art und Wahl dieser Verhältnisse seinem Sohn sehr bestimmte Vorschläge zu machen. Der Sohn soll eine junge Frau, Madame du Blot, verführen, die bisher ihrem Gemahl gewissenhaft treu gewesen, obschon sie doch bereits länger als ein Jahr verheirathet sei. Il faut décrotter cette femme là, schreibt er am 15. April 1751 an Stanhope; décrottez-vous donc tous les deux réciproquement; force, assiduité, attentions, regards tendres et déclarations passionées de votre coté produiront au moins quelque velleité du sien et quand une fois la velleité y est, les oeuvres ne sont pas loin. Nicht lange nachher schreibt ein Freund dem alten Herrn, daß Monsieur Stanhope nicht blos

in guten Händen, sondern bald auch in guten Armen sein werde. Da ist Jubel und Entzücken. Der Vater fragt sogleich bei dem Sohn an, wie das Verhältniß zu der lieben kleinen Blot sich entwickle, er drängt den Zaudernden weiter und weiter, la petite Blot devrait au moins payer de sa personne. — — Später beugen die Briefe wieder in einen harmloseren Ton ein. Der Vater mochte sich überzeugen, daß der Sohn für dergleichen Abenteuer nicht gemacht sei.

Auf diesen hatten die Briefe sehr wenig Einfluß. Er konnte sich nicht in ein Leben hineinleben, das ihm in innerster Seele zuwider war. Als er im Parlament auftrat, verunglückte er mit seiner ersten Rede; das Höchste, was er durch die Verbindungen seines Vaters erreichte, war der englische Gesandtschaftsposten in Dresden. Er starb 1768, sechsunddreißig Jahre alt. Nach seinem Tode mußte der Vater zu seinem großen Leidwesen erfahren, daß er nichts von ihm gelernt hatte, als die diplomatische Verstellungskunst. Der Sohn hatte ihn hintergangen; er war seit einigen Jahren heimlich verheirathet und hinterließ zwei Kinder. Jedoch faßte sich Chesterfield sehr bald wieder über diese unerwartete Entdeckung. Die Briefsammlung selbst enthält äußerst liebenswürdige Briefe von ihm an seine Schwiegertochter und die beiden kleinen Enkel. Ja, fast möchte man hinzusetzen, dieser liebenswürdige, gemüthswarme Schluß gleicht wieder manchen schrillen Ton aus, der in den früheren Briefen verletzte.

Jedenfalls war es daher sehr unedel, daß Eugenie Stanhope, die Schwiegertochter, sogleich nach Chesterfield's Tode die ihr anvertrauten Briefe an einen Buchhändler zur öffentlichen Bekanntmachung verkaufte. Sie erhielt den hohen Preis von 1575 Pfund Sterling. Die erste Ausgabe, Lord North gewidmet, erschien 1774; noch in demselben Jahre erschienen drei neue Auflagen.

Einige herausgehobene Stellen des merkwürdigen Buches mögen das Bild veranschaulichen. Sie werden uns zeigen, was hier für ein feiner, erfahrener und sogar liebenswürdiger Geist zu uns spricht; aber freilich ein Geist, an dessen edelsten Theilen der Wurm der Blasirtheit und einer nie um die Wahl der Mittel verlegenen schlauen Weltklugheit nagte.

Zuerst einige allgemeine Lebensmaximen:

»Willst Du für irgend einen Plan die anerkennende Billigung eines Anderen gewinnen, so bahne Dir den Weg zu seinem Kopf durch sein Herz. Der Weg der Vernunft ist gut; aber er ist gewöhnlich länger und vielleicht auch nicht so sicher.«

»Geist ist jetzt ein Modewort. Mit Geist handeln, mit Geist sprechen, heißt aber meist nur vorschnell handeln, unüberlegt sprechen. Ein wirklich geistvoller Mann zeigt seinen Geist in edlen Worten und in entschlossenen Handlungen; er ist weder tollkühn noch zaghaft.«

»Um Andere kennen zu lernen, lerne vorerst Dich selbst kennen. Die Menschen sind sich sehr ähnlich; wiegt auch bei dem einen diese, bei dem anderen eine andere Leidenschaft vor, so ist die Art und Weise ihres Denkens und Handelns doch bei Allen dieselbe; was Dich in Anderen gewinnt oder verletzt, das gewinnt oder verletzt die Anderen in Dir. Beobachte mit der größten Aufmerksamkeit alle Vorgänge Deines Innern, die Natur Deiner Leidenschaften und die Beweggründe Deines Wollens, und Du hast den Schlüssel für alle Menschen. Findest Du Dich z. B. gedrückt und beleidigt, wenn ein Anderer Dich seine Ueberlegenheit an Wissen, Erfahrung, Rang oder Vermögen fühlen läßt, so weißt Du, wie Du Dich gegen die zu benehmen hast, denen Du Deinerseits überlegen zu sein glaubst.«

»Sprich oft in der Gesellschaft, aber nicht lange; gefällst Du nicht, so bist Du wenigstens sicher, nicht zu langweilen.

Bezahle Deine Zeche, aber glaube nicht, die Anderen freihalten zu müssen; das gesellschaftliche Gespräch ist eines der wenigen Dinge, in dem Niemand kostenfrei sein will, weil Jeder vollauf zu haben meint, um nöthigenfalls für Alle zahlen zu können.«

»Stolz und Eitelkeit sitzen so tief im menschlichen Herzen, daß sie sich sogar auf die allerniedrigsten Dinge erstrecken. Wie oft angeln die Menschen in Dingen nach Beifall, die schlechterdings keinen Beifall verdienen! Der Eine behauptet, daß er so und so viele Meilen in sechs Stunden gelaufen ist; wahrscheinlich ist es eine Lüge; aber vorausgesetzt, es ist wahr, was dann? Dann ist er ein guter Postbote, das ist Alles. Ein Anderer behauptet, und wahrscheinlich nicht ohne starke Bekräftigung, daß er rasch hinter einander sechs bis acht Flaschen schweren Wein getrunken hat. Zu seiner Ehre will ich annehmen, daß er ein Lügner ist; thue ich es nicht, so ist er ein Vieh.«

»Um eines Menschen wahre Gesinnung zu erkennen, traue ich weit mehr meinen Augen als meinen Ohren. Sagen können die Menschen Alles, was sie wollen, daß ich wisse; aber nur sehr selten können sie verhindern, daß ich nicht auch sehe, was sie mir nicht sagen wollen.«

Sodann einige Betrachtungen über Höfe und Hofleben.

»Höfe sind unbestreitbar der Sitz der feinen und guten Lebensart; wäre dies nicht der Fall, so würden sie der Sitz allgemeinster Metzelei und Verwüstung sein. Diejenigen, welche sich jetzt einander anlächeln und umarmen, würden einander beleidigen und erstechen, wenn es erlaubt wäre. Aber Ehrsucht und Geiz, die vorherrschenden Leidenschaften am Hofe, finden Verstellung wirksamer als Gewaltsamkeit; und die Verstellung ist es, die jenen Schein der Wohlerzogenheit eingeführt, die den Hofmann vom Landedelmann unterscheidet. Sonst würde Körperkraft den Ausschlag geben; jetzt giebt den Ausschlag Geisteskraft.«

»Ein Mann, der sich eine freie Wirksamkeit und Parteistellung sichern will, muß am Hofe Niemand schmeicheln; aber er muß ebensosehr auf der Hut sein, Jemand persönlich zu beleidigen. Homer erzählt von einer großen Kette, die Jupiter auf die Erde herabhing, um ihn mit den Sterblichen zu verbinden. An allen Höfen ist eine solche Kette, die Fürsten und Minister mit den niedrigsten Pagen und Zofen verbindet. Des Königs Frau oder Maitresse hat Einfluß auf ihn, ein Liebhaber hat Einfluß auf diese, die Zofe oder der Kammerdiener hat Einfluß auf beide, und so fort ins Unendliche. Du mußt deshalb kein Glied dieser Kette durchbrechen, wenn Du bis zum Fürsten hinaufklimmen willst.«

»Es giebt einen gewissen Jargon, den man französisch Persiflage d'Affaires nennt; ein Diplomat muß diesen vollständig innehaben, denn er ist ihm besonders in gemischten Gesellschaften von unerläßlichem Nutzen. Wohl angewendet, scheint er etwas zu sagen und sagt doch nichts; er ist eine Art politischer Plauderei, die tausend Schwierigkeiten vorbeugt, in die sonst ein fremder Gesandter in der geselligen Unterhaltung nur allzuleicht verwickelt werden kann.«

»Verstellung ist für einen Diplomaten durchaus nothwendig. Doch darf sie nicht eigentliche Falschheit und Perfidie sein. Diese feine Grenzlinie einzuhalten, ist eben die Kunst. Er muß oft erfreut scheinen, wenn er innerlich ärgerlich, und ärgerlich, wenn er innerlich erfreut ist. Aber er muß nie anders sprechen, als er denkt. Das wäre Falschheit und ein Charakterfehler.«

Wozu des Weiteren? Die letzte Wurzel dieser Denkweise liegt in den Worten, die Chesterfield in dem Briefe vom 16. November 1752 an seinen Sohn schrieb:

»Eitelkeit oder, um eine edlere Bezeichnung zu gebrauchen, das Verlangen nach Bewunderung und Beifall ist vielleicht die allgemeinste Triebfeder der menschlichen Handlungen. Ich sage



nicht, daß sie die beste ist; ich will gern gestehen, daß sie zuweilen recht närrische und zuweilen sogar verächtliche Folgen hat. Aber sie ist um so viel häufiger der Grund von sehr rechtschaffenen Dingen; man muß sie daher in jeder Weise ermuthigen und anfeuern. — — Dieser Eitelkeit, die die Philosophen verdammen, verdanke ich einen großen Theil der Rolle, die ich in der Welt gespielt habe. Wende alle Künste der Gefallsucht an, die nur je eine Kokette anwendete; sei hurtig und unermüdlich in Allem, was Dir die Bewunderung der Männer und die Liebe der Weiber erwerben kann; dies ist der sicherste Weg, in der Welt vorwärts zu kommen.«

Drittes Capitel.

Die Kunstwissenschaft.

1.

Die psychologische Aesthetik.

Burke. Gerard. Home.

Die Schule der englischen Moralisten brachte auch in die Kunstwissenschaft eine neue, sehr einflußreiche Wendung.

Pope und die französischen Lehrdichter waren ganz wie die Horazische Dichtkunst nur immer bemüht gewesen, den Dichtern gewisse Grundsätze und Regeln an die Hand zu geben; es handelte sich um rein technische Anweisung. Die Moralisten dagegen, mit ihrem psychologischen Spürsinn, suchten in das We-

sen und den Ursprung der künstlerischen Empfindung selbst einzudringen. Es erstand eine Reihe von Forschern und Denkern, die vor Allem darnach fragten, woher die Kunst stamme und wohin sie ziele, d. h. aus welchen Empfindungen und Seelenthätigkeiten sie entspringe und welche Empfindungen sie errege. Die Kri[illegible] wurde zur Aesthetik, zur Physiologie des künstlerischen Sin[illegible]e englische Wissenschaft wandelt hier selbständig und durchaus un[illegible]bhängig denselben Weg, den schon etwas früher, auf Anregung der Wolff'schen Philosophie, Baumgarten und Meier in Deu[illegible]

In England [illegible] Shaftesbury und Hutcheson zu dieser neuen Ku[illegible] den ersten Anstoß gegeben; Addison durch einige [illegible]handlungen über das Erhabene im Spectator, [illegible]rch seine gefühlsinnige Hervorhebung des Plato[illegible]hirens, Hutcheson durch sein Buch über den Urspru[illegible] des Guten und Schönen. Doch haben diese Denke[illegible] das Verdienst, die Frage gestellt zu haben; sie lösten [illegible] Schöne fällt ihnen noch fast ganz unterschiedslos zusammen mit dem Guten und Wahren. Sie fühlen zwar, daß im Genießen und Hervorbringen des Schönen ein »innerer Sinn« thätig sei, der über die einseitige und beschränkte Fassungskraft des Verstandes hinausreiche; aber die Entstehung und Beschaffenheit dieses inneren Sinnes ist für sie unerklärlich. Hutcheson schwankt und schwankt und weiß zuletzt keinen besseren Ausweg zu finden, als daß er ihn der unmittelbaren Güte Gottes zuschreibt.

Es ist Edmund Burke, der berühmte Staatsmann, der die hier erhaltenen Anregungen weiter bildete und, so weit es sein Standpunkt erlaubte, zu festen Ergebnissen führte. Seine im Jahre 1756 erschienene Jugendschrift: »A philosophical enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and the Beautiful,« ist in dieser Beziehung epochemachend.

Das Wesen der künstlerischen Empfindung von allen schillernden Nebenbegriffen streng abgrenzend, ist Burke bestrebt, die verschiedenen Arten und Erscheinungsweisen derselben aus den verschiedenen Arten und Erscheinungsweisen der menschlichen Natur selbst abzuleiten. Er verfährt rein psychologisch. Nach seiner Ansicht hat das menschliche Gemüth zwei wesentlich verschiedene Grundtriebe; der eine ist der Trieb der Selbsterhaltung, der andere der Trieb nach dem Ganzen und Großen der Menschheit, der Trieb der Gesellschaft. Auf jenem, meint Burke, beruht das Gefühl des Erhabenen, auf diesem das Gefühl des Schönen. Mit Zagen und Furcht erfüllt uns, was unserer Einbildungskraft als bedrohlich erscheint, jedes ungeahnte Uebermaß von Gewalt und Größe, von zeitlicher und räumlicher Ausdehnung, von Licht, Schall und Farbe, oder, was nur die Kehrseite derselben Bedingungen ist, ungeahnte Leere und Finsterniß; es gewinnt uns und muthet uns an, was uns zu Theilnahme, Nachahmung und Wettstreit ruft, die gegenseitige Liebe der beiden Geschlechter, und sodann in der Körperwelt der Gestalten, Farben und Töne das Zarte und Milde, das Reine und Feine, das Reizvolle und doch leise Widerstrebende. Und von diesem Gesichtspunkte aus entwickelt dann Burke die einzelnen Begriffsbestimmungen des Erhabenen und Schönen meist so scharf und erschöpfend, daß nach dieser Seite hin die spätere Wissenschaft wenig Neues hinzuzufügen gewußt hat. Bei Kant sind die Einwirkungen Burke's bis in das Einzelnste zu verfolgen.

Namentlich ist nicht genug anzuerkennen, wie eindringlich und sicher Burke hervorhebt, daß in ästhetischen Dingen immer und überall nur die reine zweck- und leidenschaftslose Beschaulichkeit walte. Die süßen Schauer der Erhabenheit scheuchen zurück, wo die Schrecken wirklicher Gefahren über uns hereinbrechen; die läuternde Weihe des Schönen entflieht, wo lüsternes Verlangen sich einschleicht. Aber die Engherzigkeit der nur auf die Ober-

fläche der äußeren Sinneneindrücke gestellten Auffassungsweise überwindet auch Burke nicht. Die Darstellung ist wirr und sprunghaft; und diese Ordnungslosigkeit der Form ist nur die unumgängliche Folge von der Aeußerlichkeit seines Denkens. Burke hat keine Ahnung von dem Höheren und Geistigen, das das eigenste Lebensgeheimniß der Kunst ist. Die Gegensätze des Erhabenen und Schönen stehen ganz unvermittelt neben einander ohne tiefere bindende Einheit. Und roh sinnlich sind ihm die Ursachen des Erhabenen und Schönen, roh sinnlich ihre Wirkungen. Wie er die Eigenheiten und Beschaffenheiten des Schönen und Erhabenen nicht als durch einen inneren geistigen Gehalt bedingt und getragen, nicht als die durchsichtige Form und Erscheinung des schöpferischen Ideals darstellt, sondern immer nur als stofflich in sich selbst befriedigt, als frei und selbständig durch ihre eigene Macht und Zauberkraft zu uns sprechend, so weiß er auch nur in ausschließlich physiologischer Weise zu sagen, daß das Schöne die Nerven angenehm abspanne, das Erhabene sie belebe und steigere; ja vom Erhabenen rühmt er ausdrücklich, daß es die Gefäße von beschwerlichen und gefährlichen Verstopfungen reinige. A. W. Schlegel hat treffend bemerkt, unter diesen Umständen könne man das Erhabene in der Apotheke kaufen.

Burke's Buch erregte die lebendigste Aufmerksamkeit. Die Untersuchungen über die künstlerische Empfindung oder, wie man sich damals auszudrücken pflegte, die Untersuchungen über den Geschmack drangen in alle Kreise und wurden ein beliebtes Thema akademischer Preisfragen.

Am bemerkenswerthensten unter diesen neu auftauchenden Aesthetikern sind Gerard und Home.

Gerard, Professor der Moral zu Aberdeen, schrieb im Jahre 1756 eine Schrift über den Geschmack, Essay on Taste, und 1774 eine Schrift über das Genie, Essay on Genius.



Jener »innere Sinn«, den Hutcheson aufgestellt, aber nicht erklärt hatte, ist bei ihm ebenso wie bei Burke der Ausgangspunkt. Doch kommt auch er nicht über die alleräußerlichste Betrachtung hinaus. Er zerlegt den inneren Sinn in nicht weniger als sieben verschiedene Bestandtheile, in das Gefühl des Neuen, des Erhabenen, des Schönen, der Nachahmung, der Harmonie, des Lächerlichen, der Tugend. Es ist klar, daß diese Zergliederungskunst, mit Burke verglichen, nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt ist.

Aehnlich sind die Elements of Criticism, die Grundsätze der Kritik, von Henry Home Lord Kaimes. Sie erschienen 1762 — 65 zu Edinburgh in drei Bänden. Die philosophische Grundlegung ist äußerst schwach und unklar und dabei von ermüdender Breite; schon Goldsmith sagte, wie Boswell im Leben Johnson's berichtet, es sei leichter, dies Buch zu schreiben als es zu lesen. Home bezeichnet als seinen Zweck, »den empfindenden Theil der menschlichen Natur zu untersuchen und durch Erforschung der angenehmen und unangenehmen Gegenstände die ächten Grundsätze der schönen Künste zu entdecken.« Diesen Zweck glaubt er erfüllt zu haben, wenn er die menschlichen Leidenschaften, die einzelnen ästhetischen Begriffe und die rhetorischen Figuren und Kunststücke in möglichster Vollständigkeit zusammenhangslos aufzählt. Nichtsdestoweniger war dies Buch nicht blos in England, sondern vornehmlich auch unter den deutschen Popularphilosophen sehr angesehen; Johann Nikolaus Meinhard, der es übersetzte, nennt es die richtigste und vollständigste Theorie der schönen Künste, die es jemals gegeben habe. Der Grund dieses Beifalls liegt darin, daß Home eine große Anzahl neuer, bis dahin unerörterter Begriffe, wie die Begriffe von Anmuth und Würde und andere dieser Art, zuerst in die Untersuchung einführte. Wenn Lessing im Laokoon den »Reiz« als die »Schönheit in Bewegung« erklärt, so erinnert er auf das Bestimmteste

an Home, der von der Anmuth sagt, sie sei »Würde, mit einer artigen Bewegung verbunden.« Und jedenfalls gebührt Home der Ruhm, in England einer der Ersten gewesen zu sein, der die Zwangsfesseln des französischen Klassizismus abstreifte. Ueberall dringt er auf Naturwahrheit. Er verwirft nicht nur die Gespreiztheit von Pope's Homerübersetzung und die Starrheit der drei dramatischen Einheiten; eben so entschieden verwirft er die nüchterne Glätte der herrschenden Architektur und Gartenkunst.

Es ist überraschend, daß von diesen psychologischen Grundlagen aus die englische Wissenschaft doch nirgends zur Erfassung der in der innigsten Durchdringung und Wechselwirkung des Geistigen und Sinnlichen wurzelnden Kunstidealität vordringt. Dazu haben die Engländer offenbar nicht künstlerische Unbefangenheit genug, und nicht genug philosophische Schärfe. Erst der Sinnigkeit und Tiefe eines Winckelmann, Lessing und Kant war es beschieden, das von den Engländern nur Geahnte und dunkel Gefühlte zur zwingenden und abschließenden Begriffsklarheit zu erheben.

2.

Die Kritik Samuel Johnson's.

Samuel Johnson ist der Gottsched der englischen Literatur. In seiner Blüthezeit übte er eine Herrschaft, die einer unumschränkten Dictatur glich; und jetzt wird er fast allgemein belacht und bespöttelt.

Der Zufall hat es gewollt, daß wir mit der Persönlichkeit Johnson's sehr vertraut sind. James Boswell, einer jener kleinen, aber höchst achtbaren Geister, die in der rückhaltslosen Hin-



gebung an einen verehrten Helden ihr ganzes Sein finden, hat die Eigenheiten, Erlebnisse und Gesprächsäußerungen Johnson's in einem dreibändigen Tagebuch aufbewahrt, das bei den Engländern wegen seiner übertriebenen Bewunderungssucht als lues Boswelliana sprichwörtlich ist, aber in seiner treuen Innigkeit eine Anziehungskraft hat, der einzig die Gespräche Eckermann's mit Goethe an die Seite gestellt werden können.

Johnson war einer der wunderlichsten Käuze, die jemals lebten. Walter Scott vergleicht ihn mit jenen plumpen gutmüthigen Söhnen Anaks, wie die Feenmärchen sie schildern. Er war von riesengroßer Körpergestalt, von häßlichem Ansehen, von ungeschlachten und groben Manieren. Er hatte ein über und über mit Blatternarben bedecktes Gesicht, einen gewaltigen Kropf, ein blinzelndes Auge und litt am Veitstanz; seine Kleidung war unsauber, die Sprache bald murmelnd, bald grunzend; ging er aus, so war ihm nicht wohl, wenn er nicht alle Laternenpfähle berührte, die an der Straße standen. Oft fastete er tage- und wochenlang; brach er aber sein Fasten, so aß und trank er mit einer Gier, daß »die Adern auf seiner Stirn strotzten und der Schweiß von seinen Backen rann.« Oft verbrachte er ganze Monate in der stumpfsinnigsten Trägheit, und dann arbeitete er wieder mit einer Anstrengung, die alles menschliche Maß zu überschreiten schien. Er war von einem Eigensinn und einer Rauhheit, daß selbst seine vertrauteste Freundin, die gute Mrs. Thrale, sich oft von ihm aufs empfindlichste verletzt fühlte; und doch war sein Haus die Zuflucht und die Freistätte für alle Elenden und Bedürftigen, und keine Undankbarkeit irrte ihn in seinem Wohlthun.

Macaulay hat in der ausgezeichneten Abhandlung über Samuel Johnson mit seinem tiefen psychologischen Blick sehr anschaulich entwickelt, wie alle diese räthselhaften Absonderlichkeiten und Widersprüche in Johnson's abenteuerlichem Jugendleben ihre

Lösung finden. Johnson war am 28. September 1709 zu Litchfield geboren. Seine Universitätsstudien zu Oxford wurden durch den frühzeitigen Tod seines Vaters unterbrochen. Nun lebte er in äußerster Dürftigkeit. Er versuchte in seinem Geburtsort eine Schule zu gründen, aber diese Unternehmung mißglückte. Mit seinem Schüler Garrik, der sich für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt hatte, ging er 1737 nach London; er hoffte als dramatischer Dichter Erfolg zu haben. Seine Tragödie »Irene« fand keinen Anklang. So fristete er sich Jahrzehnte hindurch von schriftstellernder Lohndienerei und verfiel in alle jene Rohheit und Unordnung, die Unglücklichen dieser Art immer eigen ist. Sie war hier nur um so offener und ungebärdiger, je bedrängter sich die Schriftsteller eines Zeitalters fühlen mußten, in welchem nicht mehr wie unter den Stuarts der Staat und der Adel huldreiches Patronat bot, und in welchem doch die Theilnahme an der Literatur noch zu gering war, als daß der Schriftsteller genügend von seiner Thätigkeit leben konnte. Durch diese Noth kämpfte sich, um mit Macaulay zu reden, der schlecht gekleidete, grobe, linkische Pedant endlich hindurch und gelangte sogar zu Einfluß und Auszeichnung. Die Jugendeindrücke wirkten fort. Die Rauhheit und Heftigkeit, die Johnson trotz seiner angeborenen Gutmüthigkeit doch niemals besiegte, die Unsauberkeit und Regellosigkeit waren einem Menschen natürlich, dessen von Hause aus unsanftes Temperament lange Zeit durch die bittersten Bedrängnisse, durch Mangel an Speise, an Feuer und Kleidung, durch die Belästigung der Gläubiger, durch die Anmaßung der Buchhändler, durch den Spott der Thoren, durch die Unzuverlässigkeit der Patrone, durch verzögerte Hoffnungen und auffallende Kränkungen geprüft worden war. Alle Unarten Johnson's waren in der That nur gemilderte Symptome derselben moralischen Krankheit, die mit tödtlicher Bösartigkeit in seinen Freunden Savage und Boyse wüthete.



Zuerst trat Johnson als Dichter auf. Seine Gedichte »London« und »die Eitelkeit der menschlichen Wünsche«, glänzende Nachahmungen Juvenalischer Satiren, sind durchaus im Stil der Dryden und Pope; und seine Zeitschriften, »The Rambler, der Umherstreifer«, mit dem er den durchschlagendsten Erfolg hatte, und »The Idler, der Müßiggänger«, verrathen auf jeder Seite das bestimmende Vorbild des Tatler und Spectator. Ebenso ist sein Roman, »die Geschichte von Rasselas, dem Prinzen von Abyssinien« (London 1759), durch und durch ein philosophischer Lehrroman, eine locker verknüpfte Reihe moralischer Gespräche.

Aber seine durchgreifendste Thätigkeit hatte er in der Sprachforschung und in der ästhetischen Kritik.

Es ist jetzt genau ein Jahrhundert, daß sein großes Wörterbuch erschien. Noch heut aber hat es klassische Geltung und ein wahrhaft kanonisches Ansehen. Die Times vom 1. November 1855 enthalten eine Adresse, in welcher das Ministerium um Bewilligung einer Pension für zwei arme, noch lebende Verwandte Johnson's angegangen wird. Diese Adresse, von Männern wie H. Hallam, Macaulay, Thackeray, Tennyson, C. Dickens, Carlyle, J. Forster, Disraeli, Wilman und Anderen unterzeichnet, sagt: »Samuel Johnson ist ein Schriftsteller, dessen Gleichen wir wahrscheinlich in England so bald nicht wieder sehen werden. Seine Werke und sein Leben hatten etwas Heroisches in sich; sein Werth beschränkte sich nicht blos auf die Literatur. Jenes Wörterbuch, welches auf einem ärmlichen Pult von Tannenholz geschrieben wurde, ist ein stolzes Besitzthum der englischen Nation. Und zwar nicht blos philologisch. Dieses Wörterbuch ist durchaus architektonisch; an massiver Festigkeit des Grundrisses, an mannhafter Correctheit und Treue der Ausführung, an genialer Einsicht, an Größe des Geistes und Charakters kann ihm kaum ein anderes Buch an die Seite gestellt werden; in seiner Weise ist es eine Art von St. Pauls Kathedrale.«

[illegible] und in mancher Beziehung ist sein letztes und vollendetstes Werk: das Leben der englischen Dichter, Lives of the most eminent English poets London 1779—81.«

Es liegt in ihm eine solche Kenntniß des menschlichen Lebens, eine so feine Entwickelung der Charaktere, so viel kritischer Scharfsinn, so tiefe Einsicht in den geschichtlichen Gang der Dichtung, daß die Engländer kein zweites Werk dieser Art wieder aufzuweisen haben. Aber es zeigt schlagend, daß Johnson, wie mit seinen Sitten- und Lebensgewohnheiten, so auch mit seinem Denken noch fast gänzlich im Zeitalter der Königin Anna wurzelte. Es ist durchaus auf die Ueberzeugung gegründet, daß einzig der französirende Klassizismus die wahre und ächte Poesie sei. Es gereicht Johnson zu ganz besonderer Genugthuung, verkünden zu können, wie seit Dryden's Zeit die englische Dichtung nirgends wieder in ihre ursprüngliche Rohheit verfallen, sondern in Feinheit der Sprache, in Wohllaut des Reims, in Fülle und Tiefe der Gedanken unaufhaltsam vorschreite. Pope war ihm der größte Dichter aller Zeiten und Völker; nur Derjenige fand Gnade vor seinen Augen, der der Dichtweise Pope's verwandt war. »Wahrlich,« sagte Johnson einmal zu Boswell (Th. 3 S. 291), »es ist überflüssig, zu fragen, was freilich schon gefragt worden ist, ob man Pope einen Dichter nennen könne; umgekehrt möchte ich sagen, wenn Pope kein Dichter ist, wo wird dann die Poesie gefunden? Das Wesen der Poesie in eine bestimmte Begriffserklärung fassen zu wollen, zeugt nur von der Engherzigkeit des Erklärers; aber sicher kann keine Erklärung gegeben werden, die Pope ausschließt. Laßt uns auf die Gegenwart und rückwärts auf die Vergangenheit schauen, laßt uns untersuchen, wem die Menschheit den Kranz der Poesie zuerkannt hat, laßt uns die Werke der anerkanntesten Dichter prüfen, und die Ansprüche Pope's werden nicht länger bestritten werden; wohl ein Jahrtausend mag ver-

gehen, ehe wieder ein Mann auftreten wird, der an Kraft des Reimes sich mit Pope vergleichen darf.«

Nur das trocken Verständige, nur das Lehrhafte war sein Maßstab. Im Leben Cowley's bespricht er jene schwülstig spitzfindigen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, die in England die »metaphysischen Dichter« genannt werden. Er muß eingestehen, daß sie eigentlich auf den Namen eines Dichters kein Recht hätten, daß »sie weder Natur noch Leben, weder Gestalten noch Charaktere nachahmen«, daß »sie nicht allein die Vernunft, sondern auch die Phantasie überfliegen und Zusammensetzungen verwirrter Herrlichkeit hervorbringen, die nicht allein nicht geglaubt, sondern auch nicht begriffen werden können«. Aber nichtsdestoweniger widersteht es ihm, sie zu verdammen. »Wenn man die Werke dieser Schriftsteller liest,« sagt er, »wird der Geist entweder durch Rückerinnerung oder durch Untersuchung geübt; wenn ihre Größe gleich selten erhebt, so überrascht doch oft ihr Scharfsinn; in der Masse von Stoff, welche sinnreiche Ungereimtheit zusammengetragen hat, ist zuweilen ächter Witz und nützliches Wissen.« Seine Beurtheilung Milton's ist berüchtigt durch ihre tadelsüchtige Härte; und mag man dabei auch noch so sehr die Abneigung des schroffen Tory gegen den begeisterten Whig in Anschlag bringen, so ist es doch ebenfalls klar, daß auch hier die ästhetischen Gründe noch schwerer wogen als die politischen. Und was seine Theilnahme an den Schöpfungen seiner unmittelbaren Zeitgenossen betrifft, so erregten nur Richardson's Romane seine Bewunderung; in Tom Jones, in Tristram Shandy, in Thomson konnte er wenig oder gar kein Verdienst sehen. Von Percy's Vorliebe für die schönen alten englischen Balladen sprach er immer mit der herausforderndsten Verachtung; und wenn er Macpherson's Ossian verwarf, so war dies zwar gerecht, aber nur durch Zufall gerecht. »Er verachtete,« sagt Macaulay in der bereits angeführten Abhandlung, »den Fingal gerade aus dem-

selben Grunde, der manchen geistvollen Mann bestimmte, ihn zu bewundern; er verachtete ihn, nicht weil er im Wesentlichen aus Gemeinplätzen bestand, sondern weil er einen oberflächlichen Anschein von Frische und Ursprünglichkeit hatte.«

Denkwürdig ist Johnson's Verhalten zu Shakespeare. Im Jahre 1765 erschien seine neue Ausgabe Shakespeare's, die trotz mancher Ungenauigkeit und gewaltsamer Willkür doch in der That als der Anfang und die Begründung der streng philologischen Shakespearekritik zu betrachten ist. Dieser Ausgabe schickte er eine Vorrede voraus, die unumwunden sein kritisches Glaubensbekenntniß über den großen Dramatiker ausspricht. Diese Vorrede ist ein wunderliches Gemisch von althergebrachten Vorurtheilen, die der französischen Tragik entlehnt sind, und von dem ahnungsvoll aufdämmernden Gefühl einer freieren und naturwahreren Richtung. Johnson führt hier alle jene kleinlichen schulmeisternden Vorwürfe ins Treffen, die von den Kritikern des vergangenen Zeitalters fest formulirt waren. Es ist ihm kein Zweifel, daß Addison ein viel größerer Tragiker sei als Shakespeare. Er tadelt, daß Shakespeare den Zweck der moralischen Lehre und Besserung zu sehr außer Acht lasse; Shakespeare übe nicht genug poetische Gerechtigkeit und opfere oft rücksichtslos die Tugend, wenn er vermeintlich höheren Schönheiten nachjage; Shakespeare gebe zwar zuweilen ganz löbliche Sittenregeln und Sinnsprüche, aber diese seien nur zufällig, sie seien nicht unmittelbare und ausdrückliche Absicht. Er tadelt, daß Shakespeare zwar wunderbar schöne einzelne Scenen habe, aber fast niemals ein Stück abzuschließen und zu vollenden wisse; die Katastrophe sei meist unwahrscheinlich und ohne genügende Motivirung. Er tadelt, daß Shakespeare die Zeit- und Ortsverhältnisse verletze, den Hektor von Aristoteles sprechen lasse und den Theseus mit Oberon und Titania in Zusammenhang bringe. Und dergleichen Dinge mehr. Trotz alledem aber weiß er mit lebendigster Begeisterung zu schildern,



was für ein gewaltiger Genius Shakespeare sei, an Naturwahrheit, an feinster Individualisirung und Mannichfaltigkeit der Charaktere, an zwingender Folgerichtigkeit selbst in der Darstellung des Phantastischen und Wunderbaren Alles übertreffend, was jemals im Drama geschaffen worden; ein Diamant, den keine Strömung der Zeit vernichten könne. Ja, eben wegen dieser Naturwahrheit und gluthvollen Leidenschaft vertheidigt Johnson auch die Vermischung des Tragischen und Komischen, die damals meist mit unverständiger Schärfe getadelt wurde; denn diese Vermischung widerspreche zwar den Regeln der Kritik, nicht aber den Regeln der Natur. Und könnte man meinen, daß in diesem begeisterten Preise nur das alte, auch von allen früheren Kritikern gesungene Lied vom wilden Naturgenie Shakespeare's anklinge, so ist es doch unbezweifelbar ein höchst wichtiger kritischer Fortschritt, daß Johnson offen mit der altüberlieferten Lehre von den drei dramatischen Einheiten bricht und hier wieder auf denjenigen Standpunkt zurückkehrt, den schon einige Menschenalter zuvor Dryden eingenommen hatte. Nur die Einheit der Handlung hält er fest. Wer ohne wesentliche Einbuße, sagt er, auch die Einheit des Ortes und der Zeiten beobachten kann, der verdient denselben Beifall wie ein Baumeister, der alle Bauordnungen in einer Festung anbringt, ohne deren Festigkeit zu verletzen; aber die Hauptschönheit einer Festung ist, den Feind auszuschließen, die Hauptschönheit eines dramatischen Dichtwerks, die Natur zu treffen. Wie überraschend ist es, daß Johnson hier fast gleichzeitig mit Lessing denselben Befreiungskampf kämpft, obgleich nicht so kühn und sicher und darum auch nicht so erfolgreich! —

Johnson starb am 15. December 1784. Er steht an der Markscheide zweier Epochen. Bald kamen neue Menschen und neue Ideen; sein Stern verblich. Jedoch verdient er ebensowenig die übertriebene Mißachtung, die ihm die Tieck und Schlegel,

wie die übertriebene Bewunderung, die ihm seine Zeitgenossen entgegenbrachten.

3.

Der Sturz des Klassizismus, der Drang nach Ursprünglichkeit.

Lowth. Wood. Percy. Warton. Blair. Young. Hogarth. Stuart und Revett.

Noch als die unbeschränkte Herrschaft Johnson's in vollster Blüthe stand, regten sich schon einzelne Stimmen, die den nahen Sturz der von ihm vertretenen Denkart verkündeten. Immer lauter erhob sich die Einsicht, daß die wahre und ächte Kunst nicht in steifer Künstelei, sondern in schlichter Naturwahrheit wurzle. Und war diese Einsicht zunächst auch ohne allen Bezug auf die schwebenden Tagesfragen entstanden, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie nach kurzer Frist auch auf diese eine sehr bedeutende Rückwirkung übte.

Wenn irgendwo, so bethätigt sich hier, daß selbst die scheinbar entlegensten Studien der Literatur- und Kunstgeschichte, falls sie sonst rechter Art sind, noch jederzeit für die Bewegungen der Gegenwart vom heilsamsten Einfluß waren. Zunächst sind es zwei rein philologische Werke, die hier der Zeit die Losung geben.

Im Jahre 1753 erschien das berühmte Buch des Bischofs Lowth De sacra poesi Hebraeorum, aus Vorlesungen entstanden, die derselbe als Professor in Oxford gehalten hatte; und im Jahre 1769 Robert Wood's Versuch über das Originalgenie des Homer. Beide Bücher hatten unmittelbar nur ausschließlich ge-



lehrte Zwecke im Auge. Lowth entwickelte mit großer Schärfe und Wissenstiefe das Wesen der hebräischen Dichtung, ihren aus dem lebendigen Wechselgesang entsprungenen Parallelismus des Versbaues, die anschauliche Kraft und Erhabenheit ihrer Bilder und Gleichnisse, die Eigenthümlichkeiten ihrer verschiedenen Gattungen, des Lehrgedichts, der Elegie, Idylle und Ode. Wood, durch wiederholte langjährige Reisen in Aegypten, Kleinasien und Griechenland innig vertraut mit den Oertlichkeiten der Homerischen Dichtung, führt den Leser mit kundigem Blick in das Vaterland und in das Zeitalter Homer's ein; »denn,« wie er in der Vorrede sagt, »der Vernachlässigung dieser Vorsicht ist es zuzuschreiben, daß man Homer oft wegen Schönheiten gelobt, an die er nie dachte, und Fehler an ihm getadelt hat, die er nie beging.« Jedermann weiß, wie gewaltig diese Bücher in die Wissenschaft eingriffen. Mit Lowth beginnt für die Erklärung und Würdigung der alttestamentlichen Schriften eine ganz neue Epoche; der kalt rationalistische Michaelis in Göttingen und der feinnervige Herder und Alle, die auf deren Schultern stehen, haben in ihm ihren gemeinsamen Ursprung. Und ebenso gewann die Homerische Frage durch Wood erst feste Ziele und Ausgangspunkte. Nichtsdestoweniger würde man die großartige Tragweite dieser Bücher völlig verkennen, wollte man ihre Bedeutung nur in die engen Grenzen der strengen Fachwissenschaft einschließen. Lowth hatte dargethan, wie selbst die ergreifendsten Bilder und Gleichnisse der hebräischen Dichtung immer nur aus der nächsten Nähe der örtlichen Landschaft, der herrschenden Religion, der alltäglichen Sitten und Lebensgewohnheiten entlehnt seien; und in gleicher Weise zeigte Wood, daß, wie er sich selbst ausdrückte, »je mehr wir Homer's Zeitalter und Vaterland kennen lernen, wir nur um so unabweislicher wahrnehmen, wie seine Scenen und Landschaften der Natur abgeborgt sind, seine Sitten und Charaktere dem Leben, seine Personen und Begebenheiten der

Ueberlieferung, seine Leidenschaften und Empfindungen der Erfahrung; denn mag er Orte und Zustände oder die geheimsten Falten des menschlichen Herzens beschreiben, immer ist er natürlich, treu und thatsächlich.« Damit aber war die Einsicht in das Schlichte und Naturwüchsige ächter Kunstentwicklung wieder gegeben. Am lebhaftesten hat diesen Eindruck Goethe ausgesprochen. Schon als stürmender Jüngling rühmt er in den Frankfurter Anzeigen (vergl. Werke Thl. 32, S. 17) auf Veranlassung Wood's, wie Homer »sich und der Mutter Natur Alles zu danken gehabt habe«; und in gleichem Sinn sagt er noch als Greis in Dichtung und Wahrheit (Thl. 22, S. 110): »wir sahen nun in jenen Gestalten nicht mehr ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen.«

Und mitten in diese günstige Zeitstimmung fiel auch die Sammlung der altenglischen und schottischen Balladen vom Bischof Thomas Percy, »The reliques of ancient English poetry. London 1765.«

Es ist allgemein bekannt, wie gewaltig diese alten Heldenlieder packten und zündeten. Percy selbst hatte bei ihrer Zusammenstellung und Herausgabe keine Ahnung, was für eine durchschlagende That er thue. In der Vorrede nennt er diese Lieder schlicht und einfach, für die Höhe der heutigen Bildung wenig passend; nur sehr flüchtig durchblitzt ihn der Gedanke, daß manchmal doch jenen ungelehrten fahrenden Sängern, die, nur mit dem Beifall ihrer Hörer zufrieden, ihre Reime zu ihrem begeisterten Saitenspiel sangen, der Vorzug vor den neueren Dichtern gebühre, die mit allen Mitteln der Wissenschaft ausgestattet sind und immer nur an Ruhm und Nachwelt denken. Ebensowenig ahnte Johnson, wie tief diese Sammlung in sein eigenes Fleisch schneide; er unterstützte Percy mit Beiträgen und ermunterte ihn zur Herausgabe. Wie wunderbar wiederholt sich auch hier die



Sage vom Zauberlehrling! Die Geister der alten urkräftigen Sänger waren unwiderruflich heraufbeschworen; Niemand konnte sie bannen. Man hatte so lange in trockner Dürre geschmachtet; hier sprang aus reicher Quelle der erquickende Labetrank; hier war wieder frische Natürlichkeit, unbefangene Empfindung, derb zugreifende Handlung. Das alte Regelsystem wurde in seinen innersten Grundfesten erschüttert. Was kümmern uns die Pope und Boileau? Natur, Natur! Frische und fröhliche Ursprünglichkeit, — das ist das Geheimniß der Dichtung.

Sicher war es eine der allerunmittelbarsten Nachwirkungen dieser Balladensammlung, daß Macpherson, der schon 1760 Bruchstücke gälischer Bardenlieder veröffentlicht hatte, jetzt mit seinem Ossian auftrat, und daß Chatterton seine tiefsinnigen Dichtungen unter der alterthümlichen Maske eines dichtenden Mönchs sang. Bald hörte man wieder Balladen und Lieder, wo man früher nur gekünstelte Lehrgedichte und Oden zu hören gewohnt war. Und wollen wir aus unserer eigenen Heimath Beispiele wählen, so dürfen wir nur an Herder's Stimmen der Völker und an seinen Cid erinnern. Bürger, der bis dahin nur der Sänger der Frau Schnips gewesen war, wurde der Sänger der Leonore.

Doch für jetzt haben wir es nicht mit der Geschichte der englischen Dichtung zu thun, sondern nur mit der Geschichte der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung. Auch in Theorie und Kritik kam durch Lowth, Wood und Percy ein sehr nachhaltiger Umschwung. Wie neben Gottsched die Bodmer und Breitinger, die Klopstock und Lessing, so stehen auch hier neben Johnson ein Warton, Young und Hugh Blair.

Joseph Warton, der ältere Bruder des bekannten Literarhistorikers Thomas Warton, schrieb ein Buch über Pope, Essay on the Genius and Writings of Pope, erster Band 1756, zweiter Band 1782. In diesem Buch nimmt er beherzt den Kampf

gegen die mit der Brille der Franzosen gesehenen Alten auf und verkündet dafür das neue Naturevangelium. Die Anwendung auf Pope ergiebt sich von selbst. Unter vielen Entschuldigungen und Verbeugungen, aber fest und klar wird ausgesprochen, daß Pope zu den wahrhaften Dichtern gar nicht gehöre, obgleich ihm allerdings unter den Reflexionsdichtern immerhin eine sehr achtungswerthe Stellung verbleibe.

Gleichen Inhalts, aber umfassender sind die Vorlesungen von Hugh Blair, »Lectures on rhetoric and belles lettres«; ein Buch, das namentlich wegen seiner vortrefflichen Theorie der Geschichtsschreibung noch heut gelesen zu werden verdient. Die Dichtung bezeichnet Blair als die Sprache der Leidenschaft: überall dringt er daher auf die individuellste Gestaltung: selbst in der Idylle verlangt er Plastik, richtig hervorhebend, daß die Idylle nur darum eine sehr untergeordnete Dichtart sei, weil sie keine tiefere Charakterzeichnung zulasse. Homer ist ihm der Dichter aller Dichter; die Pope'sche Homerübersetzung wird herb getadelt; Virgil als ein blos nachahmender Reflexionsdichter in die gebührenden Schranken gewiesen. Wie war eine derartige Anschauungsweise noch vor einigen Jahrzehnten ganz undenkbar!

Young, der Verfasser der Nachtgedanken, wendet sich unmittelbar an das junge Dichtergeschlecht selbst. Seine kleine Schrift »Ueber den Geist der Originalwerke« ist mit jener überschwenglichen Begeisterung geschrieben, die auch den ähnlichen Schriften der deutschen Sturm- und Drangperiode eigen ist. Die leitenden Gedanken sind folgende: Es giebt zwei Arten der Nachahmung; die eine nimmt die Natur, die andere die Schriftsteller zum Muster; die erste wird Original genannt, die zweite Nachahmung schlechthin. Es ist unzweifelhaft, welche von diesen beiden Arten die tiefere ist. Wir dürfen daher selbst die Alten nicht unbedenklich nachahmen, denn wir empfangen von ihnen die Natur nur aus zweiter Hand. »Wer die göttliche



Iliade nachahmt, ahmt den Homer nicht nach; sondern Derjenige, der sich die Fähigkeit erwirbt, ein gleich vollkommenes Werk zu schaffen. Wandelt in seinen Fußtapfen zu der einzigen Quelle der Unsterblichkeit; trinkt, wo er trank, am einzigen Helikon, am Busen der Natur. Ahmt nach; nicht aber das Werk, sondern den Mann. Je weniger wir die Alten nachahmen, desto näher kommen wir ihnen, um sie erreichen zu können.« — »Die ohne Regel und durch sich selbst entstandene Schönheit und Vortrefflichkeit, der Prüfstein des Genies, liegt außer den Schanzungen des Herkommens und den Gesetzen der Gelehrsamkeit; diese überspringt das Genie. Die Regel ist eine Krücke, nothwendig zwar zur Stütze für den Lahmen, ein Hinderniß aber für den Gesunden. Die Dichtkunst ist etwas mehr als prosaische Richtigkeit; sie hat Geheimnisse, die man nicht erklären kann, aber bewundern muß, und diese machen den Prosaisten immer zum Ungläubigen an ihrer Göttlichkeit.« Mit Dryden, Pope und Addison's Cato wird daher vollständig gebrochen; Shakespeare und Milton dagegen werden in ihre unverjährbaren Rechte eingesetzt. »Es steht dahin,« fährt Young fort, »ob Shakespeare nicht weniger gedacht hätte, wenn er mehr gelesen hätte? Ob er nicht unter der Last eines Johnson gleich dem Encelabus unter dem Aetna gearbeitet haben würde? Ging ihm auch alle andere Gelehrsamkeit ab, so besaß er doch zwei Bücher, die viele Tiefgelehrte nicht kennen; Bücher, die nur der letzte Brand vernichten kann; das Buch der Natur und das Buch des Menschen. Er wußte diese auswendig und schrieb in seinen Werken ihre vortrefflichsten Seiten ab.«

Schärfer kann man den Gegensatz gegen die gespreizte Steifheit des französischen Klassizismus nicht aussprechen. Wie natürlich, daß dieser nach wenigen Jahren auch den letzten Rest seiner Geltung verlor!

Hier könnten wir daher unsere Rundschau beschließen. Aber

noch lockt uns ein Buch, das uns sattsam beweist, wie diese neuernden Bestrebungen auch sogleich in das Bereich der bildenden Kunst hinübergriffen.

Es ist das viel genannte, aber wenig gekannte Buch Hogarth's über das Wesen der Schönheit, Analysis of Beauty, London 1753. Deutsche Uebersetzung von Mylius. Berlin 1754. Vergl. Lessing's Werke von Lachmann Thl. 4, S. 101 ff. und 471 ff.

Dies Buch geht von der Frage aus, warum wir manche Gegenstände schön und andere häßlich nennen. Es findet den Grund der Schönheit in der Durchdringung der Einheit und Mannichfaltigkeit. Mannichfaltigkeit ist erforderlich, denn todte Einförmigkeit ermüdet; jedoch muß diese Mannichfaltigkeit wieder in sich einig und geregelt sein, unharmonische Mannichfaltigkeit verwirrt. Deshalb sind das Dreieck der Pyramide und die Schneckenlinie der Volute ursprüngliche Schönheitsformen. Die eigentliche Linie der Schönheit aber ist die Wellenlinie, denn diese ist die innigste Durchdringung und Wechselwirkung des Einen und Mannichfaltigen; ein Körper ist um so schöner, je mehr er sich in diesen Wellenlinien bewegt. Windet und biegt sich die Wellenlinie, so daß ihre Mannichfaltigkeit noch erhöht wird, so wird sie zur Schlangenlinie: alsdann kann man sie als die Linie des Reizes bezeichnen. Alle Muskeln und Knochen des menschlichen Körpers bestehen aus Wellen- und Schlangenlinien. Kein Größenverhältniß der einzelnen Körpertheile ist dem andern gleich, und Licht und Schatten heben und senken sich, vortretend und zurückgehend, nur nach allmäligen, nicht dem Zirkel, sondern nur dem Auge erfaßbaren Abstufungen. Kurz, Alles, was lebt und sich regt, lebt und regt sich in Wellenlinien; das Geradlinige und Symmetrische ist nur insoweit berechtigt, als es den Begriff der Einheit erweckt und doch den der Mannichfaltigkeit nicht aufhebt.



Man schlägt den Werth dieses Buchs zu gring an, wenn man sein Wesen nur darein setzt, daß, wie Vischer (Aesthetik Thl. 1, S. 105) sich ausdrückt, es in der Wellenlinie die Linie der individuellen Eigenartigkeit, d. h. die Berechtigung des den typischen Kanon der Gattung durchbrechenden Individualisirens, geahnt habe. Es ist durchaus zu beachten, daß das erste Capitel, die Grundlage der ganzen Entwicklung, sehr eindringlich das künstlerische Schauen und Schaffen von innen heraus hervorhebt. Hogarth weiß sehr bestimmt, daß einzig und allein die Idee, der geistige Gehalt, die wirkende Ursache der Schönheit ist, d. h. daß eine Form nur dann schön sein kann, wenn sie ihrem inneren Zweckbegriff entspricht. Diese Uebereinstimmung der Form mit der Idee nennt er die künstlerische Richtigkeit. »Diese Richtigkeit,« sagt er, »leitet und bedingt alle Massen und Verhältnisse; das Zugpferd ist in Beschaffenheit und Gestalt von dem Reiterpferd so sehr verschieden wie der Herkules von dem Mercur; setzt den schönen Kopf und den zierlich gestreckten Hals eines Reitpferdes auf die Schultern eines Zugpferdes, statt seines eigenen unförmlichen Kopfes und geraden Halses, so würde es das Pferd unangenehm und häßlich machen, statt es zu verschönern, denn das Urtheil würde es als unpassend verdammen.« Und dann fährt Hogarth fort: »An dem Herkules des Glykon sind alle Theile desselben in Ansehung der sehr großen Stärke so gut eingerichtet, wie es die Zusammensetzung der menschlichen Gestalt irgend zuläßt. Der Rücken, die Brust und die Schultern haben scharfe Knochen und solche Muskeln, welche sich zu der vorausgesetzten Stärke seiner oberen Theile schicken; aber da für die unteren Theile weniger Stärke erfordert ward, so verminderte der scharfsinnige Bildhauer, allen neuen Regeln, jeden Theil nach Verhältniß zu vergrößern, zuwider, herunterwärts nach den Füßen, allmälig die Größe der Muskeln, und aus eben dieser Ursache machte er den Hals im Umfange dicker als einen jeden anderen Theil des Kopfes;

Zweiter Abschnitt.

Die Dichtung.

Erstes Capitel.

Der Roman.

1.

Richardson und der moralisirende Familienroman.

Richardson ist der erste Begründer des englischen Familienromans.

Aus dieser Stellung erklärt sich, warum dieselben Romane Richardson's, die wir heut nur sehr selten lesen, und wenn dies einmal ausnahmsweise geschieht, doch höchst trocken, matt und langweilig finden, unseren Urältern und Großältern herzinnige Thränen der Rührung und Entzückung entlockten. Jenen waren sie eine Offenbarung ganz neuer, noch nie durchlebter Empfindungen; wir aber haben inzwischen Romane gewonnen, die in derselben Grundanschauung wurzeln und doch an rein dichterischem Werth ganz unendlich höher stehen.

Unsere Vorfahren hatten Recht in ihrer unbedingten Bewunderung. Man vergißt jetzt nur allzu leicht, wie gewaltig und muthvoll Richardson's That war.

Es klingt hart, aber es ist wahr, wenn Danzel in seinem Leben Lessing's (Thl. 1, S. 305) die französirende Haltung der vergangenen Literaturepoche eine arge Donquixoterie nennt. Die



kecke Selbstherrlichkeit und Abenteuerlichkeit des mittelalterlichen Ritterwesens war verschwunden; an seine Stelle war, um Danzel's Worte zu gebrauchen, das moderne Privatleben getreten, wie es auf der Grundlage bürgerlicher Ordnung und Sicherheit arm an äußeren Vorfällen, aber an innerlichen Gemüthsbeziehungen desto reicher im Schooß der Familie seinen Verlauf nimmt. Und noch immer haftete die Dichtung vorzugsweise an den Ueberlieferungen dieser vielbesungenen Ritterlichkeit; oder ist, fragt Danzel sehr treffend, die französische Tragödie Corneille's und seiner Nachfolger, sie mag sich noch so antik stellen, etwas Anderes als eine Ausgeburt altfranzösischer Romananschauung, ausstaffirt mit spanischem Hidalgothum, dem der Don Quixote ohnehin überall im Nacken sitzt? Die Malerei hatte schon längst durch die Holländer den Weg zur Darstellung der unmittelbarsten Gegenwart gefunden, und war dabei doch durch und durch künstlerisch und voll ächter Schönheit geblieben; aber die Dichtung glaubte noch immer, wo sie rein menschliche Gefühle und Zustände schildern wollte, wenigstens in die erträumte Fabelwelt der bebänderten arkadischen Schäfer flüchten zu müssen. Nun regte sich endlich die Sehnsucht nach größerer Wahrheit. In Frankreich erhoben sich Marivaux, Novelle de la Chaussee, Destouches. Besonders lebhaft aber mußte der Widerspruch zwischen Leben und Dichtung in England empfunden werden; in England, wo das freie Bürgerthum, und mit diesem der Sinn für festes und trauliches Familienleben mehr als irgendwo anders erstarkt war. In despotischen Ländern hat die menschliche Natur an sich keinen Anspruch, studirt und geschildert zu werden: die niederen Volksschichten, die »Canaille«, sind mehr ein Gegenstand der Verachtung als der Wißbegierde, und einen Mittelstand giebt es nicht. In England aber war um diese Zeit Unabhängigkeit und Freimuth heimisch geworden; Jedermann hatte die Macht, seine Persönlichkeit und sein Schicksal ganz nach

eigenem Belieben zu entfalten und umzugestalten. Das Wohlsein des Einzelnen, das Volk und der häusliche Herd wurden der Angelpunkt des öffentlichen Lebens. Konnte und durfte unter diesen Umständen die Dichtung noch länger Hof- und Gelehrtendichtung verbleiben? Sie wurde Volks- und Familiendichtung. Was waren die moralischen Wochenschriften? Wer kennt die genrebildlichen Schilderungen des Tatler und Spectator und fühlt nicht unabweisbar, wie die englische Dichtung, je ursprünglicher und naturwüchsiger sie wurde, nur um so frischer und inniger aus den Zauberwundern der romantischen Märchen und aus dem hohen Kothurn der großen Heldengeschichte nach den Leiden und Freuden der nächsten Umgebung, nach den kleinen, aber darum nicht minder dichterisch tiefen Erlebnissen der alltäglichen Häuslichkeit hindrängt? Aber erst der Roman Richardson's und das bürgerliche Trauerspiel, das ziemlich gleichzeitig, und (sogar noch) einige Jahre vor ihm, auftritt, [illegible]gt diese hoffnungsreichen Anfänge zum vollen und schlagenden Ausdruck, zur geschlossenen Kunstform. Wie natürlich also, [illegible]ß jetzt die Leser ein nie empfundenes Entzücken empfanden! Hier kehren wir endlich wieder bei uns selbst ein, bei unseren eigenen Sitten, Gefühlen und Verhältnissen; wir schauen Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein. Und wie natürlich auch, daß der begeisterte Eifer wärmster Bewunderung zunächst fast (gar nicht) gewahrte, daß hier nur die eine Einseitigkeit an die Stelle der anderen gesetzt sei, daß jetzt ebenso das klärende Ideal fehle, wie früher die faßbare Wirklichkeit! —

Mit großer Einsicht hat Walter Scott diese Wendung begriffen. Er sagt in seinem Leben Richardson's: »Bisher hatte man nur Romane im altfranzösischen-Stil geschrieben, die in unendlichen Liebesgeschichten von Prinzen und Prinzessinnen bestanden, welche in einer kalten und doch schwülstigen Schreibart die unsinnigsten Ansichten vortrugen. In diesen tödtlich lang-

weiligen Werken war weder die gringste Spur eines wahren Gefühls, noch der mindeste Versuch, das Leben und die Menschen nach der Natur zu schildern; Alles erschien überladen, steif und geschraubt. Richardson wird, wäre auch nichts Anderes an ihm zu schätzen, doch immer das unvergeßliche Verdienst haben, daß er diesen Gestalten die bemalten Larven, welche in plumper und unnatürlicher Täuschung menschliche Form nachzuahmen suchten, abriß, und uns unverhüllte Züge mit den feineren Schattirungen der Aehnlichkeit und unter dem Einfluß natürlicher Empfindungen und Gefühle darstellte. Der Leser muß einigermaßen mit den ungeheuren Foliobänden voller Nichtigkeiten bekannt sein, bei denen unsere Voraltern sich in Schlaf gähnten, um sich von der Freude einen Begriff machen zu können, die sie empfanden, als ihnen Wahrheit und Natur so unverhofft geboten wurden.«

Samuel Richardson war 1689 zu Derbyshire geboren. Er stammte aus einer streng sittlichen, armen, schlicht bürgerlichen Familie. Sein Vater war Schreiner.

Die Eigenthümlichkeiten des Knaben prägten sich sehr früh aus. Richardson berichtet in seinem Briefwechsel mit einiger Selbstgefälligkeit, wie er von seinen Mitschülern, obgleich er sich stets von deren Spielen fern hielt und deshalb der Ernste und Finstere genannt wurde, doch sehr geliebt und gesucht war, weil er ihnen immer so prächtige Geschichten erzählte. Die meisten dieser Geschichten waren von eigener Erfindung; besonders gern erinnerte er sich einer derselben, in der der Held, ein Diener, von einem jungen Mädchen wegen seiner Tugend einem ausschweifenden Lord vorgezogen wurde; »denn alle meine Erzählungen,« setzt er hinzu, »enthielten, ich darf es dreist aussprechen, eine nützliche Lehre.« Und ebenso bedeutungsvoll ist es, daß er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, bereits als blöder schüchterner Knabe von dreizehn Jahren den jungen Mädchen der Nachbarschaft die Liebesbriefe schrieb, die diese an ihre Liebhaber

schickten. »Ich wurde,« sagt er, »beauftragt zu schelten, ja selbst zu brechen, wenn eine Beleidigung vorgefallen war, und das zu einer Zeit, wo das Herz der Zürnenden von Neigung und Leidenschaft erfüllt offen vor mir lag, so daß sie in der Furcht, beim Wort genommen zu werden, mich oft bat, den Ausdruck zu mildern oder zu ändern. Ihre einzige Sorge war gewöhnlich nur, daß sie ihrer zu großen Hingebung wegen gring geschätzt werden möchte.«

Im Jahre 1706 wurde der Knabe Buchdrucker. Er hätte sich gern dem geistlichen Beruf gewidmet, aber die Mittel fehlten ihm. Alle Erholungsstunden verwendete er auf die Ausbildung seines Geistes. Es bezeichnet seine Gewissenhaftigkeit, daß, wie er gern noch als Greis erzählte, er dabei ängstlich bedacht war, sich sein Licht selbst anzuschaffen, damit er dem Lehrherrn, (der ihn die Stütze seines Hauses nannte,) auch nicht den leisesten Schaden zufüge, und daß er sich oft mitten im eifrigsten Lernen gewaltsam unterbrach, um nicht durch übernächtiges Wachen sich für die Pflichtarbeiten des folgenden Tages zu schwächen.

Nachdem sich Richardson als Meister niedergelassen, erwarb er durch umsichtige Thätigkeit bald ein beträchtliches Vermögen. Außer seinem Geschäftsgebäude in Salisbury Court besaß er ein Landhaus, anfangs in North-End, später zu Parsonsgreen. Er betrieb seine Druckerei noch, als er schon längst einer der gefeiertsten englischen Dichter und Schriftsteller war.

Von Richardson's persönlicher Erscheinung haben wir ein Bild, das er selbst gemalt hat. Lady Bradshaigh, eine vornehme Frau aus Lancashire, entzückt von Richardson's Schriften, suchte seine Bekanntschaft, ohne doch den Schein des Lächerlichen auf sich nehmen zu wollen, der damals noch jede Frau traf, die mit Schriftstellern von Fach in Berührung stand. Lange Zeit schrieb sie an Richardson unter erdichtetem Namen. Endlich ersuchte sie ihn, sich zu einer bestimmten Stunde in St. Jamespark ein=

zustellen, zuvor aber eine genaue Beschreibung seiner Person einzusenden, damit sie ihn unter der Menge herausfinden könne. Richardson schilderte sich, wie folgt: »Fast klein; trotz seiner Schwäche eher stark als mager; etwa fünf Fuß fünf Zoll groß; eine blonde Perücke; ein Tuchkleid von heller Farbe; übrigens schwarz; gewöhnlich eine Hand in der Brust, in der anderen ein Rohr, auf welches er sich unter den Schößen seines Kleides oft stützt, daß es ihm zum unmerklichen Beistand diene, wenn ihn Schwindel oder Zittern befällt, dem er, doch dem Himmel sei Dank, nicht so oft als früher, unterworfen ist; er sieht scheinbar geradaus, beobachtet aber Alles, was zu beiden Seiten vorgeht, ohne seinen Nacken zu drehen; selten wendet er sich um; sein Teint ist lichtbräunlich; Zähne fehlen ihm noch nicht; sein Gesicht ist sanft, die Wange roth; bisweilen sieht er wie ein Fünfundsechsziger aus, oft aber jünger; er hat einen gleichmäßigen Gang, der ihn mehr unvermerkt als plötzlich vorwärts bringt; die Augen grau, oft durch Schwindel trübe; bisweilen werden sie lebhaft; sehr lebhaft aber, wenn sich die Hoffnung, eine Dame, die er liebt und ehrt, zu sehen, erfüllt; stets sieht er nach den Damen; haben sie sehr breite Kleider, so blickt er zur Erde und runzelt die Brauen, als wollte er weise erscheinen, sieht aber vielleicht nur um so einfältiger aus; nähert er sich einer Dame, so sieht er nie zuerst ins Gesicht, sondern nach den Füßen, und erhebt alsdann den Blick für ein Auge, das nicht lebhaft ist, rasch genug; man könnte glauben, wenn es der Mühe werth wäre auf ihn zu achten, daß er nach der äußeren Erscheinung und nach dem Gesicht der Dame innerlich urtheile, wie sie beschaffen sei, und sich dann mit dem nächsten Gegenstand, der ihm aufstößt, beschäftige; nur wenn sie ihm sehr gefällt oder mißfällt, sieht er sich um, als wolle er sehen, ob sie ihn von allen Seiten in demselben Licht erscheine.«

So also war der Mann, der in die gesammte neuere Lite=

ratur einen so weithin wirkenden Umschwung brachte; schlicht bürgerlich, sittenstreng; sogar steif und pedantisch, aber strebsam, scharf beobachtend, weich und feinfühlig.

Richardson war bereits fünfzig Jahre alt, als er zum ersten Mal öffentlich als Schriftsteller auftrat. Sein erster Roman war »Pamela oder die belohnte Tugend«. Das Motiv war ein aus dem Leben geschöpftes und die Veranlassung zur Ausführung eine rein zufällige. Richardson berichtet dies in einem Brief an Aaron Hill. Ein Edelmann, mit dem Richardson in seiner Jugend in sehr vertrautem Verkehr stand, hatte ihm einmal erzählt, wie er auf einer seiner Reisen ein junges Paar kennen lernte, das durch Milde und Wohlthätigkeit die Aufmerksamkeit der ganzen Gegend auf sich zog. Ein armes junges Mädchen, blühend, angenehm und tugendhaft, diente als Zofe bei einer vornehmen Dame, die einen liebenswürdigen, aber leichtfertigen Sohn hatte. Nach dem Tode der Mutter wendete dieser alle Mittel auf, das Mädchen zu verführen. Sie nahm zu mehreren unschuldigen Kunstgriffen ihre Zuflucht, um den Schlingen, die ihrer Tugend gestellt wurden, zu entgehen; einmal indeß war sie in ihrer Verzweiflung fast entschlossen, sich ins Wasser zu stürzen. Ihr edler Widerstand, ihr treffliches Benehmen, sowie ihre übrigen Eigenschaften entwaffneten endlich ihren Verführer; er machte sie zu seiner Gattin. Als solche benahm sie sich mit soviel Sanftmuth und würdevoller Bescheidenheit, daß sie von allen ihren Umgebungen die allgemeinste Liebe gewann. Dieser Erzählung erinnerte sich Richardson, als zwei Freunde, Mr. Rivington und Mr. Osborne, ihn aufforderten, ihnen ein kleines Buch in Familienbriefen zu schreiben, das nützliche Betrachtungen über Gegenstände des täglichen Lebens enthalte. Es schien ihm, als könne jene Erzählung, leicht und natürlich und der Einfachheit des Stoffs angemessen vorgetragen, vielleicht eine neue Gattung von Büchern veranlassen, die im Stande wären, jungen Gemü-



thern Geschmack für andere Lectüre als jene pomphaften und schwülstigen Romane einzuflößen, und zugleich, indem das Wunderbare, von dem jene Werke so überfüllt sind, weggelassen würde, den Sinn für Tugend und Frömmigkeit zu erwecken. Er begann, wie er in demselben Brief sagt, die Handschrift am 10. November 1739, und beendete sie am 10. Januar 1740.

Dieses Buch machte durch die Natürlichkeit der Darstellung, durch die feine und überzeugende Zeichnung der Charaktere, durch seine rührende und, wie es schien, über allen Zweifel erhabene moralische Lehre sogleich das unglaublichste Aufsehen. Noch im ersten Jahre wurden vier neue Auflagen gedruckt. Ein schwacher Nachahmer machte daher den Versuch, die Geschichte Pamela's unter dem Namen »Pamela in der großen Welt« fortzusetzen. Richardson ließ sich dadurch verleiten, seinerseits ebenfalls eine solche Fortsetzung zu schreiben. Diese Fortsetzung hat jedoch niemals die Geltung der ersten Bände erlangt.

Im Jahre 1748 erschien »Clarissa«. Dieser Roman führt den bezeichnenden Titel: »Clarissa oder die Geschichte eines jungen Mädchens, die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfassend und insbesondere die Mißfälle enthüllend, die daraus entstehen, wenn Aeltern und Kinder in Heirathsangelegenheiten nicht vorsichtig sind.« Er enthält acht Bände, jeder Band zu fünfhundert und sechshundert Seiten. Er ist unbedingt das Hauptwerk Richardson's und verdient auch heut noch eine größere Beachtung als ihm gewöhnlich zu Theil wird. Wir haben einen verständig gearbeiteten Auszug von Jules Janin in zwei Bänden, Paris 1845, deutsch von Bode, drei Bände. Leipzig 1846.

Auch hier ist die Fabel sehr einfach. Clarissa, die der Dichter als ein Ideal der höchsten und liebenswürdigsten Weiblichkeit schildert, wird von einem harten Vater und Bruder, von einer neidischen Schwester, von einer schwachen Mutter und von allen

Mitgliedern einer Familie verfolgt, der kein Gewaltmittel zu theuer und zu grausam ist, wenn es sich um die Vergrößerung ihres Wohlstandes und Ansehens handelt. Clarissa soll gezwungen werden, einen reichen aber ihr verhaßten Bewerber zu heirathen. Ihre unglückliche Lage vertraut sie in einer Reihe von Briefen ihrer Freundin Miß Howe, einem jungen, lebhaften und feurigen Mädchen, das eine begeisterte Freundschaft für sie hat. Nach unendlicher Drangsal weiß Clarissa keine andere Rettung, als heimlich dem älterlichen Hause zu entfliehen und sich unter den Schutz ihres Anbeters Lovelace zu begeben. Lovelace ist ein Charakter, von dem Walter Scott mit Recht sagte, daß Richardson in ihm seine ganze Meisterschaft zeigte, indem er es möglich gemacht hat, daß wir den Geist und das Betragen eines Menschen liebenswürdig finden, den wir doch wegen seiner unwürdigen Schlechtigkeit innerlichst verabscheuen. Lovelace ist ein Gentleman der damaligen feinen Welt; gewandt, verbindlich, ritterlich, aber ein Wüstling, dem die weibliche Schönheit und Unschuld nur für eine reizende Lockung seiner ungezügelten Lust gilt; es ist wahrscheinlich, daß Lord Wharton, der Lord-Lieutenant von Irland, den Swift so herb geißelte und den auch Pope das größte Aergerniß von allen Machthabern nannte, dem Dichter als Urbild gedient hat. Clarissa hat sich gegen Lovelace in entschiedenen Nachtheil gestellt. In der Angst ihres Herzens hat sie blindlings seinen Liebesschwüren vertraut, und nun muß sie erfahren, daß er sie jetzt, da sie ganz in seiner Gewalt ist, als leichte Beute betrachtet. Warum sie heirathen? Sind ihre Reize nicht auch ohne Ehe erreichbar und sodann nur um so köstlicher? Sein angeborner Hang zur ränkevollen und gewaltthätigen Verführung, angestachelt überdies durch das Verlangen, sich an Clarissa's Familie, von der er so manche Zurücksetzung erlitten, nachdrücklich zu rächen, erfüllt ihn mit der leidenschaftlichen Begierde, auch an Clarissa's Tugend zum Ritter zu werden. Alle



Lockungen und Ueberredungen scheitern. Er bringt sie wider ihr Wissen in das Haus einer Kupplerin, hoffend, daß deren Künste ihn zum erwünschten Ziele führen. Endlich, da auch hier seine verbrecherischen Absichten keine Befriedigung finden, greift er zum Opium und schändet die Unglückliche. Doch seine Unthat trägt die Vergeltung in sich selbst. Clarissa, groß und edel auch in ihrem Elend, tiefverletzt in ihrer weiblichen Würde, verzehrt sich in Gram und Zorn. Reue und Gewissensqualen kommen über Lovelace. Er fällt im Zweikampf durch das Schwert eines Oheims Clarissa's, der niemals die Härte der Familie gegen Clarissa getheilt hat und darum nur um so geeigneter ist, Clarissa's Schmach und Unglück zu sühnen.

Clarissa brachte Richardson auf den Gipfel seines Ruhms. Und dieser Ruhm war ein wohlverdienter; denn man kann getrost behaupten, eine solche erschütternde Lebendigkeit und psychologische Wahrheit der Charakterschilderung war seit Shakespeare nicht wieder vorhanden gewesen. Doch machte Richardson dabei eine eigenthümliche Erfahrung. Zu seiner großen Verwunderung, sagt er in einem seiner Briefe, bemerkte er, daß Lovelace's Heiterkeit, seine Keckheit und nach Umständen auch seine Großmuth ihn trotz seines Verbrechens vor den Augen seiner schönen Leserinnen zu viel Gnade finden ließen. Er hatte dies so sorgfältig zu vermeiden gesucht, daß, als er im Verlauf seiner Arbeit sah, daß dieser Wüstling einigen Frauen in seinem Kreise keineswegs ganz mißfiel, er sogleich den Charakter desselben noch schwärzer schilderte. Aber der Fehler war nicht leicht zu verbessern; selbst seine alte Freundin, Lady Bradshaigh, zeigte sich für Lovelace's Liebenswürdigkeit äußerst eingenommen. So faßte er alsbald den Plan, das schöne Ideal eines wahrhaft tugendhaften Mannes aufzustellen, um, wie Walter Scott in der oft erwähnten Lebensbeschreibung Richardson's sich ausdrückt, für das Gift, das er unvorsichtig eingeflößt hatte, ein wirksames Gegenmittel zu geben.

Aus diesen Betrachtungen entsprang der dritte Roman Richardson's, »Sir Charles Grandison. London 1753, sechs Bände.« Die Idee dieses Romans ist hinlänglich ausgesprochen, wenn man hört, daß er ursprünglich »Der gute Mann, The Good Man« heißen sollte.

Unbedingt ist dieser Roman der schwächste. Grandison, der Held desselben, ist ein Ausbund an Schönheit und Trefflichkeit, ein in allen Stücken vollkommener und musterhafter Tugendspiegel. Und zwar ist bei ihm diese Tugend nicht die siegesfreudige Ruhe, die aus der Beherrschung der Leidenschaften hervorgeht, sondern er besitzt sie von Hause aus, kampflos, durch die zufällige Gunst der Natur und der Umstände. Er ist freigebig, doch sein Reichthum macht ihm diese Freigebigkeit sehr bequem; er ist zärtlich gegen die Seinigen, doch die innige Anhänglichkeit derselben an ihn macht diese Zärtlichkeit ganz unumgänglich; sein Temperament verführt ihn nicht zur Ausschweifung; er erfährt auch kein Unglück, ja man kann nicht einmal behaupten, daß er Prüfungen besteht, die uns ängstlich in Besorgniß setzen. Kurz, er ist ohne frisch pulsirendes Leben, kalt und abgeblaßt, und er erscheint uns darum nur um so selbstgefälliger, trockner und förmlicher. Trotzdem fehlt es auch hier nicht an den spannendsten Verwicklungen. Die Langweiligkeit des Helden wird reichlich ersetzt durch die bunte Mannichfaltigkeit der Charaktere, die auf die eine oder die andere Weise in seine Geschichte verflochten werden. Miß Byron, eine Engländerin, und Clementina von Porretta, eine Italienerin, lieben ihn. Jene schüttet offen ihr Herz vor uns aus und läßt uns in alle Geheimnisse ihrer leidenschaftlichen Liebe hineinblicken; diese kämpft den schweren Kampf zwischen dem Wunsch ihrer Seele und der angebornen Religion, die ihr die Ehe mit dem Protestanten verbietet. Sie verfällt durch diesen Kampf in schwermuthsvollen Wahnsinn und vergräbt sich in ein Kloster. Clementina ist einer der herrlichsten



Charaktere, die die Dichtung jemals geschildert. Dieser Charakter allein ist hinreichend, Richardson's innersten Dichterberuf außer allem Zweifel zu stellen.

Mit dem Grandison schloß Richardson seine schriftstellerische Thätigkeit. Er starb am 2. Juli 1761, zwei und siebenzig Jahre alt, gefeiert und betrauert von Allen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1783 in zwanzig Bänden.

Blicken wir auf diese Romane zurück, so ist es leicht, ihren dichterischen Werth und Unwerth klar zu erkennen.

Der Grundmangel springt sogleich scharf ins Auge. Es ist die trockene Lehrhaftigkeit und die allzugroße Absichtlichkeit im Moralisiren. Was Richardson vom Wesen der Poesie dachte, das erhellt deutlich aus seiner Vorrede zur Pamela. In dieser stellt er offen als Zweck hin: die Religion und Moral so angenehm und eindringlich als möglich in das Gemüth der Menschen zu pflanzen, erhabene Musterbilder der Aeltern=, Kinder= und Umgangspflichten vor Augen zu stellen, das Laster verhaßt und die Tugend liebenswürdig zu machen. Demgemäß soll, wie er in der Vorrede zum Grandison sagt, Pamela die Schönheit und Ueberlegenheit der Tugend zeigen, und den Lohn, den oft sogar schon in diesem Leben die beschützende Vorsehung ihr zuertheilt; Clarissa aber soll warnen, daß die Aeltern ihren Kindern in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens nicht Zwang anthun, und umgekehrt, daß die Kinder nicht mit blindem Vertrauen den schönen Versicherungen grundsatzloser Verführer glauben; und Grandison endlich soll einen Mann von wahrer Ehre darstellen, einen Mann von Religion und Tugend, glücklich in sich selbst und ein Segen für Andere. Gewiß kann man darüber rechten, ob es Richardson gelungen sei, in seinen moralisirenden Darstellungen immer das wahrhaft Menschliche und rein Sittliche zu treffen; Richardson's geistvolle Freundin, Mistreß Barbauld, macht schon die Bemerkung, daß man der kaltblütigen Klugheit,

mit welcher Pamela ihre Widerstandskraft benütze, um ihren Galan zur Heirath zu locken, fast den Namen der Tugend versagen müsse. Die Hauptsache bleibt, daß innerhalb einer so beschränkten Auffassungsweise die reine Höhe künstlerischer Idealität schlechterdings unerreichbar ist. Wir entfliehen nirgends der gemeinen Erdenschwere des alltäglichsten Pfahlbürgerthums. Statt der gluthvollen Worte des Dichters hören wir meist nur die priesterliche Salbung des Predigers. Ueberall steht das starre haec fabula docet an der Spitze; die Handelnden sind nur ermunternde oder abschreckende Beispiele, um die Wahrheit der moralischen Nutzanwendung zu bestätigen und den gerührten Gemüthern fest einzuprägen. Daher viele Gewaltsamkeit in der Charakterzeichnung, viel gezierte Unnatur in der Ausmalung des Bösen sowohl wie des Guten. Von Sir Charles Grandison hat man treffend gesagt, er sei »ein Unding, fehlerlos, das unterm Mond nicht lebt«; und sicherlich dachte Schiller an Richardson, als er in einem bekannten Xenion den philosophischen Roman einen Gliedermann nannte, der geduldig still hält, »wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.« Aber trotzdem dürfen wir die großen Vorzüge Richardson's nicht verkennen. Richardson ist ein ganz unübertrefflicher Meister in der Kunst der dichterischen Gestaltung. Mögen auch hie und da seine Charaktere aus vermeintlich höheren moralischen Absichten in der Anlage verfehlt sein, sie berichten von ihrem Denken, Empfinden und Handeln mit einer Ueberzeugungskraft, daß es in der That mehr als leere Ueberschwenglichkeit ist, wenn man Richardson noch neuerdings als den Shakespeare der Prosaisten bezeichnete. Einzelheit reiht sich an Einzelheit; und aus diesen sorgsam vorbereiteten, zuerst kaum bemerkbaren, dann aber immer deutlicher und deutlicher hervortretenden Zügen erhebt sich plötzlich das Gesammtbild mit so zwingender Allgewalt, daß es ist, als lebten und webten wir mitten unter ihnen. Wie durch einen Zauber-



schlag sind wir in eine weite uns völlig unbekannte und nach kurzer Zeit doch so innig vertraute Familie versetzt. Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen umgeben uns, Großältern von väterlicher und mütterlicher Seite, Freunde und Freundinnen, gut oder boshaft, je nachdem es eben die Umstände fordern; an ihnen Allen hängen wir mit hingebendster Theilnahme; wir zweifeln an ihrem wirklichen und persönlichen Dasein ebensowenig wie wir an unserem eigenen Dasein zweifeln. Richardson selbst war bei den Gestalten seiner Erfindung so tief innerlich betheiligt, daß er um sie weinte wie um liebe Verwandte und Freunde; und wir brauchen nur den anziehenden Briefwechsel Richardson's (herausgegeben von Lätitia Barbauld. London 1804, sechs Bände) in die Hand zu nehmen, um auf jeder Seite uns zu überzeugen, wie gewaltig diese Gestalten und deren frohe und trübe Schicksale die ganze Welt in Bewegung setzten. Frauen und Mädchen beschworen Richardson, Lovelace's Seele zu retten; und selbst der alte in den Bühnenwirren ergraute Cibber bestand darauf, daß Lovelace sich bekehren und der Roman mit Clarissa's Verheirathung schließen solle. Man wallfahrtete nach Hampstead, wo Clarissa's Geschichte spielte; so unwiderstehlich hatten sich diese Romanfiguren mit der Täuschung des wirklichen Lebens aller Herzen bemächtigt. Fragen wir aber, durch welche Mittel Richardson diese überwältigende Kunst erreichte, so ist es, ebenso wie bei Defoe, dem Dichter des Robinson, die große Umständlichkeit und Ausführlichkeit, mit welcher er auch die kleinsten und an sich unbedeutendsten Handlungen und Vorfälle schildert; eine Ausführlichkeit, die leider sogar oft in ermüdende Breite ausartet. Dazu kommt die meisterhafte Komposition. Bereits Diderot und Beaumarchais nannten diese Romane wahre Dramen; und diese Bezeichnung verdienen sie durch ihre wirksamen, tief sittlichen Gegensätze und deren naturgemäße Steigerung und Lösung vollkommen. Wenn Goethe sagte, er

könne sich sehr gut ein Drama denken, das in Briefen geschrieben sei, so war diese Aufgabe nicht blos durch seinen Werther, sondern ebensosehr durch Richardson bereits thatsächlich verwirklicht.

Richardson's Erscheinung war so durchaus neu und seine Vorzüge waren gegenüber der hohlen Gleißnerei der herrschenden Literaturrichtungen so unverkennbar, daß es kein Wunder ist, wenn sich seine Einwirkung mit überraschender Eile und Nachhaltigkeit sogleich überallhin verbreitete. Das, was uns jetzt an Richardson so störend ist, die moralische Rührung und Schönseligkeit, war für die Zeitgenossen kein Aergerniß, sondern nur eine Empfehlung. Die Vorstellung, daß die Dichtung unmittelbar auf anschauliche und erbauliche Belehrung ausgehen müsse, war die Grundlehre selbst der anerkanntesten Meister und Kenner. Richardson sprach aus, was auch alle Anderen gewollt und gefühlt hatten. Das ganze Zeitalter weinte mit ihm tugendhafte Thränen über die Belohnung der Guten und über die Bestrafung der Schlechten. Diderot schreibt eine Lobrede auf Richardson, in der er ihn mit Moses, Sophokles und Euripides vergleicht, und läßt sich von ihm zur Bearbeitung seiner dramatischen Familiengemälde und zur theoretischen Begründung des Genre sérieux begeistern. Rousseau stellt Richardson an die Seite Homer's und nimmt ihn in der neuen Heloise zum bestimmenden Vorbild. Voltaire mäkelt zwar wiederholt an der Geringfügigkeit der Motive, zuletzt aber schlägt auch er denselben Weg ein und dichtet ein rührendes Lustspiel; Nanine ist, wie Lessing in seiner Dramaturgie mit Recht sagt, nichts als die dramatisirte Pamela. Klopstock tritt mit Richardson in persönliche Berührung; Gellert übersetzt und empfiehlt Pamela und Grandison und schreibt das Leben der schwedischen Gräfin, mit dem er der Vater von »Sophien's Reise von Memel nach Sachsen« und unzähliger anderer deutscher Familienromane wurde. Wieland machte aus der Clementina von Porretta ein, freilich

sehr verunglücktes, Drama. Und wer wüßte nicht, wie tief vor Allem auch Lessing von Richardson berührt und bestimmt wurde? Mehrfach ergreift er die Gelegenheit (Thl. 4, S. 483; Thl. 5, S. 53, 76), den unsterblichen Verfasser der Pamela, der Clarissa und des Grandison zu preisen; »denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste ist, und wieviel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermag, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Dichtung zu borgen herabläßt, als Richardson?« All sein schöpferischer Trieb erwachte, es Richardson gleich zu thun und ihn wo möglich noch zu übertreffen. Miß Sara Sampson und Emilia Galotti sind nicht blos in ihrer Grundidee, sondern sogar in der Anlage der einzelnen Scenen aus der unverkennbarsten Nachahmung Richardson's hervorgegangen. Vergl. Lessing's Leben von Danzel und Guhrauer, Thl. 1, S. 306 ff. und Thl. 2, Beilagen S. 3.

Fast möchte man sagen, daß Richardson auf die fremden Literaturen einen nachhaltigeren Einfluß ausübte als auf die englische selbst. Zwar urtheilt Smollet, der bekannte Romandichter, über Richardson sehr richtig, wenn er in seiner Geschichte Englands von ihm sagt, daß er eine neue Gattung von Kunstwerken geschaffen habe, aus welchen, obgleich unter vielen Längen und Ungehörigkeiten verborgen, eine erhabene Ansicht der Sittlichkeit und eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens spreche; aber Thatsache ist, daß Richardson in England nur sehr wenige Nachahmer fand. Seine Nachahmer sind meist nur schriftstellernde Frauen; und die talentvollste unter ihnen, Miß Burny oder Madame d'Arblay schillert bereits in eine mehr humoristische Färbung hinüber.

Woher diese seltsame Erscheinung? So sehr Richardson auch in den Gedanken und Bestrebungen seiner Zeit wurzelte, so war er doch nicht der Ausdruck und die dichterische Spiege=

lung der gesammten englischen Volksthümlichkeit, sondern nur eines Theiles derselben. Er war der Ausdruck des Puritanerthums, wie dieses den Grundstock des englischen Bürgerstandes bildete. Neben dieser schlichtbürgerlichen, oft sogar philisterhaft beschränkten Moral stand die vornehme Welt, nach wie vor leichtfertig und abenteuernd wie einst unter Karl II. Lady Marie Wortley Montague, die in dem einen Briefe selbst eingesteht, mit welchem Entzücken sie Richardson lese und wie sie durch ihn in die Zeit ihrer Jugend, in den Kreis ihres älterlichen Hauses zurückversetzt werde, spottet in einem anderen Briefe, daß Richardson von den Sitten der höheren Stände schlechterdings keinen Begriff habe; er halte Albernheit für Witz und Laune, Dreistigkeit für Geist und Feuer. Horace Walpole nennt Richardson's Romane erbärmliche Jammergeschichten, welche die Welt nach den Ideen eines Buchhändlers oder methodistischen Predigers schildere. Und es war nicht blos diese vornehme Welt, die sich der unbedingten Alleinherrschaft von Richardson's breiter Geziertheit widersetzte; es widersetzten sich Alle, in denen noch ein frischer Hauch des fröhlichen Altenglands lebte, um nicht zu sagen, Alle, die das Leben harmlos und unbefangen nahmen, wie es war, ohne die schwärmerischen Wünsche des Herzens an die Stelle der unleugbaren Wirklichkeit zu setzen.

Wie natürlich daher, daß auch diese freiere, dem puritanischen Ernst entgegengesetzte Gesinnung in der Dichtung das Wort zu nehmen bestrebt war! Im Jahre 1740 war die Pamela erschienen, 1742 erschien Joseph Andrews von Fielding; ebenso folgte der 1748 erscheinenden Clarissa im Jahre 1749 Tom Jones. Fielding spricht es offen aus, daß es seine Absicht ist, Richardson zu parodiren und durch die Waffe der Lächerlichkeit zu vernichten.



2.

Der komische Roman von Fielding, Goldsmith und Smollet und die satirischen Zeichnungen Hogarth's.

Fielding.

Wie wahr ist doch der alte Spruch des feinfühlenden Horaz, daß, wenn man die Natur durch die eine Thür hinaustreibe, sie durch die andere wieder zurückkehre!

Allerdings war es Richardson's großes Verdienst gewesen, daß er die Romane aus der unbestimmten Nebelwelt phantastischer Abenteuer in die unmittelbare Wirklichkeit führte. Das, was uns am nächsten liegt, die Kämpfe, Leiden und Freuden des häuslichen Lebens wußte er mit bewunderungswürdigster Kunst lebendig, rührend, oft sogar erschütternd zu schildern; daher die hingebende Theilnahme, mit der man ihm von allen Seiten entgegenkam. Aber so geschickt er sich auch innerhalb bestimmter Voraussetzungen bewegte, die unwahre Gespreiztheit seiner Charaktere und Situationen war und blieb ein empfindlicher Mangel. Diese Menschen, die Richardson aufstellt, wissen sich zwar durch die genaue und sorgfältige Kleinmalerei, mit der sie von jeder geheimsten Herzensbewegung Rechenschaft ablegen, eine Art von Glaubwürdigkeit zu erzwingen; aber sie überschreiten die natürlichen menschenmöglichen Grenzen. Sie haben daher in ihrem innersten Grunde doch kein selbständiges und ureignes Leben; sie sind und handeln nicht in unwiderstehlicher und folgerichtiger Charakternothwendigkeit; überall ist die

äußere Leitung und Bevormundung des Dichters sichtbar, der seine Gestalten nur darum geschaffen hat, um mit ihnen einzelne Wahrheiten der Sitten- und Klugheitslehre zu beweisen. Man kann den Mangel Richardson's nicht treffender bezeichnen, als indem man einige Kraftausdrücke aus Schiller's Vorrede zu den Räubern entlehnt; Richardson's Menschen sind nicht ein Abbild der wirklichen Welt, sondern idealische Affectationen, reine Compendienmenschen. Sinnig haben die Alten den Pegasus als geflügeltes Roß geschildert. Die Dichtung muß auf den Flügeln der Sehnsucht in die Höhe streben, zugleich aber auch mit festen Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen! —

Fielding war der Erste, der gegen diese Einseitigkeit Richardson's zu Felde zog. Die geistreiche Art, wie er seinen Gegner schlug, hat ihn zu einem der größten Romandichter aller Zeiten gemacht.

Heinrich Fielding ist eine von jenen liebenswürdigen und leichtlebigen Naturen, die nicht nach dem strengen Maßstab des Katechismus zu messen sind, die aber bei allen Schwächen und Verirrungen nie das Ideal reiner Menschlichkeit aus dem Auge verlieren. Er war am 22. April 1707 zu Sharpham-Park in Somersetshire geboren und stammte aus einer sehr angesehenen Familie. Er wurde auf der Schule zu Eton und auf der Universität Leyden gebildet; aber seine Studien wurden durch Mangel an Mitteln vorzeitig unterbrochen, und in einem Alter von zwanzig Jahren sehen wir bereits Fielding in allen Zerstreuungen Londons., für die er sich durch kleine Lustspieldichtungen die Hülfsquellen schaffte. Ein Jahr hindurch wurde er sogar Director einer Schauspielergesellschaft, die jedoch bald wieder in alle vier Winde auseinanderstiebte. Im Jahre 1736 sah er sich durch eine reiche Heirath und durch die Erbschaft seiner Mutter in den Stand gesetzt, ein Landgut zu kaufen, doch hat er auch dieses in kürzester Zeit verschwendet. So wurde er wieder Student



im Temple und bald darauf öffentlicher Sachwalter. Auch diese Laufbahn glückte nicht. Dies machte ihn zum Romanschriftsteller und zum politischen Pamphletisten. Endlich im Jahre 1749 erhielt er eine kleine Pension, nebst der damals wenig geachteten Stelle eines Friedensrichters von Westminster und Middlesex, und der Freiheit, durch die gehässigsten Mittel die möglichsten Vortheile davon zu ziehen. Doch befleißigte sich Fielding, wie selbst seine erbittertsten Feinde gestehen, dabei der strengsten Uneigennützigkeit; eine noch heut sehr beachtenswerthe Schrift über die Armentaxe beweist genügend, wie gewissenhaft er ein Amt verwaltete, das die meisten Anderen nur für ihren Beutel nutzbar zu machen suchten. Fielding's angegriffene Gesundheit, für die er in Bath keine Hülfe finden konnte, trieb ihn in das wärmere Klima von Lissabon. Dort starb er nach wenigen Monaten, im October 1754, sieben und vierzig Jahre alt. Unbesonnener Leichtsinn, aber unverwüstliche Gutmüthigkeit und Menschenliebe waren seine hervorragendsten Charakterzüge. Lady Marie Wortley Montague, seine Base, die ihn von Kindheit auf kannte, hat in einem Briefe, den sie kurz nach seinem Tode schrieb, ihn in folgender Weise geschildert: »Ich bin über den Tod Heinrich Fielding's sehr betrübt. Nicht allein, weil ich kein neues Werk mehr von ihm lesen werde, sondern auch, weil ich überzeugt bin, daß Niemand mehr durch seinen Tod verloren, als er selbst; denn kein Mensch verstand es jemals das Leben besser zu genießen. Indessen war Niemand weniger geeignet, sein Leben besser zu gestalten, als er, weil es das nec plus ultra seines Ruhmes und Glückes war, sich in den niedrigsten Höhlen des Lasters und des Elends umherzutreiben. Ich möchte lieber einer jener Polizeibeamten sein, die den nächtlichen Verbindungen vorstehen, und würde dieses Amt weniger abstoßend und auch ehrenvoller finden.« Fielding's glückliches Temperament, selbst nachdem er es mit großer Mühe fast verdorben hatte, ließ ihn vor einer Wildpastete und

einer Flasche Champagner Alles vergessen; und ich bin überzeugt, er hat mehr glückliche Augenblicke genossen als irgend ein Fürst dieser Erde. Seiner Natur verdankt er es, daß er entzückt in den Armen seiner Köchin sein konnte, und selbst in einem Vorrathsspeicher halb verhungert noch guter Laune blieb. Es herrschte zwischen ihm und Sir Richard Steele eine große Uebereinstimmung. Fielding war ihm, meiner Meinung nach, an Gelehrsamkeit und Genie überlegen. Allein Beide wußten sich stets so einzurichten, daß sie, trotz der Bemühungen ihrer Freunde, niemals Geld hatten, und sie würden auch nicht reicher gewesen sein, wenn ihre Einkünfte eine, ihrem Genie gleiche, Unerschöpflichkeit gehabt hätten. Doch waren sie Beide so glücklich für die Freuden des Lebens organisirt, daß man sich nicht enthalten kann zu bedauern, daß sie nicht unsterblich waren.«

Hier also der geniale, leichtsinnige, unbefangene, gutmüthige Lebemann; dort der empfindelnde sittenstrenge Pfahlbürger, der sein Menschheits-Ideal in der klügelnden Bewußtheit des ehr- und tugendsamen Sir Charles Grandison zeichnete. Welch ein schneidender Gegensatz! Man ist gegen Richardson sowohl wie gegen Fielding sehr ungerecht, wenn man den Haß, den Beide gegen einander hegten, nur gewöhnlichen schriftstellerischen Eifersüchteleien Schuld giebt; diese persönliche Feindschaft war die geschworene Feindschaft zweier grundverschiedener Weltanschauungen. In Fielding's Kampf gegen Richardson erneut sich der Kampf Butler's gegen die Puritaner. Nur ist Fielding unendlich feiner und dichterischer als Butler.

Wie tief dieser Gegensatz griff, das offenbart sich am besten daraus, daß erst durch ihn Fielding sich seines eigensten Wesens bewußt ward. Bis dahin hatte Fielding sein schönes Talent in flüchtig hingeworfenen, vom Tage zu Tage lebenden Bühnenstücken verzettelt; erst im Kampf gegen Richardson sammelte er sich zu mannhafter Thatkraft und erhob sich zu bleibenden, in



ihrer unnachahmlichen Kunst noch heut unerreichten Meisterwerken.

Fielding's hervorragendste Romane sind: »Geschichte und Abenteuer von Joseph Andrews und seinem Freunde Herrn Abraham Adams«, 1740; »Geschichte Tom Jones', des Findelkindes« 1750; »Amelia«, 1752. Sein vierter Roman »Jonathan Wild« gehört der älteren Gattung der Gauner- und Schelmengeschichten an.

Jene drei Romane, besonders Joseph Andrews und Tom Jones tragen den parodistischen Zweck offen an der Stirn. Mit unverkennbarem Hinblick auf Richardson, den er sich nicht anders denn als einen heuchlerischen Tartüffe denken konnte, sagte er in der Vorrede zum Joseph Andrews: »Aus der Entdeckung der Affectation ergiebt sich immer das Lächerliche; und zwar ist das Lächerliche stärker, wenn die Affectation aus der Heuchelei, als wenn sie aus der Eitelkeit geschöpft ist, denn es ist befremdender und folglich lächerlicher, wenn man entdeckt, daß Jemand gerade das Gegentheil von dem ist, was er zu sein affectirt, als wenn von der Eigenschaft, nach deren Ruhm er strebt, ihm etwas Weniges fehlt.« Ueberall ist es Fielding's Bestreben, der Heuchelei durch sarkastischen Witz die heuchlerische Maske zu nehmen. Gleißende und äußerlich anständige Charaktere, die aber innerlich hohl und lasterhaft sind, werden entlarvt; liebenswürdige Vagabunden, von der Welt verkannt und mißachtet, kommen zu Ehren und erlangen die Siegeskrone. Am vollendetsten geschieht es im Tom Jones. Der Dichter der Clarissa hatte gesagt: »Seht, wie hier ein junges, unschuldiges Mädchen, ein Engel zu Grunde gegangen ist, nur weil sie ein einziges Mal durch einen unbesonnenen Schritt die Regeln der Sitte und des Anstandes außer Augen gesetzt hatte.« Der Dichter des Tom Jones dagegen sagt uns: »Seht, da habt Ihr in Blifil einen anständigen, besonnenen, leidenschaftslosen Mustercharakter, aber

dieser Blifil ist ein Ungeheuer, der unter zierlicher Hülle die ärgsten Verbrechen vollführt; Tom Jones aber, so leichtsinnig, so verschwenderisch, so ausschweifend, ist ein Mann von Ehre, eine großherzige Seele, ein trefflicher Mensch; wer möchte Blifil zum Freund und wer liebt nicht Tom Jones.« Aber schon Coleridge hat in seinen feinen Bemerkungen über Tom Jones (Vorlesungen über Shakespeare Thl. 2, S. 222) hervorgehoben, wie doch nie die Tugend selbst der Satire anheimfällt; wo immer Tom Jones einen Fehltritt begeht, wird er jederzeit durch tausend Verlegenheiten und üble Folgen bestraft; die unnachsichtlichste dichterische Gerechtigkeit waltet überall, mag das Böse in noch so verlockenden Formen auftreten.

Doch dürfen wir die Bedeutung dieser Romane nicht auf diese feine und geistreiche Ironie ausschließlich beschränken. Wo wäre sonst der Vorzug vor Richardson? Absicht hätte gegen Absicht gestanden, Lehrhaftigkeit gegen Lehrhaftigkeit; nichts weiter. Groß und unsterblich ist Fielding nur dadurch geworden, daß diese Romane in der drängenden Nöthigung der überquellenden Schöpferkraft ihrer ersten Bestimmung über den Kopf wachsen und sich der ungebundensten Entfaltung der lebendigsten Charakterschilderung überlassen. Wenn Fielding seine Romane als Nachahmung des Cervantes bezeichnete, so soll dies nicht heißen, daß er Don Quixote und dessen Schildknappen Sancho Pansa unmittelbar sich zum Muster genommen, denn dies hat er in Wahrheit niemals gethan; er wollte damit sagen, daß er seine dichterische Stärke und insbesondere seine komische Kraft einzig in der Anlage und Entwicklung seiner Charaktere suche.

Eine Menschenwelt thut sich auf, so reich bewegt, vielgestaltig und eigenthümlich, und dabei doch so getreu aus den Zuständen und Stimmungen der Zeit herausgegriffen, daß der Sprachgebrauch ganz in seinem Rechte ist, wenn er die Romane



Fielding's und die Romane Smollet's, die ebenfalls aus derselben Richtung hervorgegangen sind, als den englischen Sittenroman zu bezeichnen pflegt.

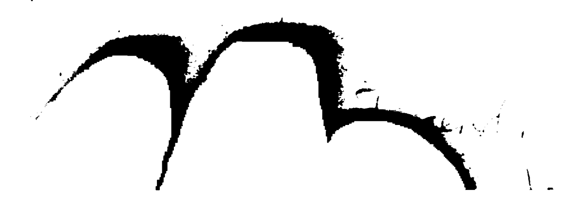
Fielding's Charaktere sind naive Charaktere, das ist ihr eigenster Vorzug. Liebenswürdige, unbefangene, frisch in den Tag hineinlebende Menschen; mit allerlei Launen und Tollheiten, aber voll und ganz, selbstzufrieden auf sich gestellt, ohne Grübeln und Zweifeln. Diese ungebrochene Gesundheit der Charaktere scheucht sogleich alle matte Stickluft; die drückenden Nebel der flauen Alltäglichkeit schwinden; wir leben und wandeln im reinen Aether göttlicher Heiterkeit; und in dieser naiven Heiterkeit liegt auch vorzüglich Fielding's Komik. Zerrbilder und Uebertreibungen weist er mit feinster, künstlerischer Bewußtheit sorgsam von sich. »Es können in der That kaum zwei Schreibarten mehr von einander verschieden sein,« sagt er in der mehrerwähnten Vorrede zum Andrews, »als die komische und die burleske; denn während die letztere immer nur das Abgeschmackte und Unnatürliche darstellt, muß sich die komische Gattung streng auf die Bescheidenheit der Natur beschränken, aus deren treuer Nachahmung alles Vergnügen sich ergeben wird, das wir in dieser Hinsicht einem empfänglichen Leser gewähren können.«

Thackeray urtheilt daher vielleicht nicht unrichtig, wenn er in seinen anziehenden Vorlesungen über die englischen Humoristen Fielding's erstem Roman, Joseph Andrews, vor allen übrigen den Preis zuerkennt. Der bäurische, jugendliche, unschuldige, treuherzige Joseph Andrews und seine Geliebte, die frische, blühende Fanny, und besonders der gute Pfarrer Abraham Adams mit seinem wundersamen Gemisch von äußerster Armuth, priesterlicher Reinheit, unerschütterlicher Herzensfreundlichkeit, beständiger Zerstreuung und gelehrter Beschränktheit, sind so ganz unvergleichliche Charakterbilder, daß schon durch sie allein Fielding in die Reihen der allerersten Dichter tritt. Und diesem

Ruhm thut es nicht im Mindesten Eintrag, wenn auch Murphy, der englische Lebensbeschreiber Fielding's, zu erzählen weiß, daß der Pfarrer Adams einen Geistlichen jener Zeit, den Feldprediger Young, zum leibhaftigen Urbild hatte.

Der Held des zweiten Romans, Tom Jones, ist ein guter, ehrlicher Wildfang, großmüthig, offenherzig, wacker und brav, aber auch ganz unendlich unklug und leichtsinnig. In seine bunte und abenteuerliche Lebensgeschichte flechten sich die mannichfachsten und verschiedenartigsten Gestalten; und sie Alle, der wohlthätige, tugendstrenge, aber leichtgläubige Alworthy, der hinterlistige Blifil, der gutmüthige, aber rohe und adelsstolze Squire Western und dessen gezierte, nach Hofluft geizende Schwester, die liederliche Lady Bellaston, vor Allen der Held selbst und seine zärtlich und muthig liebende Sophie sind mit einer so treffenden Naturwahrheit gezeichnet, die Empfindungen und Betrachtungen sind so feinfühlig und ächt menschlich, der Gang der Entwicklung ist so durchaus einheitsvoll und dramatisch spannend, daß es keinem Zweifel unterliegen kann, um wie viel reicher und kunstvoller dieser Roman als der vorige ist. Wer daher von Fielding spricht, pflegt vorzugsweise seinen Tom Jones im Auge zu haben. Doch läßt sich nicht leugnen, daß der Held hier und da mit seinem sträflichen Leichtsinn in das Niedrige fällt und damit, was in Joseph Andrews niemals geschieht, die feine Linie reiner Schönheit gefährdet.

Amelia, der letzte Roman, ist schwächer. Er hat nicht diese strömende Fülle der Erfindungskraft, er ist einseitig lehrhafter. Die Liederlichkeit des Capitain Booth ist nicht so liebenswürdig wie der Leichtsinn Tom Jones'; Booth ist älter und hat nicht die unschuldige, stürmende Jugend. Aber die zarte Innigkeit und Hingebung Amelia's, ihre unzerstörbare Liebe ist hinreißend und tief rührend. Jene berühmte Scene z. B., wo Amelia ihre kleinen Zubereitungen zum ärmlichen Abendessen



gemacht hat, nun mit klopfender Unruhe die Rückkehr ihres unwürdigen Gemahles erwartet, und dieser doch gerade in demselben Augenblicke durch seine Schwäche ihr neue Pein und Sorge verursacht, ist so erschütternd, daß kein fühlender Mensch sie lesen wird ohne Thränen im Auge.

Es ist gewiß, daß Fielding sich manche Motive und Situationen erlaubt hat, die nur durch die Sitten und Verhältnisse der Zeit ihre Rechtfertigung und Entschuldigung finden. Ein Tom Jones, der heutzutage Alles thun und erleben wollte, was Fielding's Tom Jones thut und erlebt, wäre nicht mehr Tom Jones; aber welchem Dichter, besonders welchem Romandichter muß man nicht gewisse örtliche und zeitliche Zugeständnisse machen? Der Kern ist unversehrt, gediegen und unverwüstlich.

Gibbon hat mit Anspielung auf Fielding's vornehme Abkunft gesagt: »Unser unsterblicher Fielding gehörte zu der jüngeren Linie des Earls of Denbigh, die von den Grafen von Habsburg abstammte; die Nachfolger Karl's V. mögen ihre Brüder in England verachten, aber der Roman Tom Jones, dieses ausgezeichnete Gemälde menschlichen Treibens, wird den Palast des Escurial und den Doppeladler von Oesterreich überleben.« Man mag das Phrasenhafte und Ueberschwengliche dieser Ausdrucksweise belächeln; aber die Sache selbst, Fielding's ewige Dauer und Unsterblichkeit wird Niemand in Frage stellen.

Goldsmith.

Mit Ausnahme des Robinson Crusoe ist wohl kein englisches Buch beliebter und allgemeiner verbreitet als der Vicar of Wakefield.

Wer kennt und liebt ihn nicht, den guten und wackeren

Landpredigers, der seine unerschütterliche Menschenliebe und Tugendtreue niemals verleugnet, auch wenn er das Gehässigste von den Menschen erdulden und die schwersten Prüfungen überstehen muß? Wer kennt und liebt nicht seine wackere, aber schon etwas weltlicher gesinnte Gattin, seine beiden schönen Töchter Olivia und Sophie, und seine Söhne, den abenteuernden Georg, den prächtigen, in Sitteneinfalt und Gottvertrauen dem Vater nacheifernden Moses, kurz, die ganze herrliche Familie bis hinab auf die kleinen Lieblinge des Vaters, Dick und Bill?

Goethe, der in Dichtung und Wahrheit (Thl. 21, S. 262 ff.) unserem Roman eine liebevoll eingehende Besprechung gewidmet hat, macht die Bemerkung, daß ein protestantischer Landgeistlicher vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle ist. »An den unschuldigsten Zustand,« sagt er, »der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermannes, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf: ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt das Gute zu wirken, und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Be-



schränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigener und fremder Fehler, so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.«

Es ist unverkennbar, daß Goldsmith zunächst durch Fielding's vortrefflichen Pfarrer Adams im Joseph Andrews angeregt wurde; er selbst war der Sohn eines Landpredigers, und zwar eines höchst liebenswürdigen und ausgezeichneten. Er brauchte nur die Eigenthümlichkeiten seines Vaters treu wiederzugeben, und er hatte ein ebenso naturwahres als herzgewinnendes Grundmotiv.

Die Erfindung ist nicht bedeutend. Die Ereignisse sind zum Theil unwahrscheinlich und gewaltsam, oft sogar unmöglich. Namentlich gilt dies von der Geschichte der beiden Thornhills, des braven Oheims sowohl wie des nichtswürdigen Neffen. Wie konnte Jener, der in der ganzen Gegend als allgemeiner Wohlthäter gerühmt und geliebt wird, nur in unserer Predigerfamilie unter dem Namen des Mr. Burchell so lange unbekannt bleiben? Wie mochte er fortwährend unthätig allen Böswilligkeiten seines Neffen zusehen, Olivia verderben und auch seine Geliebte, Sophie, der größten Gefahr aussetzen lassen, da es ihm doch nur ein einziges Wort kostete, augenblicklich allem Uebel vorzubeugen und die drangsalsvolle Verwicklung zu lösen? Aber alle diese störenden Mängel vergeben und vergessen wir über der rührend schönen Menschlichkeit des Haupthelden und seiner nächsten Umgebung, so daß Goethe mit Recht sagen kann: »die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden mache diesen Roman zu einem der besten, die

geschrieben worden, um so mehr, da derselbe noch den großen Vorzug habe, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich sei, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstelle, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätige, den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubige, und dies Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus.« Die Kleinmalerei, mit der uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, ist unübertrefflich und des größten Meisters würdig. Diese Kunst hat Johnson im Auge, wenn er in der Grabschrift, die er seinem Freund Goldsmith setzte, ihn einen in der Darstellung des Lächerlichen und des Rührenden mächtigen, aber milden Beherrscher der menschlichen Gemüthsbewegungen nennt, sive risus essent movendi sive lacrimae, affectuum potens at lenis dominator.

Wenn die Engländer von Oliver Goldsmith sprechen, so ergehen sie sich gern in biographischen Einzelnheiten. Dies kommt daher, daß Goldsmith persönlich ein wunderlicher Kauz war; wohlthätig bis zur äußersten Selbstlosigkeit und doch in der kleinlichsten Weise eitel und reizbar, gewandt und geistreich in seinen Schriften, in der mündlichen Unterhaltung aber fad und albern. Uns genügt hier zu wissen, daß er am 10. November 1728 zu Pallas oder Pallice in der irischen Grafschaft Longford geboren wurde, ein unstätes Jugendleben führte, das er im Vicar of Wakefield in den Schicksalen Georg's geschildert hat, dann zu London im berühmten Club der Johnson, Gibbon, Garrik, Burke und Reynolds lebte und am 4. April 1774 im rüstigsten Mannesalter starb. Neben seinem berühmten kleinen Roman ist Goldsmith durch seine beiden Dichtungen »The traveller, der Reisende« (London 1765) und »The deserted village, das verlassene Dorf« (London 1770) am meisten bekannt geworden. Auch gelang es ihm, durch einige Stücke auf der Bühne Erfolge zu erlangen. Seine zahlreichen übrigen Schriften aber,

wie seine englische, griechische und römische Geschichte und vollends seine unvollendet gebliebene Naturbeschreibung sind nur um des Brotes willen entstanden; lesbar und anziehend, aber ohne Selbständigkeit und Tiefe. Als Goldsmith seine Naturgeschichte begann, sagte sein Freund Johnson: »Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferd zu unterscheiden; aber das ist unzweifelhaft, daß er nichtsdestoweniger ein gutes Buch machen wird.«

Smollet und Hogarth.

Neben Fielding stehen Smollet und Hogarth. Auch sie sind, der Eine als Dichter, der Andere als Zeichner, durch und durch Sittenmaler; aber derb und grell, ohne Fielding's Feinheit und künstlerische Bildung.

Jene Welt, in die der sittenstrenge Richardson einen Sir Charles Grandison hineingestellt hatte, wie innerlich faul und sittenlos, wie in sich zerklüftet und widerspruchsvoll war sie! — Allerdings bewahrten die Mittelklassen, von denen Horace Walpole sagt, daß sie nur in seinem Vaterlande zu finden seien, in schlichter Treue die Ueberlieferungen der altpuritanischen Sitte; aber die Briefe und Denkwürdigkeiten jener Zeit zeigen oft schreckhaft, daß in den höheren Ständen noch dieselbe ungebundene Ausgelassenheit tobte, mit der man einst einem Karl II. seine Unterthanentreue bezeugte.

Georg I., Georg II., die verwittwete Prinzessin von Wales bieten ein Bild, das den geheimen Geschichten des französischen Hofes nur sehr wenig nachgiebt. Und diesem Vorbild entsprechend war das Leben der ganzen vornehmen Welt. »Bald wird ein Viertel unserer Pairinnen mit der Hälfte unserer lebenden

Pairs verheirathet gewesen sein,« schreibt Walpole an Mann, indem er seinen Freund mit der Geschichte der Lady Worseley, einer Schwester der Gräfin von Harrington, ergötzt. Diese war mit einem Offizier entlaufen. Ihr Gemahl verlangte einen Prozeß gegen den Entführer. Da lud Lady Worseley, um ihren letzten Günstling zu retten, vierunddreißig junge Leute von hohem Stande als Zeugen vor, die aussagen sollten, daß sie alle sich ihrer Gunstbezeugungen zu erfreuen gehabt. Siebenundzwanzig erschienen wirklich; doch wurden nur wenige von ihnen verhört, indem der Umstand, daß einst der Kläger einen aus der Schaar auf seinem Rücken auf den Giebel seines Hauses getragen hatte, um ihm seine Gattin im Bade zu zeigen, das Einverständniß desselben hinlänglich darthat. Sir Richard Worseley erhielt daher auch blos einen Schilling Entschädigung zugesprochen. Sein Prozeß kam gerade an einem Tage zur Entscheidung, wo im Unterhause ein heißer Kampf stattfinden sollte. Als er nun nicht auf seinem Platze erschien, und man Lord North die Ursache seines Außenbleibens mittheilte, rief der Minister: »Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, dann ziehe ich gewiß den Kürzern.« Vergl. Bibliothek ausgewählter Memoiren von F. E. Pipitz und G. Fink, Bd. 4, Einleitung S. 118.

Wir wollen diese allgemeinen Umrisse vervollständigen. Wir erinnern an die Geschichte einer der berühmtesten Schönheiten jener Zeit, an die Geschichte der Miß Elisabeth Chudleigh. Aus einer angesehenen Familie entsprossen, begann Miß Chudleigh ihre Laufbahn als Hoffräulein der Prinzessin von Wales, der Schwiegertochter Georg's II. Auf einem Maskenballe im Jahre 1749 glänzte sie als Iphigenia. Ihre Tracht war dabei so klassisch antik, daß, wie eine junge Dame in einem Briefe sich ausdrückte, der opfernde Priester alle ihre Reize offen vor Augen hatte (might easily inspect the entrails of the victim); Horace Walpole sagt witzig: sie sei mehr einer Andromeda als

einer Iphigenia ähnlich gewesen. Die Prinzessin von Wales, ihre Gebieterin, empört über diesen Aufzug, warf ihr eigenhändig einen Schleier über die Schultern. Miß Chudleigh kam dadurch nicht im mindesten außer Fassung; sie faltete den Schleier in schöne Drapirung und sagte mit Anspielung auf den von der Prinzessin begünstigten Lord Bute: »Altesse, chacun a son but (Bute), vous le savez bien.« Der König, damals bereits siebenundsechzig Jahre alt, war von der Schönen bezaubert. Auf dem nächsten Maskenball, der eine Messe darstellte, überreichte er ihr eine goldene Uhr von fünfunddreißig Guineen, gab ihrer Mutter eine Hofstellung in Windsor, bat sich zum Dank einen Kuß aus und nahm diesen vor den Augen des ganzen Hofes. Doch bei solchen kleinen Abenteuern blieb die schöne Miß nicht stehen. Noch als Hoffräulein vermählte sie sich heimlich mit einem Seeoffizier, Namens Hervey, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, nach wie vor eine ganze Reihe von Anbetern zu begünstigen. Der durch Rang und Reichthum ausgezeichnetste war der Herzog von Kingston, Lady Maria Wortley's Neffe, der Miß Chudleigh jahrelang förmlich als Maitresse unterhielt, ohne daß weder der Hof des frommen Georg III., noch Herr Hervey etwas dagegen einzuwenden hatten. Erst als Letzterer eine neue Ehe zu schließen gedachte, klagte er gegen das bald funfzigjährige Hoffräulein auf Scheidung wegen Ehebruch. Die Dame war ihm jedoch zuvorgekommen und hatte sich des Trauscheins zu bemächtigen gewußt; auch waren die Zeugen und die Früchte der Ehe nicht mehr am Leben. Von diesen Umständen begünstigt, reichte sie also gegen Herrn Hervey Gegenklage ein, und schwor vor dem geistlichen Gericht, daß sie nicht mit ihm vermählt sei, worauf dieses dem Kläger Stillschweigen auferlegte. Miß Chudleigh sah sich nun am Ziel. Der Herzog heirathete sie und vermachte ihr bei seinem Tode, der nach wenigen Jahren erfolgte, sein ganzes Vermögen. Allein die Neffen

Verstorbenen bestritten ihr den Besitz des Erbes, indem sie anschickten, den Beweis für ihre erste Ehe zu liefern. Es wurde Klage gegen sie angestellt und die Angelegenheit kam vor das Oberhaus. Die Herzogin von Kingston erschien in Westminsterhall in tiefste Trauer gekleidet, unterstützt vom Herzog von Newcastle, Lord Mountstuart und Herrn Laroche, und von vier Frauen in weißen Anzügen gefolgt. Von ihrer einst so bezaubernden Schönheit waren fast keine Spuren mehr vorhanden. Hannah More, die sich unter den Zuschauern befand, sagt, ohne das Gesicht, das einzige Weiße an ihr, hätte man sie, dick und übelgestaltet wie sie war, leicht für einen Ballen Bombasin ansehen können. Doch benahm sie sich anständig und nicht ohne Würde, und ihre Geistesgegenwart verließ sie keinen Augenblick. Als die Klage verlesen war, erklärte sie sich für nicht schuldig, darauf hielten die beiderseitigen Advocaten, deren die Herzogin nicht weniger als zehn hatte, ihre Vorträge, welche zwei Tage dauerten. Die Anwälte der Beklagten stützten sich vorzüglich auf die Entscheidung des geistlichen Gerichts; allein ihre Gründe wurden von den Anwälten der Krone siegreich widerlegt, namentlich preßte Dunning, über dessen eindringlicher Rede man seinen schlechten Vortrag vergaß, der Herzogin bittere Thränen aus. Nach dem Zeugenverhör, das den letzten Schatten von Zweifel an dem Bestehen der Ehe mit Hervey beseitigte, erhob sie sich selber und vertheidigte sich in einer langen Rede, die, so sehr sie darauf berechnet war, das Mitleiden der Richter zu erregen, doch den Eindruck so unbestreitbarer Thatsachen nicht verwischen konnte. Die Herzogin von Kingston wurde also schuldig befunden, entging aber, da sie sich auf das von Eduard VI. dem Reichsadel verliehene Vorrecht berief, der Strafe der Brandmarkung auf die Hand, und brauchte blos die Sporteln zu bezahlen. Vergl. Pipitz und Fink a. a. O. S. 112 ff.

Ganz in derselben Tonart spielen die Geschichten der Ladies

Vane, Petersham, Townshend und unzählig Anderer. Lady Vane, die schönste von ihnen, war die Tochter eines Directors der berüchtigten Südseegesellschaft und in erster Ehe mit Lord Wilhelm Hamilton, in zweiter mit Lord Vane, Neffen des Herzogs von Newcastle, vermählt. Sie beschrieb ihre Abenteuer mit großer Offenherzigkeit in einem Aufsatze unter dem Titel: »Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande,« und ließ ihn von Smollet, einem ihrer untergeordneten Anbeter, in seinem »Peregrin Pickle« einschalten, wofür sie ihn freigebig belohnte. Ebenso ist die Lady Bellaston in Fielding's Tom Jones das Portrait der Lady Townshend.

Doch sind diese Ausschweifungen nur die eine Seite des Gemäldes. Die unermeßlichen Schätze, die sich in Indien aufgethan, und die Leichtigkeit, sich dort zu bereichern, hatte eine Begierde nach Gewinn erzeugt, die kein Mittel der Befriedigung verschmähte. Als ein armer Schreiber war Lord Clive nach Indien gegangen, und als er im Jahre 1760 nach England zurückkehrte, schätzte man sein Vermögen auf zwölfmalhunderttausend und den Werth eines Schmuckkästchens, das seiner Frau gehörte, auf zweimalhunderttausend Pfund Sterling. So bildete sich eine eigene Klasse von Leuten, Nabobs genannt, die, in Indien schnell reich geworden, in ihrem Vaterlande mit den gewonnenen Reichthümern prunkten, meist Menschen ohne Bildung, geldstolz und schwelgerisch; verführerische Beispiele für eine genußsüchtige Jugend. Das Börsenspiel erreichte eine schwindelnde Höhe, und mit dem Börsenspiel gingen die verwegensten Hazardspiele Hand in Hand, besonders in den Clubs; oft verloren junge Verschwender an einem einzigen Abend Summen von zwanzigtausend Pfund. Es war nur die natürliche Rückwirkung dieses fieberhaften Treibens, wenn ein anderes Uebel, das England schon lange beunruhigt hatte, von Tag zu Tag immer unerträglicher wurde. »Unsere Straßen,« schreibt Horace Walpole im

ober 1774 an seinen Freund Man, »werden so sehr von bern beunruhigt, daß es fast gefährlich ist, sie bei Tage zu betreten.« »Lady Hertford wurde auf der Hounslow-Haide um drei Uhr Nachmittags angefallen, und vorgestern hätten wir bald unseren ersten Minister, Lord North, verloren; die Räuber schossen nämlich auf seinen Postillon und verwundeten ihn schwer. Kurz, alle Freibeuter, die nicht in Indien sind, haben sich auf die Heerstraße begeben. Die Hoffräulein trauen sich nicht Abends zur Königin nach Kew zu gehen.« Der amerikanische Krieg machte die Sache noch ärger. »Wir befinden uns daheim in inem wahrhaft abscheulichen Kriegszustande,« klagte Walpole um 1782, »in Folge der ungeheuren Menge von Dieben und Straßenräubern, und was noch schlimmer ist, der muthwilligen Grausamkeiten, welche die Letzteren begehen.... Da wir jetzt für Verbrecher, welche früher nach den Colonien verwiesen wurn, keine Unterkunft mehr haben, so wurde beschlossen, sie für die Dauer ihrer Strafzeit auf Lichterschiffen einzusperren. In diesen Anstalten werden minder erfahrene Spitzbuben zu Meistern herangebildet und kommen nach Vollendung ihrer Studien so gefährlich heraus, wie wenn sie sich auf einer unserer Universitäten zu Doctoren der Rechte, der Arzneikunde oder Gottesgelahrtheit hätten machen lassen. Da sie jedoch keinen Beruf haben und sich über ihren Charakter nicht ausweisen können, so finden sie keine Anstellung und müssen auf Kosten des Publikums leben. Kurz, das Uebel ist so schreiend, daß man sich Abends nur wohl bewaffnet auf die Straße wagen darf.... Man kann sich einen Begriff davon machen, wie verdorben wir sind, da der Krieg nicht die Hälfte unserer Auswürflinge verzehrt und das Pressen ihre Zahl nicht vermindert hat! Aber kein Wunder — wie sollen die Sitten des Volkes sich bessern, wenn in den höheren Kreisen solche Ausschweifung herrscht? Die Ansteckung nimmt ihren Weg nicht nach oben, sondern nach unten.«

Das also war die Welt, die Smollet und Hogarth vor Augen hatten. Wo wäre für Sittenschilderung und Satire eine reichere Fülle als hier in diesem überraschenden Nebeneinander des großartigsten politischen Lebens, der gewaltigsten gesellschaftlichen Einrichtungen, der hervorragendsten Charaktere einerseits, und andererseits der abscheulichsten Verwilderung und Sittenlosigkeit? Die Wirklichkeit ist romanhafter als der romanhafteste Roman, brennender als die brennendste Satire.

Für den aufmerksamen Beobachter ist es eine Sache von Bedeutung, daß Smollet ebenso wie Fielding von einer vornehmen Familie abstammte. Der Gegensatz zwischen Richardson und zwischen Smollet und Fielding gewinnt dadurch nur einen um so tieferen geschichtlichen Hintergrund.

Tobias Georg Smollet wurde 1721 in Dalquhurnhouse im Thale des Leven, dem schönsten Thale von Schottland, geboren. In der Schule zu Dunbarton erzogen, trat er später zu Glasgow bei einem Wundarzt in die Lehre, begab sich aber, da sein reicher Großvater aus Haß gegen die Mißheirath des Vaters den Enkel enterbte, 1740 nach London, um mit dem Manuscript eines Trauerspiels: »Der Königsmörder,« dort sein Glück zu versuchen. In diesen Hoffnungen getäuscht, nahm er im folgenden Jahre die Stelle eines Unterwundarztes auf einem Linienschiff an, das für die Unternehmung gegen Carthagena bestimmt war. Nach dem mannichfachsten Schicksal forderte er in Westindien seine Entlassung, brachte einige Zeit in Jamaica zu und kehrte 1746 nach London zurück. Der Versuch, sich als Arzt Stellung und Einkommen zu verschaffen, scheiterte. So wurde er Schriftsteller. Im Jahre 1746 erschien sein erster Roman Roderich Random, 1751 Peregrin Pickle, 1753 Ferdinand Fathom, 1762 Sir Lancelot Greeves. Außerdem leitete er eine zeitlang die Critical-Review, übersetzte den Don Quixote, gab

mehrere Reisebeschreibungen und auch Flugschriften medicinischen und politischen Inhalts heraus, und schrieb eine Geschichte Englands, die als Fortsetzung Hume's zu betrachten ist. Unausgesetzte Kränklichkeit nöthigte ihn 1770 nach Italien überzusiedeln; er wohnte in Montenero, einem Flecken auf einem Bergabhang in der Nähe Livornos. Dort schrieb er seinen letzten und berühmtesten Roman: »Die Fahrten Humphry Clinker's,« der 1771 in drei Bänden erschien. Am 21. October desselben Jahres starb er.

Künstlerisch steht Smollet weit hinter seinem großen Vorgänger Fielding zurück. Fielding ist unendlich feiner und liebenswürdiger; im ganzen Smollet ist kein einziger Charakter, der uns mit der unwiderstehlichen Allgewalt anzieht wie Joseph Andrews, Adams oder Tom Jons. Smollet's Charaktere sind alle verwildert, roh, ohne Zartheit und Sinn für das Schickliche; wo sich Fielding mit einem überlegenen Lächeln begnügt, da hat Smollet sogleich die stechende Grellheit burlesker Zerrbilder. Auch in der Komposition fehlt jene anmuthige künstlerische Besonnenheit, mit welcher Fielding selbst die buntesten und scheinbar unlöslichsten Verwicklungen klar und sicher zu einer festen Spitze gipfelt. Bei Smollet reiht sich immer nur Abenteuer an Abenteuer: die ruhelos durcheinander wirbelnden Begebenheiten sind einzig durch den schwachen Faden der Lebensgeschichte des Helden mit einander verbunden. Smollet, der offenbar die spanischen Schelmenromane, die durch Lesage auch nach Frankreich verpflanzt wurden, sich zum Muster genommen hatte, kennt nur die Einheit der Person, nicht die Einheit der Handlung.

Aber was wir bei Smollet an rein künstlerischem Werth abziehen müssen, das ersetzt er vollauf durch den Reichthum und die Kraft der Schilderung. Das Drastische und Naturwirkliche, das bis auf den heutigen Tag die englischen Romane vor den

Romanen aller übrigen Völker so vortheilhaft auszeichnet, das tritt, wenn auch bereits in Fielding, so doch noch unendlich bestimmter in Smollet hervor; namentlich sind in der Schilderung des Seelebens noch alle neueren Dichter bei ihm in die Schule gegangen. Es ist leicht ersichtlich, daß die Romane Smollet's, besonders seine drei berühmtesten, Roderich Random, Peregrin Pickle und Humphry Clinker mit allen ihren Persönlichkeiten, Begebenheiten und Umständen aus den eigenen Erlebnissen des Dichters hervorwuchsen. Die Helden fahren und irren durch alle Länder, kommen mit allen Ständen und Charakteren in Berührung, und werden von allen großen und kleinen Zeitereignissen bedingt und durchrüttelt. Wie nach Bartholds Ausdruck (Casanova, Thl. 2, S. 217) kein Geschichtschreiber die Geschichte des westindischen Krieges schreiben kann, ohne das dreißigste bis fünfunddreißigste Capitel des Roderich Random dafür zu benutzen, so gewinnt auch Niemand von den Sitten und Zuständen jener Zeit einen anschaulichen Begriff, der nicht Smollet's lebensvolle Gemälde wieder und wieder betrachtet. Das ist ein Lob, das eigentlich bei einem guten Roman sich ganz von selbst zu verstehen scheint, und das in Wahrheit doch nur sehr wenigen nachgesagt werden darf.

Ganz ähnlich wie Smollet ist sein älterer Zeitgenosse Hogarth, geboren 1697, gestorben 1764. Man könnte ihn einen malenden Smollet nennen, wenn seine Zeichnungen harmloser wären und nicht überall sogleich den Zweck der Satire offen zur Schau trügen.

Auch Hogarth bewegt sich vorzugsweise in der Schilderung des häuslichen Lebens. Nur vereinzelt, wie in dem Porträt Wilke's und in der Verspottung Frankreichs streift er in das politische Feld hinüber. Was Horace Walpole voraussah, daß man dereinst vornehmlich aus Hogarth's Bildern die lebendigsten und urkundlichsten Berichterstattungen über die damaligen

englischen Trachten, Zustände und Gewohnheiten schöpfen werde, das ist bereits eingetroffen. Mit Recht sagt Thackeray in seinen Vorlesungen über die englischen Humoristen, daß in diesen treuen Bildern das England, wie es vor hundert Jahren war, unzerstörbar fortlebt, der Peer in seinem Gesellschaftszimmer, die Lady in ihrem Boudoir, umgeben von ausländischen Sängern und Modehändlern; der Prediger mit seiner großen Perrücke, der Gerichtsdiener mit seinem Amtsstock. Wir sehen, wie der Lord-Mayor sein Festmahl einnimmt, wie der Verschwender in schlechten Häusern trinkt, spielt und ausschweift, wie das arme Mädchen in Bridewell Hanf klopft, wie der Dieb seine Beute mit seinen Mitgesellen theilt, seinen Punsch im nächtlichen Keller trinkt und seine Laufbahn auf dem Galgen endet. Wir sehen das bewegte und bestechliche Treiben der Parlamentswahlen unter Walpole; der Hauderermagen rollt in das Wirthshaus; der Landprediger in seinen Steifstiefeln, Päffchen und Leibröckchen trottet in die Stadt, und wir denken uns, es sei der gute Adams mit seinen Predigten in der Tasche. Kurz, das ganze wunderliche Wesen und Treiben der Fielding'schen und Smollet'schen Romane steht hier leibhaftig sichtbar vor unseren Augen. Deshalb ist es auch falsch, wenn man Hogarth gewöhnlich nur als Carricaturenmaler betrachtet. Wenn irgend Jemand, so ist es Hogarth, der den Namen eines Genre- und Sittenmalers verdient.

Jedoch steht Hogarth an künstlerischer Bedeutung Smollet und Fielding durchaus nicht gleich. Es mangelt ihm gänzlich an jener künstlerischen Unbefangenheit, die das Kunstwerk erst wirklich zum Kunstwerk macht. Er ist ausschließlich Satiriker. Seine Darstellung ist nicht die gute Laune harmloser Kritik oder liebevollen Humors, sondern nur unmuthige Bitterkeit, herbe Verstimmung, spottende Menschenverachtung. Und wollen wir auch der bedenklichen Zwittergattung der Satire die unbedingteste Anerkennung gestatten, wenn sie, wie hier, mit



dem sittlichen Ingrimm und den schneidenden Farben eines Juvenal die schwindelnden Abgründe der tiefsten Sittenverderbniß ausmalt, so beeinträchtigt sich doch Hogarth selbst fortwährend die Reinheit der satirischen Wirkung, indem er aufdringlich die schulmeisterliche Prosa seiner moralischen Pointen und Nutzanwendungen in den Vordergrund stellt. Wie in einer der berühmtesten Zeichnungen »Fleiß und Faulheit«, um mit Lichtenberg zu reden, der Faule der Welt unter großem Auflauf entsagt, und sich am Ende seiner Thaten in dem bekannten Luftbadorden zur Ruhe begiebt, in welchem nach einem sehr alten Gebrauch nicht der Ritter das Band, sondern das Band den Ritter trägt, d. h. erhängt wird, der Fleißige sich dagegen zum Lord-Mayor von London erhebt und als solcher unter dem Jubel eines glücklichen Volks seinen prachtvollen Einzug in das Mansion-Haus hält, so enden alle seine übrigen Bilder, wie z. B. »das Leben der Dirne«, »die Fortschritte des Liederlichen«, »die Heirath nach der Mode«, »die Grade der Grausamkeit«, mit derselben faustdicken Moral. Dazu kommt noch ein sehr wesentlicher Mangel der Komposition und des Vortrags. Auch die Komposition wendet sich nicht an die Phantasie, sondern nur an den grübelnden Verstand; sie sieht einen großen Theil ihrer Wirkung in geheimen und entlegenen Beziehungen und Anspielungen; daher die vielen Erklärer Hogarth's, unter denen merkwürdigerweise ein Deutscher, der sinnige, oft aber auch gesucht spitzfindige Lichtenberg, am meisten hervorragt. Und die Formen sind unschön. Hogarth, der in seiner »Gliederung der Schönheit« ganz vortrefflich über das Schöne zu denken und zu sprechen verstand, hatte als ausübender Künstler weder Sinn für Farbe noch für Formenanmuth. Auffassung und Darstellung ist niedrig, plebejisch.

Am einsichtigsten scheint Goethe über Hogarth zu urtheilen. In den Tag- und Jahresheften (Thl. 27, S. 50) nennt er die

Theilnahme, die Deutschland diesem Künstler einst so lebhaft bezeugte, eine gemachte. Er sagt: „Wie hätte der Deutsche, in dessen einfachem, reinem Zustande sehr selten solche excentrische Fratzen vorkommen, hieran sich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von seiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continente geltend gemacht hatte, nur die Seltenheit, seine wunderlichen Darstellungen vollständig zu besitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung seiner Werke weder Kunstkenntniß noch höheren Sinnes zu bedürfen, sondern allein bösen Willen und Verachtung der Menschheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz besonders; vorzüglich aber, daß Hogarth's Witz auch Lichtenberg's Witzeleien den Weg gebahnt hatte.“

3.

Der humoristische Roman Sterne's.

Man nennt Sterne einen Humoristen und will damit sagen, daß er seiner ganzen Art nach von Fielding und Smollet völlig verschieden sei. Es ist genau derselbe Gegensatz, der uns veranlaßt, Aristophanes, Lucian, Rabelais, Cervantes und Swift Humoristen zu nennen, Menander, Posidipp, Plautus, Terenz, Moreto und Molière dagegen Komiker. Calderon und Shakespeare reihen wir bald dieser, bald jener Gruppe ein, je nachdem wir die eine oder die andere ihrer hierher gehörigen Dichtungen vornehmlich im Auge haben.

Der Grund dieses Unterschiedes liegt im Wesen des Humors selbst. Wie man auch diesen gerade neuerdings wieder so vielbesprochenen Begriff bestimmen mag, es bleibt unter allen



Umständen maßgebend, daß im Humor die reich bewegte Innerlichkeit des betrachtenden Ich eine viel wesentlichere Rolle spielt, als in der einfachen Komik. Der Komiker nimmt die Dinge, wie sie sind, und läßt sie sich in ihrer eigenen Lust, Laune und Lächerlichkeit entwickeln; der Humorist aber setzt nicht blos die Dinge, sondern weit mehr noch die Lyrik seines eigenen Gemüths in Scene. Der Humor ist innerlicher und gemüthvoller, darum aber auch unruhiger, willkürlicher und phantastischer. Nicht umsonst führt der Humor seinen Namen vom Feuchten und Flüssigen. Der Humor löst alles Feste auf; vor seiner Quecksilbernatur hat Nichts Bestand; die ganze Welt erscheint wie in einem allgemeinen bacchischen Taumel. Alle Stimmungen zittern rasch wechselnd in einander, jubelnde Lust und verzweifelnde Trauer. Wenn man den Humor gewöhnlich als ein Lächeln durch Thränen zu bezeichnen pflegt, so soll dieser sinnige Ausdruck auf die gluthvolle Dithyrambe des Gemüths deuten, die alle Töne zugleich anschlägt, und doch dieses rastlose Auf und Ab, weil es nur das treue Echo des vieltönigen, aber in sich einigen menschlichen Herzens ist, zu der wohlthuenden Empfindung reiner und in sich befriedigter Harmonie zu zwingen weiß.

Für den Werth der humoristischen Dichtung ist daher mehr als in irgend einer anderen Kunstart die Persönlichkeit des Dichters entscheidend. Das Gemüth des Humoristen muß ein reines und liebenswürdiges Gemüth sein. Warum stehen Aristophanes und Cervantes so unendlich höher als der verbitterte Swift und der witzige, aber verwilderte Heine? Dort spricht selbst in der ungebundensten Ausgelassenheit die Lieblichkeit eines reinen Herzens, hier nur höhnende Menschenverachtung oder haltloser Leichtsinn. Der wahre Humor erhebt und erquickt uns, denn er zeigt, wie trotz aller Widersprüche und Mängel die Welt doch werth ist, geliebt und gelebt zu werden; von dem falschen Humor wenden wir uns gepeinigt ab, denn er will uns durch seinen ver=

zerrenden Hohlspiegel verleiden, was doch unser eigenstes Sein und Wesen ist.

Sterne aber war eine liebenswürdige Persönlichkeit. Es ist unverantwortlich, wenn die heutigen Engländer, in ihrer spröden Zurückhaltung durch die offene Derbheit Sterne's verletzt, jetzt so gern die unleugbaren Schwächen Sterne's einseitig in den Vordergrund stellen. Wir dürfen über der Schale den Kern nicht vergessen. Und der Kern in Sterne ist seine unergründliche Gemüthstiefe, die, ganz im Gegensatz zu Swift, auch in den herbsten Erfahrungen nie die gläubige Liebe verliert.

Lorenz Sterne war der Sohn eines armen, durch seinen Dienst fast immer von der Familie getrennten englischen Offiziers. Er war am 24. November 1713 zu Clomwell im südlichen Irland geboren. Schon als Knabe zeichnete er sich aus und bezog, von Verwandten unterstützt, 1732 die Universität Cambridge; dort galt er, wie er selbst in der für seine Tochter verfaßten Lebensbeschreibung sagt, für einen seltsamen Menschen, an dem kein Arg sei und dem es auch nicht an Geist fehle, wenn er ihn nur gebrauchen wolle. Im Jahre 1740 erhielt er die Pfarre zu Sutton und eine Pfründe zu York, und nach seiner Verheirathung noch eine dritte Stelle zu Stillington. Lesen, Malen, Geigenspiel und Jagd ergötzten ihn in der ländlichen Stille, die er liebte und die nur durch eine zweimalige Reise nach Frankreich und Italien unterbrochen wurde. Am 18. März 1768 starb er in London. Sterne's Leben war nicht glücklich. Er selbst war krank, unaufhörlich an Husten und Blutspeien leidend, und überdies hatte er eine zänkische Frau, die ihrem Eigensinn die Krone aufsetzte, indem sie in den letzten Jahren unter dem Vorwand der Kränklichkeit von ihm getrennt in Südfrankreich lebte und ihn seiner geliebten Tochter Lydia beraubte. Und doch, wie athmen alle Briefe Sterne's an diese Frau die zärtlichste Besorgniß für ihre Gesundheit und ihren Unterhalt!



Es wird allgemein zugestanden, daß Sterne sich im Tristram Shandy als Pfarrer Yorik porträtirt hat. Diesen Yorik stellt er als einen Nachkömmling des Shakespeare'schen Yorik im Hamlet dar und mit Bezug auf diese Voraussetzung sagt er: »Was mich in meinem Glauben an Yorik's Abkunft irre gemacht hat, das ist, daß er nicht einen Tropfen dänisches Blut in seiner ganzen Mischung zu haben schien; in neunhundert Jahren ist es wahrscheinlich ganz verlaufen. Dem sei aber, wie ihm wolle, ohne einen Augenblick länger darüber zu grübeln, ist so viel gewiß, daß er nichts von diesem kalten Phlegma, nichts von der ängstlichen Regelmäßigkeit des Verstandes und der Laune hatte, die man bei den Leuten seiner Herkunft zu finden pflegt. Er war vielmehr von so merkurialischer und sublimirter Komposition, als man sich ein heteroklitisches Geschöpf in allen seinen Spielarten nur denken kann. Er hatte so viel Lebhaftigkeit, so viel Enthusiasmus, so viel Fröhlichkeit des Herzens, wie sie einzig der wärmste Himmel hervorbringt. So wohl besegelt, führte dennoch der arme Yorik keine Unze Ballast; er war in der Welt so unerfahren und wußte im einundzwanzigsten Jahre eben so wenig, wohin er seinen Lauf richten sollte, als ein einfältiges Mädchen von dreizehn. Es war also natürlich, daß er bei seiner ersten Reise wohl zehnmal des Tages durch den raschen Wind seiner Lebensgeister in fremdes Tauwerk verwickelt wurde. Am meisten hatte er das Unglück, wie man sich leicht vorstellen kann, mit dem Ernsthaften und Gemächlichen in Streit zu kommen. Ich bin immer der Meinung, daß eine Mischung von unglücklichem Witz der Grund aller dieser Händel war; denn Yorik hatte, die Wahrheit zu sagen, einen unüberwindlichen Widerwillen und Abscheu, nicht zwar gegen die Ernsthaftigkeit als Ernsthaftigkeit, denn er konnte, wenn es darauf ankam, tage- und wochenlang der ernsthafteste Mensch von der Welt sein, sondern gegen die verstellte Ernsthaftigkeit, welche der Unwissenheit

und Thorheit zum Deckmantel dient und welche nichts ist, als ein Betrug und ein abgefeimter Kunstgriff, bei der Welt das Zutrauen zu gewinnen, als ob man mehr Verstand und Einsicht habe, als in der That wahr ist. Er war, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, unerfahren und unklug. Wenn von Sachen geredet wurde, bei denen ein vorsichtiger Mann zurückzuhalten pflegt, platzte er unbesonnen heraus; er verschwieg selten oder nie den natürlichen Eindruck, den eine Sache auf ihn machte, ohne dabei auf Person, Zeit oder Ort zu achten. Und sein vorlautes Wesen ward dadurch noch vergrößert, daß alle seine Reden gewöhnlich auf einen witzigen Einfall hinausliefen oder doch wenigstens auf drollige und launige Ausdrücke. Kurz, absichtlich suchte er zwar niemals die Gelegenheit, seine Meinung frei von der Leber hinweg zu sagen, er ließ sie aber auch selten ungenutzt vorübergehen und er hatte in seinem Leben nur gar zu viele Versuchungen, seinen Witz, seine Laune, seinen Spott und seine Satire geltend zu machen.« Und wer behaupten wollte, daß der gute Yorik sich hier in ein allzu schmeichelhaftes Licht gestellt habe, der braucht nur die bewunderungswürdigen Briefe Sterne's an Elisa zu lesen. In diesen tritt die ganze Innigkeit und Reinheit seiner Seele glänzend zu Tage. Elisa war eine Indianerin, die sich in Ostindien an einen Engländer, Draper, verheirathet hatte, ihrer Gesundheit halber aber eine Zeit lang in England lebte; Sterne liebte sie mit der vollen Gluth der jugendlichsten Liebe, obgleich er damals bereits neunundfunfzig, Elisa aber erst fünfundzwanzig Jahre alt war. Diese Briefe sind so frisch, so zartsinnig und so rein menschlich, daß ihnen in der ganzen Welt nichts an die Seite zu stellen ist als die Briefe Goethe's an Lotte Kestner und an Frau von Stein; eine Aehnlichkeit, die sich sogar auf jenen springenden Wechsel zwischen dem Du und dem Sie der Anrede erstreckt, in welchem der Kampf zwischen der Selbstvergessenheit der Liebe und der sich immer und



immer wieder aufraffenden Widerstandskraft so rührend ausspricht.

Sterne's Werke sind sein weltberühmter, unvollendeter Roman »Tristram Shandy« und die ebenfalls unvollendete »Empfindsame Reise«. Außerdem gab er unter dem Namen Yorik noch einige Bände Predigten heraus. In einem Briefe an Elisa bezeichnet er diese als moralische Reden, die ihm heiß aus dem Herzen geströmt seien.

Tristram Shandy ist eine der größten, aber freilich auch der seltsamsten Schöpfungen, die die Geschichte der Dichtung aufzuweisen hat.

Betrachten wir zunächst die gar nicht genug zu schätzenden Vorzüge.

Die Helden sind allesammt Sonderlinge. Sie sind humoristische Persönlichkeiten im Sinne Ben Jonsons; denn

> wenn eine ganz besondere Eigenschaft
> so Einen einnimmt, daß sie sämmtliche
> Affecte, Geister, Kräfte, die er hat,
> zusammenströmend Einen Weg macht gehen,
> so nennt man billig einen Humour dies.

Aber alle diese Sonderbarkeiten ruhen auf dem festen Urgrunde unverwüstlicher Liebe und Gutherzigkeit. Vater Shandy, die Mutter, Oncle Toby, Korporal Trim, Yorik, Susanna, Wittwe Wadman, Dr. Slop — wer kann diese Namen nennen, ohne daß ihm das Herz aufgeht in Liebe und lächelnder Verehrung? So durchaus ächt und wahr sind diese Charaktere, mit all ihren Tugenden und Tollheiten aus dem innersten Kern der reinen Menschennatur herausgeschnitten! —

Am wirksamsten stehen sich der Vater und der Oncle Toby gegenüber; der Eine mit dem Steckenpferd pedantischer Grübelei, der Andere mit dem Steckenpferd rastloser Thatsucht, die sich selbst dann nicht beruhigen kann, wenn die hinsiechende Körperkraft ihr längst schon ein Ziel gesetzt hat. Unverkennbar ist die-

ser Gegensatz aus dem Gegensatz des Don Quixote und Sancho Pansa entsprungen; dort die Ueberschwenglichkeit der Phantastik, hier der gesunde Menschenverstand nüchterner Beschränktheit. Aber der Gegensatz ist hier tiefer als selbst im unsterblichen Gedicht des Cervantes. Nicht blos der Eine ist der Narr und der Andere der Verständige, sondern Beide sind Narren und Beide sind verständig; Jeder von ihnen ist ein Stück Don Quixote und ein Stück Sancho Pansa zugleich. Wenn Oncle Toby mit dem Korporal Trim seine Kriegslust büßt und seine »Fortifications« macht, da ist der Vater der Verständige, indem er den Oncle für einen Narren hält; und umgekehrt, wenn der Vater seinen tiefsinnigen Grübeleien nachhängt und ihm dabei der Verstand mit dem Herzen und der Phantasie durchgeht, so ist Oncle Toby der Kluge und belächelt gutmüthig die Ueberspanntheit des Bruders. So leben und schweben wir unablässig in diesen reizvoll parodistischen Wechselgesprächen, und die Wirkung ist um so größer, je mehr es der Dichter verstanden hat, seine Charaktere mit allen ihren scharfgezeichneten Eigenheiten doch durch und durch zu wahren und klaren Spiegelbildern der ganzen Menschheit zu machen. Der Humor davon ist, daß wir uns schließlich gestehen müssen, in uns Allen stecke ein gut Theil Narrheit, und daß die Welt darüber vergehen müsse, wenn wir nicht trotzalledem im Grund unseres Herzens doch gutherzige und ehrliche Käuze wären, deren Schatten nur die natürliche Rückwirkung des Lichts sind.

Dies innige Behagen ist das Herzgewinnende in Sterne. Sterne ist ein Schriftsteller, bei dem uns wohl wird. Er kennt das menschliche Herz bis in seine verborgensten Falten, aber es ist kein Haß und kein Groll in ihm; wenn irgendwo, so erfahren wir hier, daß die Mutter des Humors die Liebe ist. Selbst Männer wie Lessing und Goethe, denen doch von Seiten der Kunstform gar Manches in Sterne widerstehen mußte, wa-



ren von dieser liebevollen Gemüthstiefe Sterne's hingerissen und sprachen in den ungeheucheltsten Ausdrücken ihre hingebendste Verehrung aus.

Nicht nur, daß Lessing Bode's Uebersetzung des Tristram Shandy und der empfindsamen Reise hervorrief, er nahm an Sterne auch den lebhaftesten persönlichen Antheil. Als Lessing den Tod Winckelmann's hörte, schrieb er an Nicolai (Werke, Thl. 12, S. 199): »Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte.« Nur wenige Monate zuvor war Sterne gestorben. Es ist daher klar, wer jener andere Schriftsteller ist, dessen Lessing hier so herzlich gedenkt.

Goethe aber hat besonders in seinen »Maximen und Reflexionen« (Thl. 3, S. 231 — 238) seine Werthschätzung Sterne's wiederholt ausgesprochen. Es lohnt sich, einige der bezeichnendsten Stellen herauszuheben:

»Yorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat; wer ihn liest, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.«

»Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert wieder erführe, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.«

»Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr, frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt. Bei leichter Berührbarkeit entwickelte sich Alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Conflict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verhielt sich gegen das andere rücksichtslos.«

»Bei den vielfachsten Studien entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.«

»Sagacität und Penetration sind bei ihm grenzenlos. Seine

Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, finden nicht leicht ihres Gleichen.«

»So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, ebensosehr werden wir gerade in diesem Falle erinnert, daß wir von allem dem, wenigstens von dem Meisten, was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.«

»Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen Anderen zum Verderben gereichen.«

»Er ist in Nichts ein Muster und in Allem ein Andeuter und Erwecker.«

Und im Jahre 1829 schreibt Goethe an Zelter: »Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben. Diese hohe und wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Uebersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandten Tugenden weiter heißen mögen, erzogen mich aufs Löblichste, und am Ende sind es doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens wieder zurückführen.« Vergl. Goethe's Werke, Thl. 32, S. 346.

Gerade aber wegen der trefflichen Grundstimmung seines ganz unvergleichlichen Genius ist es um so bedauerlicher, daß Sterne sich so wenig in Zucht und Maß hielt. Wir nannten den Tristram Shandy nicht blos ein großes, sondern auch ein wunderliches Werk. Und diese Wunderlichkeiten überstürzen sich so, daß sie für einen künstlerisch durchgebildeten Sinn den reinen Genuß leider sehr störend beeinträchtigen.

Wenn die Engländer von den Mängeln Sterne's sprechen, so gefallen sie sich meist in der Entdeckung, daß Sterne viele seiner Kenntnisse und manche seiner auffallendsten Wendungen,

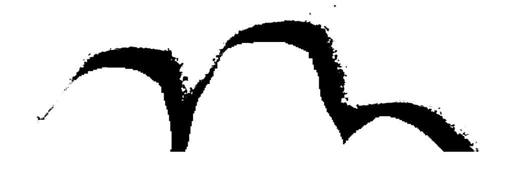


Gleichnisse und Ausdrücke aus Rabelais, aus d'Aubigné's leichtfertigem Schriftchen »Moyen de parvenir«, aus Burton's »Anatomy of Melancholy« und anderen entlegenen Quellen früherer Jahrhunderte schöpfte. Dr. Ferriar hat in seinen »Bemerkungen über Sterne's Schreibart« mit sorgsamster Genauigkeit diese Entdeckung bis in das Einzelnste belegt, und auch Walter Scott verweilt in seinem »Leben Sterne's« bei ihr mit sichtlicher Freude. Längst vor Ferriar hatte schon Lessing von diesem Umstande Kunde; er selbst besaß, wie Böttiger in »Bode's literarischem Leben« (Einleitung, S. 58) erzählt, Burton's Buch und hatte in diesem mehrere von jenen Stellen angezeichnet, die Ferriar gegen Sterne anführt. Aber Lessing war gegen Sterne gerechter. Denn in der That fällt dieser Vorwurf nicht so schwer ins Gewicht, als es auf den ersten Anblick erscheinen dürfte; Sterne hat das Fremde durchaus eigenthümlich verarbeitet, hat es in seine Münze umgeprägt und ihm den Stempel des eigenen Geistes aufgedrückt. Schlimmer ist es, daß diese Entlehnung fremder Gedanken und Motive mit einer anderen, viel empfindlicheren Schwäche Sterne's aufs engste zusammenhängt. Aus eitel Sucht nach Glanz und äußerer Wirkung wurde Sterne manierirt und unwahr.

Man kann diese innere Unwahrheit Sterne's nicht treffender schildern, als es Lichtenberg (Vermischte Schriften. Göttingen 1844. Bd. 2, S. 12) gethan hat. Er sagt: »Es giebt ein untrügliches Zeichen, ob der Mann, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt, oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens blos durch Verstand und schlaue Wahl rührender Züge uns Thränen abgelockt hat. Im ersten Falle wird er nie, nachdem die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letzteren Falle nimmt er sich

selten die Mühe, sich seines Sieges zu bedienen, sondern wirft den Leser, oft mehr zur Bewunderung seiner Kunst als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet als Witz, den Leser aber um fast Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von der letzteren Art ist Sterne. Die Ausdrücke, mit denen er Beifall vor einem anderen Richterstuhl erhalten will, vertragen sich sehr oft nicht mit dem Sieg, den er soeben vor dem einen erhalten hatte.« Diese feine Bemerkung erklärt Sterne's ganzes Wesen. Sterne hat keine gläubige Hingebung an seine Schöpfung. Ist es zwar dem Humoristen erlaubt, die Schranken der geschlossenen Kunstform zu durchbrechen und, wie Aristophanes in der Parabase, das geniale Belieben des schaffenden Ich als den allein maßgebenden Selbstherrscher hinzustellen, so macht Sterne im Tristram Shandy von dieser Erlaubniß doch einen so ausgedehnten Gebrauch, daß die Sachlichkeit der Charaktere und Situationen fast vollständig darüber verschwindet. Die Geschichte Tristram Shandy's und seiner Verwandten ist eigentlich gar keine Geschichte. Die Erzählung ist Nebensache, die sprudelnde Ungebundenheit des witzigen oder rührenden Einfalls ist Alles. Sterne's Humor im Tristram Shandy, in jeder anderen Beziehung so entzückend und hinreißend, ist doch launenhaft, willkürlich und abspringend. Wir haben überall nur den herausfordernden Uebermuth eines genialen Menschen vor uns, der um so wirksamer und bewunderungswürdiger zu sein glaubt, je unerwarteter und seltsamer seine Wendungen und Luftsprünge sind.

Es darf uns daher nicht überraschen, daß Goethe, den wir doch als einen der aufrichtigsten Verehrer Sterne's erblickten, einmal (Bd. 3, S. 260) ärgerlich in die Worte ausbricht: »Der Humor ist eines der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört und vernichtet sie zuletzt.« Es ist wahrscheinlich,



daß diese Betrachtung ganz vornehmlich sich auf die Mängel des Tristram bezieht. Und dürfte die heutige Aesthetik, die — seltsam genug! — jetzt einen höchst einseitigen Götzendienst mit dem Begriff des Humors treibt, vielleicht die allgemeine Geltung dieses Satzes bestreiten, so ist er doch, auf den Tristram angewendet, ohne alle Einschränkung richtig; ja, er ist die schlagendste Kritik desselben.

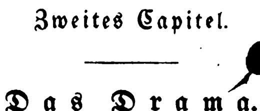
Künstlerisch steht die »empfindsame Reise« höher als der Tristram. Sie ist reiner in der Form, wenn auch ärmer an innerem Gehalt. Als Sterne seinen kleinen Roman als sentimental journey bezeichnete, schuf er zuerst das Wort sentimental; Lessing war es, der für Bode's deutsche Uebersetzung das ebenfalls neugebildete Wort »empfindsam« in Vorschlag brachte. Man würde sehr irren, wenn man in dieser sentimentalen Reise eine Empfindsamkeit im Sinne des Werther und Siegwart zu finden glaubte. Sentimental nennt Sterne seine Reise, weil sie nicht auf eine Schilderung der gesehenen Gegenden, Kunstwerke und Merkwürdigkeiten ausgeht, sondern auf die Schilderung der inneren Erlebnisse, Eindrücke und Gefühle. Sterne selbst spricht diese Haltung am klarsten aus. Kurz vor dem Erscheinen der sentimentalen Reise, 1767, schreibt er an einen Freund (Briefe, S. 340): »Meine Absicht war, die Welt und unsere Mitmenschen mehr, als wir thun, lieben zu lehren; diese Reise beschäftigt sich daher meist mit jenen sanfteren Leidenschaften und Neigungen, die zu diesem Zweck so viel beitragen.« Und in der empfindsamen Reise selbst sagt er: »Meine Reise ist eine ruhige Reise des Herzens nach Natur und nach solchen Regungen, welche aus ihr entspringen und uns treiben, unsere Mitmenschen, ja die ganze Welt zu lieben, mehr als wir pflegen.« Das Ich des Dichters mit seiner wundersamen Mischung von zartester Weichheit und behaglichster Lebenslust erschließt frei und harmlos seine verborgensten Tiefen. Bald entzückt uns die liebenswürdig unbefan-

gene Fröhlichkeit des Herzens, mit welcher der Reisende seinen Reisewagen besteigt, mit einer jungen flamändischen Wittwe eine freilich nur flüchtige Liebschaft anknüpft und sich einen Diener miethet, der zwar zu jeglicher Dienstleistung untauglich scheint, der aber dennoch die ganze Liebe seines Herrn gewinnt, weil er ein frischer und lustiger Bursch ist; bald werden wir ergriffen und hingerissen durch die unendliche Gemüthstiefe, mit welcher der Reisende unbesonnene Härte zu mildern und zu sühnen sucht, hülfreich den Armen beispringt, besonders den stillen und verschämten, oder ein unglückliches Mädchen erheitert und tröstet, das vom Geliebten treulos verlassen ist und nun irr und wahnsinnbethört am gebrochenen Herzen dahinsiecht; dann folgen wir ihm wieder in seine kleinen verliebten Abenteuer; immer und immer aber in allen diesen buntbelebten Wechselfällen sind wir erquickt und gehoben durch das ehrliche, treue, schön menschliche Wesen, das uns aus jeder Zeile dieser herrlichen Schöpfung entgegenblickt.

Sterne gehört zu den befreienden Geistern. Wir thun ihm unrecht, wenn wir nur fragen, was er als Dichter gilt. Wichtiger ist seine kulturgeschichtliche Stellung. Die Poesie des menschlichen Herzens erschließt sich wieder in ihm, nachdem diese so lange durch den Alpdruck starrer Verstandesprosa erdrückt war. Und ist es auch wahr, daß gerade an ihn ein zahlreicher Troß der schwächlichsten Nachahmer sich anschloß, so soll doch der Meister nicht für die Schuld der Schüler büßen. Sterne vor Allen ist ein Ahn der großen französischen und deutschen Sturm- und Drangperiode, die den Menschen wieder zum Menschen machte.



Zweites Capitel.



Das Drama.



1.

Das bürgerliche Trauerspiel und das Schauspiel als dramatisches Charaktergemälde.

George Lillo. Edward Moore. Cumberland.

Aus gleichen Ursachen entspringen gleiche Wirkungen. Dieselbe moralisirende Richtung, die im Roman durch Richardson auftrat, machte sich auch im Drama geltend. Hier sogar noch früher. »George Barnwell oder der Londoner Kaufmann« von George Lillo erschien bereits 1731, also fast zehn Jahre vor der Pamela.

George Lillo war am 4. Februar 1693 in London geboren; er starb am 3. September 1739 ebendaselbst. Wie Richardson lebte auch er in den schlichtesten bürgerlichen Verhältnissen; er war ein Juwelier. Auch ihm war die Dichtung nicht Selbstzweck, sondern nur ein wirksames Mittel, durch anschauliche und eindringliche Beispiele des Guten und Bösen zu ermuntern oder zu schrecken. Doch an Kraft der Erfindung und der dichterischen Gestaltung kann er sich nicht im mindesten mit Richardson messen.

Wie entsetzlich nüchtern und mattherzig ist dieser berühmte »Kaufmann von London«! Die Fabel, die Lillo einem alten Volkslied entlehnte, besteht darin, daß ein junger Kaufmann, George Barnwell, in die Schlingen einer Buhlerin fällt. Auf ihr Anstiften bestiehlt er seinen Lehrherrn. Um ein reicher Erbe

zu werden, ermordet er zuletzt seinen Oheim. Das Verbrechen wird entdeckt. Mörder und Buhlerin werden hingerichtet. Im Hintergrund der Bühne erhebt sich Rad und Galgen. Von Charakterzeichnung, von Welt- und Menschenkenntniß, geschweige denn von wirklich dichterischer Erhebung hat diese dürftige Verbrechergeschichte nicht den leisesten Ansatz.

Nie haben moralisirende Dichtungen auf die gewöhnliche Menge ihre Wirkung verfehlt. Bei diesem Stück trafen überdies noch viele andere Umstände zusammen, um ihm den Schein überraschender Neuheit zu geben. Die erste Aufführung geschah im Sommer 1731 auf dem Drurylanetheater. Trotz der heißen Jahreszeit wurde sie sogleich zwanzig, nach Anderen sogar achtunddreißig Abende hinter einander wiederholt; immer bei dichtgedrängtem Hause. Das Stück wanderte auch rasch nach Frankreich und Deutschland, und überall machte es den gleichen lebhaften Eindruck. Folgender, geschichtlich beglaubigter Vorfall ist in dieser Beziehung äußerst bezeichnend: Als im Jahre 1752 der Schauspieler Roß die Rolle Barnwell's sehr ergreifend dargestellt hatte, wurde der Doctor Barrowby am nächsten Tage zu einem jungen Handlungslehrling gerufen, welcher hart am Fieber darniederlag. Der Arzt fand den Gemüthszustand des Kranken sehr unruhig. Endlich eröffnete ihm der junge Mann, daß er sich in eine unerlaubte Verbindung eingelassen und zweihundert Pfund anvertrautes Geld veruntreut habe; nachdem er Roß als George Barnwell gesehen, fühle er die heftigste Reue; er wünsche zu sterben, um der drohenden Schande zu entrinnen. Der Arzt hinterbrachte dies Bekenntniß dem Vater des Kranken. Dieser stand für das Geld ein; der Sohn genas und wurde ein tüchtiger Kaufmann. Nach langen Jahren erhielt Roß einmal zu seiner Benefizvorstellung ein Geschenk von zehn Guineen, denen die Worte beigefügt waren, »sie seien ein Zoll der Dankbarkeit von Einem, der dadurch hoch verpflichtet und



vom Verderben gerettet ist, daß er Herrn Roß' Darstellung des Barnwell sah.«

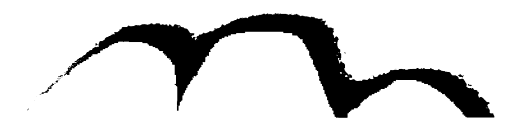
Die Kunst als Kunst hat mit Triumphen dieser Art nichts zu schaffen. Künstlerisch müssen wir uns durchaus auf die Seite jener Kritiker stellen, die bei der ersten Aufführung spöttisch dies Stück als ein Stück für Newgate bezeichneten. Absichtliches Moralisiren ist mit ächter Dichtung durchaus unvereinbar. Goethe schreibt 1796 in einem Briefe an Meyer: »Es ist nur eine alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen; das erste haben sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut wie das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das zweite, so wären sie verloren und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach in das Nützlichplatte absterben ließe.« Die Zugkraft dieses Stückes verlor sich daher sogleich, als Besseres an seine Stelle getreten war. Schröder brachte es nach der französischen Bearbeitung Mercier's, der es zu einem Schauspiel mit heiterem Ausgang gemacht hatte, noch 1779 in Hamburg, 1782 in Leipzig und 1783 in Berlin auf die Bühne. Aber ohne Glück. Und doch spielte in Hamburg Schröder selbst, und in Berlin Fleck die ergreifende Rolle des Oheims.

Gleichviel. Für die Geschichte der dramatischen Kunst ist dies schwache und unbedeutende Stück nichtsdestoweniger in überraschender Weise bahnbrechend geworden. Lillo war nicht neu in der moralisirenden Grundrichtung, die er einschlug; Southern, Congreve, Rowe und Addison waren bereits vor ihm denselben Weg gegangen. Neu, wenigstens für seine Zeit neu, war er aber allerdings in der Auswahl der Mittel, die er zur lebendigsten Steigerung seiner moralischen Zwecke in Anwendung brachte.

Er kehrte mit seiner Muse wieder in der bürgerlichen Welt ein. Er war sich der Keckheit dieser Neuerung sehr wohl bewußt. Nicht

nur, daß er für die Aufführung von Cibber einen entschuldigenden Prolog schreiben ließ; auch bei der Herausgabe erstattet er in einer eigenen Vorrede über seine Beweggründe ausführliche Auskunft. Diese Vorrede setzt die Bestimmung der Tragödie in die Besserung der schlechten Leidenschaften. Und dann fährt sie von diesem Gesichtspunkt aus fort: »Wenn Fürsten und Große den aus Laster oder Schwäche an ihnen oder Anderen entstehenden Unfällen allein ausgesetzt wären, so könnte man allerdings die Rollen der tragischen Kunst ausschließlich auf Vornehme beschränken; da aber Allen das Gegentheil sichtbar ist, so kann nichts vernünftiger sein, als das Heilmittel nach der Krankheit einzurichten. Ich bin weit entfernt zu leugnen, daß Tragödien, die sich auf lehrreiche und außerordentliche Vorfälle der Geschichte gründen, oder gut erfundene Fabeln, in denen die eingeführten Personen vom höchsten Stand sind, dem größten Theil der Zuschauer Nutzen bringen; aber auch solche Stücke, die sich auf Fabeln aus dem Privatleben gründen, können von hohem Vortheil sein, wenn sie das Gemüth mit unwiderstehlicher Kraft überzeugen, die Sache der Tugend fördern und das Laster in seiner Entstehung ersticken.«

Freilich ist es unrichtig, wenn man nun George Lillo meist als den eigentlichen Erfinder und Begründer des bürgerlichen Trauerspiels betrachtet. Die englische Tragik hat von Anbeginn ohne Unterschied in alle Kreise des Lebens gegriffen. Zeuge sind der Arden von Feversham, der Londoner Verschwender, das Trauerspiel von Yorkshire, Othello, Romeo und Julia, Timon von Athen und ähnliche Werke. Dieselbe Thatsache wiederholt sich bei den Spaniern und Italienern. Ja deutet nicht selbst Corneille in der Vorrede zu seinem Don Sanche auf die Möglichkeit eines dem Alltagsleben entnommenen Stoffes? Doch bleibt das Verdienst Lillo's ungeschmälert. Früherhin hatte man nicht entfernt daran gedacht, die Unterschiede der tragischen Kunst



von den Unterschieden der äußeren Ständegliederung abhängig zu machen. Jetzt aber, nachdem es durch die Gewohnheiten und Ueberlieferungen der französischen Tragik allgemeines Gesetz geworden, einzig Fürsten und Feldherren das Vorrecht tragischer Würde einzuräumen, jetzt war es allerdings eine gewaltige That, wenn der tragische Dichter wieder das Herz hatte, sich mitten hinein in das Denken und Treiben der bürgerlichen Welt zu begeben. Ein solches Trauerspiel war ein offener Bruch mit der herrschenden Denkweise. Den Meisten mußte es als eine völlig neue und unerhörte Kunstart erscheinen. In dieser Hinsicht ist es beachtenswerth, daß Lillo's Versuch in Frankreich und Deutschland noch ungleich mehr Aufsehen erregte als in England, wo die französische Kunstlehre doch verhältnißmäßig nur kurze Zeit eine ganz unbedingte Herrschaft ausgeübt hatte. Nicht die Engländer, sondern Voltaire und Diderot, Gottsched und Lessing waren es, die für diese Art der Tragik den neuen und eigenen Namen der Tragédie bourgeoise oder domestique und des bürgerlichen Trauerspiels erfanden. Lillo schreckte den französischen Klassizismus aus seiner Ruhe und sicheren Geltung auf.

Ein verlorenes Land war wiedergewonnen. Es bedurfte nur der kundigen Arbeiter, um es urbar zu machen.

Weder Lillo selbst noch seine nächsten Nachfolger waren im Stande, das rüstig begonnene Werk zu vollenden.

Lillo hat außer diesem seinem ersten Stück nichts geschrieben, was irgendwie auf Bedeutung Anspruch hat. Doch gehören »die unglückliche Neugier, The fatal curiosity«, aus welcher Zacharias Werner die Fabel seines vierundzwanzigsten Februar geschöpft hat, »Marine«, die dem Shakespeare'schen Perikles nachgebildet ist, und die Umarbeitung des »Arden von Feversham« noch zu derselben Gattung. Lillo's spätere Stücke »Elmerich« und »der christliche Held« schlagen den Ton der höheren Tragik an. Das dürre Moralisiren bleibt überall dasselbe.

Zunächst tritt Edward Moore auf. Auch er hat keinen besseren Erfolg. Er schrieb 1753 ein bürgerliches Trauerspiel, »der Spieler, The gamester«. Die Fabel ist, wie schon Lessing (Thl. 11, S. 343) bemerkt hat, der alten Yorkshiretragödie entnommen. Beverley, ein schwacher, leichtsinniger Mann, wird von einem böswilligen Spieler, Stuckely, um all sein Vermögen gebracht. Dieser läßt ihn sogar unter falscher Anklage in das Gefängniß werfen. Dort vergiftet sich Beverley aus Verzweiflung. Stuckely wird entlarvt. Eine reiche Erbschaft bringt Beverley's unglückliche Familie wieder zu Glück und Ehren. Fünf lange Acte hindurch hören wir Beverley, seine Gattin und seine Schwester sich in allen Tönen des entsetzlichsten Jammers ergehen, und zuletzt kommt als die Moral des Ganzen die schöne Lehre zum Vorschein, »daß Mangel der Klugheit auch Mangel der Tugend sei.« Was Wunder, daß dieses Stück in England selbst vorerst nicht mehr als zehn oder elf Aufführungen erlebte, obgleich Garrick in der Rolle des Stuckely (vergl. The life of D. Garrick von Thomas Davies. London 1780. Thl. 1, S. 167) die ganze Meisterschaft seines naturwahren Spiels entfaltete. In Frankreich bearbeitete es Saurin, in Deutschland Schröder zu einem Schauspiel, in welchem der reuige und bekehrte Spieler vom Untergang gerettet wird. Aber auch unter dieser Gestalt blieb das Stück verfehlt, trocken und ängstlich langweilig.

Einen anderen Weg schlägt Cumberland ein. Aber keinen glücklicheren. Seine drei berühmtesten Stücke sind »die Brüder«, von Schröder unter dem Titel »das Blatt hat sich gewendet« bearbeitet, »der Westindier« und »der Jude«. Es sind vortreffliche Charakterskizzen, die mit Recht die lebendigste Theilnahme fanden. Capitain Ironside in den Brüdern, bei Schröder als Capitain Hamster bezeichnet, erinnert an Smollet's Tom Bowling; der Jude Schewa ist noch heut eine Bravourrolle



guter Charakterdarsteller. Aber wir stehen hier in der zweideutigen Mittelgattung des sogenannten Schauspiels, das, weil es von Anfang an Alles auf glückliche Lösung berechnet, die kämpfenden Gegensätze niemals zu ergreifendem Vernichtungskampf auf Tod und Leben vertiefen kann und daher nur auf die flache Alltäglichkeit leicht vorübergehender Irrungen und Mißverhältnisse gewiesen ist.

Keinem dieser Männer blieb es verborgen, daß ihre Neuerungen ein grundsätzlicher Kampf gegen die überkommenen Gesetze der französischen Tragik seien. Lillo wendete sich nicht blos darum vom Verse zur Prosa, weil diese Prosa für die platte Natürlichkeit seiner Stücke am geeignetsten war, sondern mehr noch, weil die französische Tragik diese prosaische Sprechart verfehmt und geächtet hatte. Moore springt so auffallend wild und willkürlich mit dem jähsten Wechsel der Scene um, daß man deutlich sieht, wie nicht die Nothwendigkeit der Handlung, sondern der Krieg gegen die drei Einheiten den leitenden Beweggrund bildet. Und Cumberland greift im Prolog zu den Brüdern die früheren Dramatiker wegen ihrer Nachahmung der Franzosen mit Bitterkeit an, und brüstet sich, in der Form nicht minder wie im Inhalt ächt englisch zu sein. Aber in die tieferen Forderungen der Kunst hatten sie doch insgesammt keine durchdringende Einsicht. Mögen sie nun, wie Lillo und Moore, auf eine wirklich tragische Haltung ausgehen, oder mögen sie, wie Cumberland, von Haus aus auf diese verzichten, es fehlt ihnen durchaus der wesenhafte tragische Hintergrund, die tiefere künstlerische Idee, der Hinblick auf die unwandelbar waltenden Weltmächte, es fehlt das große gigantische Schicksal, »welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.« Sie steigen nicht hinab in die angeborenen, großen und ewigen Kämpfe des menschlichen Herzens; sie haften an zufälligen Einzelngeschichten, die keinen Anspruch haben, als Spiegelbilder der

ganzen Menschheit zu gelten. Für die Verlegenheiten und Unfälle, die uns hier vorgeführt werden, haben wir höchstens ein flüchtiges Bedauern, kein zur Seele dringendes Mitleid. Dieser Mangel ist es, den man im Sinne hat, wenn man diese Stücke verächtlich Rührstücke zu nennen pflegt. Sie rühren nur, sie erschüttern und erheben nicht; sie sind nur traurig, nicht tragisch.

Auch Diderot, der diese Kunstart mit leidenschaftlicher Begeisterung ergriff und durch sie in Frankreich selbst gegen die überkommene Tragik einen anhaltenden Kampf eröffnete, wußte in seinen Dichtungen diese unkünstlerische Schwäche nicht zu vermeiden. Auch er bleibt im blos Rührenden stecken, in der Enge und Schwüle der alltäglichsten Begegnisse.

Lessing war es vorbehalten, die knospenden Keime vollends zur Reife zu bringen. Es ist bekannt, wie ganz unmittelbar Lessing's bürgerliche Trauerspiele aus englischen Anregungen hervorgingen. Erinnert doch Miß Sara Sampson, die aus Richardson's Clarissa geschöpft ist, schon durch den Namen an ihren englischen Ursprung! Indem er in der Hamburger Dramaturgie (Lachmann, Thl. 7, S. 62) die Aufführung dieser seiner ersten tragischen Dichtung bespricht, sagt er ganz übereinstimmend mit Lillo: »Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück Derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen.« Aber Lessing machte den bedeutenden Fortschritt, daß er in die Tiefe des Familienlebens, im Nathan sogar in die Tiefe der gewaltigsten religiösen Fragen hineingriff. Seine Dramen haben eine ideale, allgemein menschliche Unterlage. Wir stehen überall auf der reinen Höhe wahrhafter Dichtung; selbst wenn es wahr sein sollte, was Einige behaupten, daß Lessing sich noch nicht völlig von lehrhaft moralisirender Absichtlichkeit losgelöst hat.



Seitdem hat sich nie wieder ein giltiger Einwurf gegen das bürgerliche Trauerspiel erhoben, so oft auch die weichlichen Rührstücke Iffland's und Kotzebue's dazu Veranlassung boten. Im Gegentheil, wir verdanken gerade dieser Gattung einen guten Theil unserer größten dramatischen Schätze. Immer wird daher dem glücklichen Wurf, den Lillo mit seinem schwachen Gedicht that, ein ehrendes Gedächtniß gesichert bleiben. Vergl. H. Hettner: Das moderne Drama. Braunschweig 1852, S. 63 — 82.

2.

Die Posse und das Lustspiel.

Foote. Garrick. Colman. Goldsmith. Sheridan.

Wie das bürgerliche Trauerspiel Lillo's und Moore's mit den Romanen Richardson's im engsten Zusammenhang steht, so erinnert auch das gleichzeitige Lustspiel sehr bestimmt an Fielding, Smollet und Hogarth. Und zwar hat auch hier die komische Dichtung entschieden die Oberhand.

Die Lustspieldichtung dieser Zeit ist sehr zahlreich. Das Burleske und das Feinkomische wird mit gleicher Vorliebe ausgebildet. Welcher Gattung die einzelnen Stücke aber auch angehören, immer greifen sie frisch in das volle Leben, sind packend, klar verständlich und bühnenwirksam.

Eine höchst eigenthümliche Erscheinung sind die satirischen Possen von Samuel Foote.

Foote, 1719 zu Truro in Cornwallis geboren, war ein genialer Schauspieler. Im Jahre 1747 gründete er auf dem Haymarket eine kleine Bühne und eröffnete diese mit einer von ihm selbst gedichteten Posse, die den Titel »Morgenbelustigungen,

The diversions of the Morning« führte. Diese Posse war eine rein persönliche Satire. Allgemein bekannte Thoren und Frevler wurden hier in Gestalt und Behaben, in Ton und Sprache täuschend nachgeäfft und aufs grausamste gegeißelt. Die Angegriffenen riefen die Gerichte herbei und stützten sich auf eine Parlamentsacte, welche die Zahl der Schauspielhäuser beschränkte. Foote richtete seine Bühne zur Theestube ein und fuhr nun unter der Form eines Wirths, der seine Gäste belustigt, ungestört mit seinen Vorstellungen fort. Er stellte diese Vorstellungen ein, als er kurze Zeit darauf eine beträchtliche Erbschaft gemacht hatte. Diese war jedoch bald verthan. Und so spielte er fortan wieder alljährlich einige Abende auf Drurylane oder Coventgarden, oder kehrte auch wohl gelegentlich für einige Zeit auf seine kleine Haymarketbühne zurück. Immer aber spielte er nur in seinen eigenen Stücken, die nach wie vor eine gewaltige Zugkraft bewährten. Er starb zu Dover am 21. October 1777.

Sämmtliche Stücke Foote's, neunzehn an der Zahl, wurden 1788 in vier stattlichen Bänden unter Colman's Aufsicht herausgegeben. Auch haben wir eine vortreffliche deutsche Uebersetzung in vier Bänden, Berlin und Stettin 1796—98. Noch heut werden einige dieser Stücke, wie besonders »der Minderjährige, der Lügner, der Schulz von Garratt« und einige andere in England immer wieder mit großem Erfolg gegeben. Und dieser nachhaltige Beifall ist in der That vollkommen gerechtfertigt. Allerdings sind diese Dichtungen ohne Ausnahme persönliche Satiren; die Erklärer und Lebensbeschreiber Foote's haben fast alle Namen aufbewahrt, die unter dieser oder jener Maske mit porträthafter Aehnlichkeit vorgeführt wurden. Und allerdings ist die Fabel der Stücke meist äußerst schwach, die Lösung des Knotens oft gewaltsam und hastig, das Ganze ist mehr nur ein genialer Entwurf als ein folgerecht ausgeführtes Kunstwerk. Aber nie wird Foote's Satire zum frechen Pas-



quill; im Einzelnen greift er, wie er in der Einleitung zu seinem »Minderjährigen« selbst sagt, immer das Allgemeine an: mit brennenden Farben malt er das Bild der allgemeinen menschlichen Schwäche und Thorheit. Und je er weniger sich in die straffe Einheit der Handlung und in die Grenzen zwingender Wahrscheinlichkeit bannt, desto derber und kräftiger sind seine Charaktere, desto schalkhafter und kecker ist seine muthwillige Laune. Es heißt die Größe eines Aristophanes völlig verkennen, wenn man Foote den englischen Aristophanes genannt hat; Foote erreicht sein griechisches Vorbild weder an Tiefe der sittlichen Anschauung, noch an Feinheit der Kunstform. Viel richtiger ist es, wenn man Foote mit seinem Zeitgenossen Hogarth vergleicht. Aber doch liegt jener Bezeichnung die richtige Einsicht zu Grunde, daß wir hier auf wirklich Aristophanischen Boden gestellt sind. Lustspieldichter, die nach dem schweren, aber verdienstlichen Ruhm ächter und gesunder Volkskomik streben, werden sicherlich ihre Rechnung finden, wenn sie hie und da zu den hier gegebenen Motiven und Anregungen zurückgreifen und sie schöpferisch fortbilden.

Aehnlich sind die Possen Garrick's. Die Naturwahrheit ihres schauspielerischen Talents drängte beide Künstler auch in der Dichtung in die fest und scharf ausgeprägte Wirklichkeit. Doch vermeidet Garrick das satirische Porträt und nähert sich auch in der strengen Geschlossenheit und in der einschmeichelnden Ueberzeugungskraft seiner Erfindung bereits weit mehr dem wirklichen Lustspiel. Ja, in einzelnen seiner Stücke, wie besonders in der »Miss in her teens«, steht Garrick sogar innerhalb der Linie der feinsten Komik, während Foote niemals aus dem Gebiet des Burlesken herauskam.

Unter den eigentlichen Lustspieldichtern zeichnen sich George Colman und Goldsmith sehr vortheilhaft aus.

Colman's berühmteste Stücke sind »die eifersüchtige Frau,

The jealous wife«, und »die heimliche Heirath, The clandestine marriage«; an letzterem Stücke hat auch Garrick einigen Antheil. Beide Lustspiele sind munter und spannend; sie werden noch immer mit Beifall gesehen. Selbst seine Oper »Inkle und Jariko« hat so viel feinkomisches, ächt dramatisches Leben, daß sie Schröder, nach geringen Aeberungen, ohne Weiteres zu einem sehr wirksamen Lustspiel benutzen konnte. Nicht minder ist das Lustspiel Goldsmith's, des Dichters des Vicar of Wakefield, »She stoops to conquer or the mistakes of a night« von einer äußerst munteren Intrigue und voll der schalkhaftesten Laune. Es ist ebenfalls von Schröder unter dem Titel »Irrthum auf allen Ecken« für die deutsche Bühne gewonnen worden.

Sicher ist es das schönste Lob dieser Stücke, daß ein so feiner und naturwahrer Charakterspieler wie Schröder sie durch Darstellung und Bearbeitung so entschieden bevorzugte. Goethe (Thl. 22, S. 147) hat den englischen Lustspielen vorgeworfen, daß »sie meist formlos seien und, wenn sie auch gut und planmäßig anfingen, sich doch zuletzt ins Weite verlieren, und daß ein wildes und unsittliches, gemein wüstes Wesen durch sie hindurchgehe.« Dieser Vorwurf gilt zwar ohne Widerrede von den englischen Lustspielen der früheren Perioden, aber die Lustspiele von Colman und Goldsmith sind von diesen Mängeln durchaus freizusprechen. Im Gegentheil. Unsere Lustspieldichter werden gut thun, von Zeit zu Zeit einmal zu diesen mit Unrecht vergessenen Stücken zurückzukehren. Giebt es irgend ein Mittel, aus der Verflachung der heutigen Intriguenstücke, die die Menschen wie willenlose Schachfiguren zu handhaben pflegen, wieder herauszukommen, so dürfte durch das wachsame Studium dieser durchaus naturwahren und doch unvergleichlich drastischen Stücke noch am leichtesten Genesung zu hoffen sein.

Am hervorragendsten aber und überhaupt ein Lustspieldichter des ersten Ranges ist Sheridan.



Richard Bensley Butler Sheridan, im September 1751 zu Dublin geboren, bekannt als einer der größten Parlamentsredner Englands, schrieb in seiner wilden und abenteuerlichen Jugend einige Lustspiele und Possen, die ohne Ausnahme den lebendigsten Anklang fanden. »The rivals« und »The school for scandal« sind die berühmtesten. Macaulay hat in einer gelegentlichen Bemerkung seines vortrefflichen Aufsatzes über Macchiavelli die Lustspiele Sheridan's mit den Lustspielen Congreve's verglichen. Dieser Vergleich ist gerecht, insoweit er ein Lob enthält; er ist ungerecht, wenn er zugleich einen Tadel einschließen soll, obgleich Sheridan allerdings auch in seinen äußeren Lebensverhältnissen mit Congreve viel Aehnlichkeit hat. Sheridan besitzt alle unerläßlichen Erfordernisse eines vortrefflichen Lustspieldichters, glänzenden Witz, Raschheit der Handlung, Wahrheit der Charaktere und Situationen, leichtes und gefälliges Wechselgespräch; er bewegt sich immer in maßvollster Schönheit; er übertreibt nur so weit, als die Uebertreibung auch der feinsten Komik unabweislich nothwendig ist; nirgends fällt er in eitle Verzerrung. Sir Anthony Absolute, Sir Lucius O'Trigger, Mrs. Malaprop in den »Nebenbuhlern«, sowie Lady Teagle, Lady Sneerwell in der »Lästerschule« werden für alle Zeit klassische Gestalten bleiben.

Man hat mit Grund darauf aufmerksam gemacht, daß Sir Anthony Absolute und Mrs. Malaprop dem ehrenwerthen Mathew Bramble und seiner Schwester Tabitha in Smollet's Humphry Klinker, Joseph und Charles Surface aber Fielding's Tom Jones und Blifil gleichen. Diese Aehnlichkeit ist nicht aus äußerer Nachahmung entstanden; sie ist eine tief innerliche. Philarete Chasles, dieser gründliche Kenner des englischen Lebens und Dichtens, sagt in seinem gelehrten und feinsinnigen Buch über England (Paris 1846, Thl. 1, S. 234) sehr richtig: »Wie Fielding, deckt auch Sheridan in der auf die Macht der Sitte

gestellten Gesellschaft die Heuchelei auf, jene Entartung, die die Sittlichkeit vernichtet, indem sie allzu geflissentlich ihr Banner zur Schau trägt. Weder Fielding noch Sheridan werden begriffen, wenn man im Tom Jones nur eine ergötzliche Romanerfindung und in der Lästerschule nur ein wirksames Intriguenlustspiel erblickt. In beiden Werken liegt ein grundsätzlicher Kampf gegen die herrschende Gesinnungsweise. Der ausschweifende, trunksüchtige, abenteuerliche Sheridan wagte der puritanischen Gesellschaft zu sagen, was Molière der katholischen gesagt hatte. — Joseph Surface, die Hauptgestalt der Lästerschule, stellt ebenso, wie Blifil, die gesellschaftliche Lüge und Heuchelei dar. Alles für die Form und für den Anstand; Tugend, Größe, Heldenmuth sind nichtige Träume; gerade genug Religion, um den Menschen zu genügen, genug Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, um in der Welt fortzukommen; im Grund des Herzens aber kalte und hartnäckige Selbstsucht.«

Diese treffende Bemerkung wirft nicht blos auf die geschichtliche Stellung Sheridan's, sondern auf die gesammte englische Lustspieldichtung dieses Zeitalters eine helle Beleuchtung. Es ist jederzeit für das Lustspiel am fruchtbarsten gewesen, wenn es sich in den nächsten Bezug zu den Schwächen und Gebrechen der Gegenwart stellte.

3.

Garrick und die Wiedererweckung Shakespeare's.

Im September 1769 wurde zu Stratford am Avon, dem Geburtsort Shakespeare's, ein großes Shakespearejubiläum gefeiert.



Thomas Davies, der vortreffliche Lebensbeschreiber Garrick's, erzählt (Thl. 2, S. 213) den zufälligen Anlaß. Ein reicher Geistlicher hatte einige Jahre zuvor das einst Shakespeare gehörige Besitzthum gekauft. Er ließ einen Maulbeerbaum niederschlagen, der die Wohnung dumpf und feucht machte. Der Sage nach war dieser Baum vom großen Dichter mit eigener Hand gepflanzt. Die Bewohner Stratfords betrachteten daher diese That als einen Frevel gegen das geheiligte Andenken Shakespeare's. Sie schwuren dem Schuldigen Tod; der Geistliche mußte sich flüchten. Ein betriebsamer Zimmermann, wohl wissend, was für eine Bedeutung dieser Baum durch den Namen Shakespeare's bekomme, kaufte ihn und fertigte Theebüchsen und Tabacksdosen aus seinem Holz, die er mit großem Vortheil verwerthete. Die Behörden von Stratford schickten eine solche Büchse an Garrick und überreichten ihm in dieser das Ehrenbürgerrecht, mit der Bitte, der Stadt eine Statue, Büste oder ein Bildniß des Dichters zu verschaffen und dazu sein eigenes Bildniß beizufügen, auf daß Shakespeare und der geniale Darsteller Shakespeare's im Rathssaale Stratfords gemeinsam aufgestellt würden. Da faßte Garrick den Gedanken einer ausgedehnteren Feier. Er setzte, wie Thomas Murphy, der zweite Lebensbeschreiber Garrick's, beschreibt, alle Arbeiter Stratfords in Bewegung. Eine Rotunde, der von Ranelagh ähnlich, wurde an den Ufern des Flusses errichtet, alle Häuser und Plätze wurden festlich geschmückt. Am 5. und 6. September strömten Theilnehmer und Zuschauer von allen Seiten herbei, nicht blos aus der Umgegend, sondern auch vornehmlich aus London. Am 7. September wurde feierlicher Gottesdienst gehalten; nach Beendigung desselben zog der festliche Zug zum Grabmal Shakespeare's, das am östlichen Ende der Kirche gelegen ist. Um drei Uhr glänzendes Mittagessen in der Rotunde; darauf Concert, in welchem Festgesänge von Garrick gesungen wurden; sodann

Declamation einer Ode von Garrick zur Einweihung der aufgestellten Statue. Am folgenden Morgen sollte in den Straßen der Stadt ein abermaliger Festzug stattfinden, die vornehmsten Helden der Shakespeare'schen Dichtung zur Darstellung bringend; schlechtes Wetter verbot die Ausführung dieses Plans. Garrick bewerkstelligte daher diesen letzten Theil der Festordnung im darauf folgenden October auf dem Drurylanetheater. Die Schauspieler, in verschiedene Gruppen gesondert, führten in Charaktermasken pantomimisch berühmte Scenen aus Shakespeare vor, und den Schluß des Zuges bildete ein Triumphwagen, auf welchem Mistriß Abington in der Gestalt einer Muse stand. Zuletzt declamirte Garrick wiederum seine Ode auf Shakespeare. Das Ganze machte einen so gewaltigen Eindruck, daß diese Aufführung in demselben Jahre noch mehr als hundert Mal wiederholt ward.

Diese Shakespearefeier ist wichtig. Sie ist das Zeichen und Sinnbild der durchaus veränderten Stimmung, die jetzt fast überall in der Würdigung Shakespeare's durchgriff.

Garrick vornehmlich hat für diese freiere Erkenntniß gewirkt. Die großen Gestalten Shakespeare's, Richard III., Lear, Hamlet, Macbeth, Othello, waren seine liebsten und gewaltigsten Rollen. Durch die Allgewalt seines naturwahren Spiels zwang er auch den Widerstrebendsten zur unbedingten Bewunderung des lange vernachlässigten Dichters. Freilich hatte die englische Kritik, wie Johnson's berühmte Vorrede deutlich darthut, bereits siegreich die Geltung der drei dramatischen Einheiten bekämpft und noch manch andere Bresche in den sicheren Sitz der französischen Tragik geschossen; was aber insbesondere Shakespeare betrifft, so war man über das berüchtigte Wort Voltaire's, daß in Shakespeare neben der höchsten Erhabenheit die wildeste Rohheit liege, nicht viel hinausgekommen. Der geniale Schauspieler schlug alle diese Vorurtheile. Angesichts seiner durchdringenden



Meisterschaft drängte sich unwiderstehlich die Ueberzeugung auf, daß das, was man so lange als roh und barbarisch verschrien, nichts sei als das lodernde Aufflammen der gluthvollsten Leidenschaft, der tiefe, nur dem scharfsichtigen Seherauge des geweihten Dichters erschaubare Urgrund des bewegten Menschenherzens. Es überkam die staunenden Menschen wieder die Ahnung, daß Natur und Kunst nicht, wie man gemeint hatte, sich wie zwei feindliche Gewalten grollend entgegenstehen, sondern in ihrem innersten Wesen innig ein und dasselbe sind.

Fast alle Dichtungen Shakespeare's, in denen Garrick auftrat, hat er sich selbst nach seinen Ansichten und Bedürfnissen umgearbeitet. Man hat diesen Bearbeitungen unkünstlerische Willkür vorgeworfen. Von dem vollsaftigen Baum, heißt es, sei nur ein ausgetrockneter Trunk geblieben. Dieser Vorwurf ist unbillig. Es sei zunächst dahin gestellt, ob es überhaupt rathsam und möglich ist, Shakespeare, der für eine ganz andere Bühneneinrichtung dichtete, völlig unversehrt und unverändert zur Darstellung zu bringen. Und sicherlich hat Garrick nicht immer das Richtige getroffen; auch er hat der Zeit seinen Zoll entrichtet und ist von späteren Bearbeitern an Kühnheit und dichterischer Einsicht überflügelt worden. Allerdings war es gewaltthätig, daß Garrick in Romeo und Julia die Leidenschaft Romeo's für Rosalinde ohne Weiteres wegschnitt und, vermuthlich um die Rührung zu steigern, in der Katastrophe nach dem Vorgange Alway's zur Novelle Bandello's zurückgriff und Romeo in den Armen der erwachenden Julia sterben ließ. Auch Das wird Niemand vertheidigen, daß er aus dem Wintermärchen und der Zähmung der Widerspenstigen nichts als dreiaktige Possen zu machen wußte. Und andere Dinge dieser Art mehr. Aber es ist dabei wohl zu bedenken, in welchem Zustand Garrick das Shakespearerepertoire vorfand.

Romeo und Julia war seit achtzig Jahren nicht mehr gegeben worden. Und was von Shakespeare'scher Dichtung noch auf der Bühne vorhanden war, das war verzerrt bis zur Unkenntlichkeit. Ulrici hat in seinem verdienstvollen Buch über Shakespeare S. 776 folgende sprechende Thatsachen zusammengestellt: »Der Kaufmann von Venedig erschien auf dem Theater von Lincoln's Innfields, 1701 gedruckt, in einer Umarbeitung von Lord Lansdowne, mit Musik und anderem Flittertand aufgeputzt und mit einer musikalischen Maske Peleus und Thetis bereichert, in welcher der Jude, an einem besonderen Tische speisend, seiner Geliebten, dem Gelde, ein Hoch ausbringt und der Charakter Shylock's zum Clown des Stückes herabgewürdigt ist. In ähnlichem Sinne wurde von Gildon Maß für Maß umgestaltet und mit musikalischen »Entertainments« ausgestattet. Nicht viel besser waren die Umarbeitungen von Richard III. durch Cibber (1700), die lustigen Weiber von Windsor durch Dennis (1702), des Sommernachttraums durch Leveridge (1716), des Coriolan durch Dennis (1721), Wie es Euch gefällt durch Ch. Johnson (1723), des Julius Cäsar durch den Herzog von Buckingham (1722), der Zähmung der Widerspenstigen durch Worsdale (1736), Viel Lärmen um Nichts durch J. Miller (1737), des Königs Johann durch Cibber (1744), des Sommernachttraums von Lampe (1745). Der Herzog von Buckingham z. B. hatte aus dem Julius Cäsar zwei Tragödien ganz nach antikem Zuschnitt mit Chören gemacht.« Und diesem Sündenregister ist noch beizufügen, daß auch Macbeth durch Davenant zur Oper mit zahlreichen Geistererscheinungen verunstaltet war. Davies erzählt a. a. O. Thl. 1, S. 117, daß, als Garrick zum ersten Mal den Macbeth nach dem Text der ursprünglichen Dichtung darstellte, der große Schauspieler Quin ihn ganz verblüfft fragte, woher er denn alle diese wunderlichen Worte genommen.

Vor dem Anblick der vollen und ganzen Riesengröße Shakespeare's wäre die verwöhnte Menge zurückgeschreckt. Sah sich doch auch Schröder zu denselben Zugeständnissen gezwungen! Nur allmälig konnten die blöden Augen für das Schauen der ungeschmälerten Schönheit Kraft und Stärke gewinnen.

Lichtenberg hat in seinen »Briefen aus England« eine Schilderung von Garrick's Darstellungsweise gegeben, die zum Besten gehört, was jemals über Dramaturgie geschrieben wurde. Seit Garrick ist auch in England die Darstellung Shakespeare'scher Rollen eine Ehrensache. Der große Dichter hat wieder im Herzen des Volks seine Stätte gefunden.

Dieser Umschwung in der englischen Shakespearebetrachtung ist um so beachtenswerther, da ziemlich gleichzeitig auch die deutsche Literatur, und zwar von England ganz unabhängig, zur liebevollsten Erkenntniß und Nacheiferung Shakespeare's getrieben wurde. Hier wie dort war der Kampf gegen die steife Engherzigkeit der französischen Tragik die treibende Kraft. Aus dem reichen Bronnen Shakespeare's trank die gesammte neuere Dichtung den Trank der Verjüngung.

Wer sieht nicht, daß in dem Auftauchen des bürgerlichen Trauerspiels und in der Wiedererweckung Shakespeare's derselbe geschichtliche Zug, dieselbe geschichtliche Nöthigung waltet?

Drittes Capitel.

Epos und Lyrik.

1.

Thomson und Young.

Thomson und Young sind Janusgestalten, wie alle Dichter und Künstler, die auf dem Uebergang zwischen einer absterbenden alten und einer beginnenden neuen Epoche stehen. Sie wurzeln noch durchaus in den Nachwirkungen Pope's, und doch ist es ganz unverkennbar, daß in ihnen bereits ein anderer und frischerer Geist waltet.

James Thomson ist ein Schotte. Er wurde am 11. September 1700 zu Ednam in der Grafschaft Roxburgh geboren, wo sein Vater presbyterianischer Prediger war. Er ging auf die Universität Edinburgh, um Theologie zu studiren. Hier arbeitete er bereits den »Winter«, den besten Theil seines berühmten Gedichtes über die Jahreszeiten aus; und dieser fand bei seinem ersten Erscheinen im März 1726 eine so günstige Aufnahme, daß der junge Dichter beschloß, fortan völlig der Dichtkunst zu leben. Er ging nach London und verfaßte dort in rascher Folge die drei übrigen Jahreszeiten, ferner ein Gedicht auf den Tod Newton's und das in whiggistischer Gesinnung geschriebene Gedicht »Britannia«. Darauf reiste er als Begleiter eines jungen Lord Talbot auf drei Jahre nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr erschien sein Lehrgedicht über die Freiheit und seine



Allegorie »Schloß der Trägheit, The Castle of Indolence«. Thomson schrieb in dieser Zeit auch mehrere Trauerspiele, die aber ohne alle Bedeutung sind. Nur sein Maskenfestspiel »Alfred« ist berühmt geworden, weil aus ihm das bekannte englische Volkslied »Rule Britannia« stammt. Er starb am 27. August 1748.

Thomson ist ohne alle Selbständigkeit. Er hat dieselbe Glätte der Form wie Pope, aber auch dieselbe nüchterne Verständigkeit des Inhalts. Nicht nur, daß er Lehrdichter ist, wie Jener; auch sein berühmtestes Werk, die dichterische Beschreibung der Jahreszeiten, ist nur aus der unmittelbaren Anregung Pope's hervorgegangen. Pope hat in seinem »Walde von Windsor« dieselbe Art der dichterischen Beschreibung; ja auch er hatte bereits seine Schäfergedichte in Haltung und Anordnung genau nach der Folge und dem Wechsel der Jahreszeiten eingerichtet. Thomson hat die Keime dieser Motive nur weiter ausgebildet.

Aber Thomson ist der Meister der beschreibenden Dichtung. Alle seine Schilderungen sind frisch und lebendig, voll warmer Begeisterung, oft von ergreifender Schönheit. Wie blüht und duftet sein Frühling gleich einem blumenprangenden Wiesenteppich, wie liegt über seinem Sommer der heiße Himmel und die grüne Ueppigkeit der schönen Augusttage, wie senken die herbstlichen Felder und Bäume und Rebstöcke ihre fruchtbeladenen Häupter, und wie fühlen und hören wir das unheimliche Aechzen und Knarren des winterlichen Eises, gleich als raffe die ersterbende Natur noch einmal ihre gesammte Kraft auf, um sich zu dem Keimen und Knospen eines neuen Frühlings zu verjüngen!

Was Schiller von den beschreibenden Dichtungen Matthison's vielleicht mit allzu großer Nachsicht rühmt, daß sie Wahrheit und Anschaulichkeit und musikalische Schönheit haben, und daß sie aus den Bewegungen und Stimmungen der Natur sympathetisch den lebendigen Widerklang der menschlichen Stimmun-

gen und Seelenbewegungen heraushören lassen, das gilt von Thomson mit dem unbezweifelbarsten Rechte. Und dies Lob wird nicht sonderlich geschmälert, wenn wir auch hinzusetzen müssen, daß Thomson nicht selten durch das allzu absichtliche Streben nach einer gewissen systematischen Vollständigkeit seiner Beschreibungen die heitere Unbefangenheit des Genusses stört. Der Dichter ist hier nicht immer nur der harmlose glückliche Träumer, der hier und da ein Blümchen pflückt, das ihm gerade auf dem Wege liegt, sondern »rechts und links wird Alles gerühmt, was das spähende Aug' entdeckt.«

Diese glänzenden Vorzüge erklären hinlänglich die allgemeine Bewunderung, mit der man diesem Gedichte entgegenkam. Der sentimentale Hang zur Natur, aus dem es entsprungen ist, und die religiöse Feierlichkeit des Grundtons, der dann aber wieder lieblich bald in still-elegische, bald in anmuthig-idyllische Klänge hinüberklingt, fanden in dieser Zeit, die von der religiösen Dichtung Milton's und Klopstock's bewegt war, und in der die Vorahnungen Rousseau's und des Goethe'schen Werther's schlummerten, den begeistertsten Widerhall. Die »Jahreszeiten« wurden sogleich in alle Sprachen übersetzt und weckten namentlich auch bei uns Deutschen, die wir unter allen Völkern am meisten zu träumerischer Naturempfindung angelegt sind, in Haller, Klopstock und Ewald von Kleist, tief empfundene Nachahmung.

Jedoch hielt dieser laute Jubel nicht lange an. Auf die Dauer konnte man sich nicht verhehlen, daß zwar die einzelnen Stellen tief zur Empfindung sprechen und entzücken und rühren, daß aber das Ganze als Ganzes zuletzt doch ermüdet und langweilt. Schon Swift hat in einem Briefe aus dem Jahre 1731 als den Grundmangel dieses Gedichts fein hervorgehoben, daß es eitel Beschreibung sei, und nichts in ihm geschehe. Es fehlt die fortschreitende Handlung, die die einzelnen Bilder in Fluß



und Bewegung bringt und sie zu geschlossener Einheit aneinanderreiht. Die Empfindung ist vorwiegend musikalisch. Daher ist das Gedicht als Gedicht frühzeitig veraltet; die Jahreszeiten von Haydn aber, welche Text und Motive aus diesem Gedichte entnahmen, werden uns immer wieder aufs Neue erbauen und erfrischen.

Nur eine Zeit, die den Begriff der ächten Dichtung verloren hatte, konnte Thomson's Jahreszeiten unbedingt bewundern. In dieser Hinsicht ist es äußerst lehrreich zu sehen, wie ganz verschieden Lessing in der Zeit seines Werdens und in der Zeit seiner vollendeten Reife über Thomson dachte. In seinen jüngeren Jahren bevorwortete Lessing eine Uebersetzung von Thomson's Trauerspielen. Indem er in dieser Vorrede (Thl. 5, S. 69) die Verdienste Thomson's schildert, preist er nicht nur Thomson als den größten Meister der beschreibenden Dichtung, sondern er nimmt auch kein Arg an der Dichtart selbst. »Alle wissen,« sagt er, »daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen hat, als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist das Gemälde, in welchem man alle heiteren, fröhlichen, ernsten und schrecklichen Scenen des veränderlichen Jahres eine aus der anderen entstehen und in die andere zerfließen sieht.« Wie ganz anders stellt sich Lessing's Urtheil im Laokoon! Zwar ist es ungenau, wenn man dieses gewaltige Werk als unmittelbar gegen diese Kunstart der beschreibenden Dichtung gerichtet bezeichnet; Lessing wollte zunächst ganz absichtslos nur die durchgreifenden Stilunterschiede der Dichtung und der bildenden Künste untersuchen. Aber diese Untersuchung machte jener zweideutigen Zwittergattung schließlich ganz von selbst ein Ende. War einmal das große Gesetz gefunden, daß die bildende Kunst, die im Raume darstellt, das Neben- und Ineinander, d. h. die Darstellung des Körpers, die Dichtung aber, die in der sich zeitlich fortbewegenden Sprache darstellt, das

zeitliche Nacheinander, d. h. die Darstellung der lebendig fortschreitenden Handlung zum Gegenstand habe, so war damit der dilettantischen Verwechslung des Malerischen und Dichterischen ein- für allemal vorgebeugt. Die Malerei, die ein stummes Gedicht sein will, wird, wie Lessing jetzt bestimmt aussprach, kalte Allegoristerei, und das Gedicht, das ein redendes Gemälde sein will, matte und leblose Schilderung. Lessing sagt daher ganz folgerichtig im Laokoon (Thl. 6, S. 475): »Schon Horaz wußte es, daß, wenn der poetische Stümper nicht weiter könne, er immer anfange einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen. Der männliche Pope sah auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß, wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen. Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das Wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wollte. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehreren deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben.« Und ganz in demselben Sinne stellt Lessing im Laokoon (Thl. 11, S. 143, vergl. 127) den Naturschilderungen Thomson's



die Naturschilderungen Homer's gegenüber und tadelt scharf die Schwachheit Thomson's und seiner Nachahmer, daß »sie in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.«

Alle übrigen Werke Thomson's sind durchaus flach und unbedeutend.

Neben den Jahreszeiten gewann das Schloß der Trägheit, the Castle of Indolence, den meisten Beifall. Es ist eine lehrhafte Mährchenallegorie, in sehr wohllautenden Versen, nach dem Vorbilde Spenser's geschrieben. Aber das Ganze ist zu trocken und gestaltlos, als daß wir hier, wie bei Spenser oder gar wie bei Dante, den rein verstandesmäßigen Ursprung solcher Allegoriendichtung vergessen könnten. Ein Zauberer lockt die Menschen in sein Zauberschloß. Dort schwelgen sie in allen Lüsten und Lastern, in Eitelkeit, Ehrgeiz, Handelsschwindel, Parteigeist, Kriegssucht, Wollust und Ueppigkeit. Nun werden sie in den Thurm der Reue geworfen; alle Qualen des zerrütteten Geistes- und Körperlebens kommen über sie. Da tritt der edle Ritter der Kunst und Wohlfahrt auf, the Knight of arts and industry, ein Sohn des Gottes der Wildniß und der Göttin der Poesie. Er hatte seinen Ritterzug zuerst in Aegypten begonnen, war von dort nach Griechenland und Rom hinübergesiedelt und gründete zuletzt seine Heimath in England, wo die Göttin der Freiheit ihm helfend und schützend zur Seite stand. Zu dem alten Zauberschloß ist er gezogen, weil er die Gefahren sieht, die der Kunst und Wohlfahrt aus der Trägheit und Ueppigkeit erwachsen. Er spricht zu den Gebannten mit dringender Mahnung. Diese suchen sich auch wirklich aufzuraffen. Es ist zu spät: sie verschmachten in Frost und Elend.

Schlimmer noch steht es um das lange und langweilige Gedicht über die Freiheit. Es ist ohne alle Erfindung, ein reizloses Gewebe politischer und moralischer Betrachtungen der ge-

sellschaftlichen Zustände von Griechenland, dem alten und neuen Italien und von England, das natürlich den höchsten Preis davonträgt. Auch die kleineren lyrischen Gedichte sind sehr unerheblich; auch sie sind entweder lehrhaft oder beschreibend. Wo Thomson über das Maß seines Talentes hinausgeht und Menschen und menschliche Handlungen ausmalt, da wird er völlig unbedeutend und bis zum Unerträglichen frostig. Es ist daher leicht zu errathen, wie viel, oder vielmehr wie wenig von Thomson als Dramatiker zu halten ist.

Weit eigenthümlicher ist Young.

Edward Young wurde im Juni 1681 zu Upham in Winchester geboren. Sein Vater war ein geschätzter Geistlicher, er selbst widmete sich aber zunächst dem Studium des Rechtes. Jedoch legte er sich schon früh auf ein unabhängiges Literatenleben, und suchte nach damaligem Dichterbrauch durch Dedication und Pensionen-Gesuche den nöthigen Unterhalt zu erwerben. Sein erstes größeres Gedicht »der jüngste Tag, the last day,« stammt aus dem Jahre 1713. Der junge Dichter rühmt sich in diesem Hymnus mit keckem Stolz, daß bisher die Muse gewohnt war, nur immer in engen Schranken zu weilen und Hirten zu unterrichten oder Könige zu preisen; er aber wage es, sich in die Ewigkeit zu verlieren und für das ganze menschliche Geschlecht, ja selbst für die Engel zu singen. Trotz dieses kühnen Fluges blieb das Gedicht ohne Wirkung. Es ist eine matte Nachahmung Milton's. Es thürmt Bilder auf Bilder, um die Wonne und die Schrecken des letzten Tages zu schildern, hundert und aberhundert Posaunenchöre der Engel schallen, den Menschen zu erschüttern und zum Guten zu mahnen; aber es fehlt die gegenständliche Anschaulichkeit und die Einheit der Handlung; die Bilder und Töne haften nicht, die Moral ist engherzig und predigerhaft. Nicht besser erging es seinem kurz darauf folgenden zweiten Gedicht »die Macht der Religion, the force of Reli-



gion, or vanquish'd Love«; es behandelt die Geschichte von Johanna Gray und ihrem Gemahl Guilford und feiert Johanna, daß sie ihren evangelischen Glauben nicht abschwor, obgleich sie dadurch sich, den Vater und den Geliebten vom Tode erretten konnte. Im Jahre 1726 erschienen seine ersten Satiren unter dem Titel »The universal Passion«, hauptsächlich gegen die Ruhmsucht gerichtet. Sie sind durchaus nach dem Muster Pope's gearbeitet, nur noch manierirter und gekünstelter; Swift sagte von ihnen, sie hätten entweder bissiger oder lustiger sein sollen. Der großen Menge aber behagten sie; der Dichter gewann von ihnen mehr als dreitausend Pfund Sterling; eine Summe, die er freilich sogleich wieder in unglücklichen Südseespeculationen verlor. Um diese Zeit nahm Young, obgleich schon vierzig Jahre alt, plötzlich die geistlichen Weihen; 1728 wurde er Hofkaplan bei Georg II. Seine dichterische Thätigkeit schien damit beendigt. Da trafen ihn im Jahre 1741 rasch hinter einander einige harte Schicksalsschläge. Seine Frau starb ihm, seine Tochter und ein junger Freund, der Bräutigam jener Tochter. Aus diesem tiefen Schmerz ging Young's berühmtestes Gedicht hervor, »The complaint, or night-thoughts«. Im Jahre 1754 erschienen neue Satiren unter dem seltsamen Titel: »Der nicht fabelhafte Centaur, the Centaur not fabulous.« Diese Satiren gehen, wie die Vorrede erklärt, besonders gegen den Unglauben und die Wollust, die die Grundübel der Zeit seien; diese Frechen aber seien Centauren, weil in ihnen das Thier den Menschen mit sich fortreiße; und zwar nicht fabelhafte Centauren, weil durch ihre kaum halbmenschlichen Sitten jenes wunderliche und blos durch die Phantasie geschaffene Bild der Alten nicht allein erklärt, sondern auch verwirklicht werde. Im Jahre 1759 schrieb Young seinen merkwürdigen Brief: »Ueber Originalwerke, on Original Composition«, in welchem er das Schaffen aus der freien Innerlichkeit heraus als das Panier der neuen Zeit mit

wärmster Begeisterung aufstellt. In das Jahr 1762 fällt sein letztes Gedicht »die Resignation, the Resignation«, ein trüber Nachklang der Nachtgedanken. Im April 1765 starb er.

Außerdem hat Young noch drei Trauerspiele geschrieben; 1719 »Busiris«, 1721 »die Rache«, 1753 »die Brüder«. Johnson meint, es sei erlaubt, von diesen Stücken nicht zu sprechen, weil auch die Zuschauer niemals von ihnen gesprochen hätten.

Es sind ausschließlich die Nachtgedanken, an die sich die Bedeutung Young's knüpft.

Rein sachlich betrachtet sind auch sie äußerst dürftig. Immerhin mag die Empfindung tief und wahr sein; aber es ist viel Uebertreibung, viel hohle Ueberschwenglichkeit in ihnen. Erhabene und herzerschütternde Gedanken über die Eitelkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, über Tod und Unsterblichkeit und über die tröstende Kraft des christlichen Glaubens erfüllen unsere Seele; aber jene brütende Schwermuth, die Young einmal in seiner Centauren-Satire klagend ausrufen läßt, daß diese Welt vielleicht den Narren als ein Paradies erscheine, von den Weisen aber als ein allgemeines Krankenhaus angesehen werden müsse, ist hier auf die höchste Spitze getrieben. »Die Welt erscheint,« wie sich später der Goethe'sche Werther ausdrückt, »nur als ein ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer.« Das Grausen der mittelalterlichen Todtentänze überkommt uns; aber es fehlt der ergötzliche Humor, der uns in jenen schlichten Malerwerken wieder erfreut und tröstet. Und dazu noch sehr bedeutende Mängel der Form. Die Sprache ist schwülstig, der Versbau schwerfällig und ohne Wohllaut. Empfindung folgt einförmig auf Empfindung, Betrachtung auf Betrachtung; auch hier ist, wie in den Thomson'schen Jahreszeiten, nirgends der leiseste Anflug dramatischen Lebens.

Young hat sehr viel Aehnlichkeit mit Klopstock; zwischen



Beiden bestand in der That die innigste Freundschaft. Ruhelose Ueberspannung spannt ab. Young ist, wie Lessing einmal von Klopstock sagt, so durch und durch voll Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Und ebenso passend lassen sich auf Young die Worte anwenden, die Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung (Bd. 12, S. 223) von Klopstock gesagt hat: »Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade unser Dichter, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objectes zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf Desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüthes kann er gesucht und empfunden werden.«

Trotzallebem ist es feste Thatsache, daß diese Nachtgedanken allerdings eine lange Zeit hindurch das Lieblingsbuch aller Gebildeten gewesen sind. Nicht blos in England, sondern ebenso in Frankreich, Deutschland und selbst in Italien. Diese großartige Wirkung lag in den geschichtlichen Umständen, unter denen die Nachtgedanken auftraten. Nach langer Winterzeit waren sie wieder der erste erquickende Frühlingstag. Ueberall war noch Gemachtheit und Künstelei, nur kahle Verstandesdürre; Young sang wieder aus der Tiefe und Inbrunst des eigenen Herzens,

in einer Zeit der allgemeinsten Nachahmung wagte er es, wieder ursprünglich und selbstschöpferisch zu sein. Was schadete es, wenn zunächst noch viel Schlacke den goldenen Kern umhüllte? Auch hier tritt die Aehnlichkeit mit Klopstock wieder schlagend zu Tage. Niemand täuscht sich heut mehr über die Unnatur und Gespreiztheit der Klopstock'schen Dichtung, aber sie war warm und herzbewegend; sie war für Diejenigen, die bisher nur den steifen Regelkram und die trockene Lehrhaftigkeit der Gottsched'schen Schule kannten, in Wahrheit ein Messias, d. h. ein Erlöser.

Dies Ringen nach Natur und Ursprünglichkeit, so unzulänglich und stammelnd es sein mag, hat etwas Rührendes. Unwillkürlich fällt der Blick auf zwei andere Erscheinungen, die auf verwandten Gebieten durchbrachen. Auch die Gartenkunst kehrte der gezwungenen Gradlinigkeit und der eitlen Spielerei des französischen und holländischen Stils den Rücken und erhob sich durch Kent und Brown zu der ächt künstlerischen Einsicht, daß nicht die Vernichtung, sondern die Veredelung der Natur Richtschnur und Zweck sei. Und in der Musik tritt Händel auf. Den größten Theil seines Lebens hatte Händel in der willkürlichen Manier des herrschenden Geschmacks gearbeitet; seine nunmehr vergessenen Opern sind durchaus in dem künstlich gelehrten Arien- und Recitativsystem der Italiener gehalten. Da befreite auch er sich, bereits dem Greisenalter nahe, von dem Druck dieser äußeren Einflüsse; er griff in seine eigene Brust hinein und schrieb seine gewaltigen Oratorien. In diesen Oratorien erreicht er mit unnachahmbarer Großartigkeit, was Young in seiner Kunst nur dunkel geahnt und nur sehr unvollkommen angestrebt und erreicht hatte. Aus jedem Satze Händel's braust uns die riesige Kraft und die granitene Gesundheit dieses mächtigen Geistes entgegen; und es ist nur um so ergreifender, wenn wir aus gar manchen Stellen seiner großen Schöpfungen, wie vor Allem



aus dem Siegeschor im Judas Maccabäus und aus dem Pastorale im Messias die Anklänge alter kernhafter Volksweisen heraushören.

2.

Macpherson. Chatterton. Ireland.

Im Jahre 1760 erschien zu Edinburgh ein merkwürdiges kleines Buch. Es führte den Titel: »Bruchstücke alter Dichtung, in den Hochlanden gesammelt und aus der gälischen oder ersischen Sprache übersetzt, Fragments of ancient poetry, collected in the Highlands and translated from the gaelic or erse language.« Als Urheber und Herausgeber dieser Sammlung nannte sich James Macpherson, ein junger schottischer Dichter, der sich bis dahin nur durch einige kleinere, ziemlich lau aufgenommene Dichtungen bekannt gemacht hatte. Macpherson behauptete, daß diese Lieder, durch den lebendigen Volksmund und durch alte Handschriften erhalten, von dem Barden Ossian stammten, der, ein Sohn Fingal's, im dritten Jahrhundert in den schottischen Hochlanden gelebt und gesungen habe.

Zunächst waren es fünfzehn Gesänge. Sie erregten sogleich das gewaltigste Aufsehen. Der schottische Nationalstolz fühlte sich durch die allgemeine Bewunderung ihres alten Barden aufs höchste geschmeichelt. Ein Verein reicher Schottländer setzte den Herausgeber in den Stand, eine neue Entdeckungsreise in die Hochlande zu unternehmen. Nach Verlauf eines Jahres erschien eine zweite, sehr vermehrte Ausgabe. Die ersten schüchternen Funde hatten sich in unglaublich kurzer Frist zu reichen Schätzen gesteigert.

Es kann jetzt als sicher hingestellt werden, daß hier eine der großartigsten Fälschungen vorliegt, die jemals in künstlerischen und schriftstellerischen Dingen erhört worden sind. Die vortreffliche kleine Schrift von Talvj, »die Unächtheit der Lieder Ossian's. Leipzig 1840,« giebt über die in dieser Frage geführten Streitigkeiten und Verhandlungen einen eben so klar zusammenzufassenden wie gründlich eingehenden Bericht. Diese sogenannten Lieder Ossian's sind freie Schöpfungen Macpherson's, nach Wendungen und Motiven einzelner hochländischer Volkslieder, besonders aber irischer Sagen und Liedermärchen.

Schon von Anfang an hatten sich in England die lebhaftesten Zweifel erhoben. Hume, Johnson, Shaw und Laing bestritten die Aechtheit aus künstlerischen, sprachlichen und geschichtlichen Gründen. Aber sie konnten es zu keinem durchschlagenden Sieg bringen. Der uralte Haß zwischen Schottland und England kam ins Spiel. Die Schotten wollten den unerwartet gewonnenen Ruhm den Angriffen der Engländer nicht preisgeben. Macpherson selbst sträubte sich beharrlich, durch Vorlage der alten Schriftstücke, die er in Händen zu haben sich rühmte, den Beweis der Aechtheit anzutreten. Zwar hatte er dies seit 1762 mehrmals versprochen und sogar zu verschiedenen Zeiten von der hochländischen Gesellschaft zu London bedeutende Summen zur Bestreitung der Kosten angenommen; aber im Jahr 1796 starb er, ohne sein Wort gelöst zu haben. Im Jahr 1797 setzte die hochländische Gesellschaft einen Ausschuß nieder. Nach acht Jahren eifriger Forschung veröffentlichte dieser seine Ergebnisse. Man hatte zwar alte Lieder gefunden, die dem Ossian zugeschrieben wurden; aber es konnte kein einziges selbst dem eifrigsten schottischen Patrioten für das Original eines der Macpherson-Ossianischen Gedichte gelten. Und das Zeugniß der herbeigeschafften alten Handschriften lautete nicht günstiger. Um etwas hervorzubringen, was vermittelst der Uebersetzung ungefähr wie eine



Skizze des Macpherson'schen Fingal aussah, mußten einmal zu einer einzigen Seite von zweiundzwanzig Zeilen fünfzehn verschiedene Seiten aus zehn verschiedenen Handschriften verwendet werden. Trotzdem glaubten die Schottländer noch immer die Ehre ihres Sängers aufrecht halten zu können. Eine neue Wendung schien einzutreten, als endlich im Jahr 1807 die langersehnte Bekanntmachung der Macpherson'schen Originale erfolgte. Die Niederlage war aber nur um so vollständiger. Eine wirklich alte Handschrift hatte sich in Macpherson's Nachlaß nicht gefunden; nur einige Abschriften, zum Theil von Macpherson's eigener, zum Theil von seines Schreibers Hand geschrieben, kamen zum Vorschein. Diese enthielten elf gälische Gedichte; unter diesen die großen epischen Dichtungen von Fingal und Temora. Sie sind voll von den mannichfachsten Sprachfehlern und Zeitverwechselungen, und widersprechen den vorhandenen Resten ächter Volksdichtung durchaus. Sie können daher, wie namentlich die scharfsinnigen Untersuchungen der gelehrten Irländer Oreilly und Drummond dargethan haben, weder von Ossian noch überhaupt aus jener alten Zeit stammen; ja sie gehören nicht einmal zu den mittelalterlichen Volksliedern, wie sie zu Macpherson's Zeiten noch in großer Menge in Irland und in verderbter Abschwächung auch in Schottland bekannt und beliebt waren. Wie Macpherson die sogenannte englische Uebersetzung des Ossian selbst verfaßt hat, so hat er in den sogenannten gälischen Originalen diese seine eigenen Dichtungen wieder zurückübersetzt.

Talvj hat mit feinster Sachkenntniß eine innere Geschichte von Macpherson's Fälschungen gegeben. »Für alle Gedichte seines ersten Bandes,« sagt Talvj a. a. O. S. 107, »läßt sich eine Art von Auctoriät finden; so ist z. B. das große Epos Fingal hauptsächlich auf ein irisches Gedicht, Laoidh Mhaghnuis mhoir, d. h. das Lied von Magnus dem Großen gebaut. Dieses erzählt in fünfzig Stanzen, jede von vier Versen, den Einfall Magnus

des Barfüßigen, Königs von Lochlin (Norwegen), in Irland und seine Besiegung durch Finn. Die Episoden in Fingal sind auf andere irische Gedichte gegründet. Aber nur der Gang der Begebenheiten, und die Namen stimmen überein; Colorit, Sprache, Bilderschmuck gehören durchaus Macpherson an. In der »Schlacht von Lora« läßt sich das Lied von Ergon's Landung in Irland erkennen, in »Carthon« die irische Erzählung Conloch, in »Darthula« die Geschichte der Kinder von Uisneach u. s. f. Dagegen können für die Gedichte, welche im zweiten Theile erschienen, gar keine Anhaltspunkte gefunden werden, mit Ausnahme des Todes von Oskar, der als Fragment von Temora schon im ersten Band erschien. Denn nun hatte Macpherson sein Glück und sein steigender Ruhm kühner gemacht, und während er früher für nöthig gehalten, seinen Gedichten so viel Auctorität zu geben als er konnte, glaubte er nun seinem eigenen Dichtergenius freien Lauf lassen zu dürfen. Indessen versäumte er doch nicht, außer einer Menge von Reminiscenzen aus alten und neuen Dichtern, besonders mannichfache Bruchstücke gälischer Poesie, namentlich gewisse stereotype Wendungen und Beiwörter, wie alle Volkspoesie sie besitzt, in seine Dichtungen zu verweben, so daß ein Hochländer nicht leicht die Gedichte hören konnte, ohne irgend eine Sage, einen Vers, einen Ausdruck darin zu erkennen, ihm von Jugend auf vertraut und lieb. In der That, das Gewebe von Wahrheit und Fälschung war auf solche Weise verschlungen, daß es fast unmöglich schien, die einzelnen Fäden noch zu unterscheiden.«

Niemand kann über seinen Schatten springen. Jetzt, da die Fälschung Macpherson's offen daliegt, ist es auch leicht zu durchschauen, wie diese Dichtung trotz ihrer fremdartigen Gewandung doch durch und durch ein ächtes und wahrhaftes Kind ihrer Zeit ist. Hier ist ja derselbe wehmüthige und sehnsüchtige Grundton und derselbe idyllische Hang nach der einsamen Näch-



tigkeit landschaftlicher Natur und nach den tadellosen Menschen einer reineren Vorzeit, wie bei Thomson und Young, wie in den bebänderten Schäfergedichten Pope's und Geßner's und, um weiter zu greifen, wie in den grübelnden Träumereien der Rousseau'schen Urweltsbegeisterung. Nur gewaltiger und tiefer. Daher der unwiderstehliche Zauber, mit dem dieser vermeintliche Ossian alle Gemüther umstrickte. Es ist nicht blos das Geständniß des empfindsamen Werther, sondern es ist das Geständniß des ganzen in sich unbefriedigten, nach Natur und Freiheit lechzenden Zeitalters, wenn Werther gesteht, daß Ossian in seinem Herzen den Homer verdrängt habe. »Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwind, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her ein Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten.«

Ossian machte seinen Eroberungszug durch ganz Europa. Cesarotti theilte mit dem vollsten Glauben die Gesänge einer vierzehnhundertjährigen Vorzeit Italien mit; Ortni Spanien; in Frankreich übertrugen sie Le Tourneur, Lombard und Jangurs; in das Polnische übersetzte sie Krasitzki, in das Holländische Bilderdyk. In Deutschland folgten die Uebersetzungen dichtgedrängt. Wer kennt nicht die Ossianischen Oden und Bardieten Klopstock's und die stürmende Bardendichtung seiner Schule? Wer nicht die laute und jubelnde Begeisterung Goethe's und Herder's? Ist doch jene Zeit noch nicht gar lange vorüber, in welcher Alwina, Selma und Fingal die beliebtesten Taufnamen waren! Ossian gab der gesammten Literatur eine andere Tonart.

Heut werden diese Dichtungen meist ebenso unterschätzt, wie sie früher überschätzt wurden. Es ist unleugbar, es fehlt ihnen

die Straffheit der Komposition und der plastischen Gestaltung; sie verfliegen und zerstieben wie die Schatten und Nebelwolken, von denen sie singen und sagen; sie sind hohl, empfindsam und überschwenglich, ohne Halt und Boden; man muß ihnen eine verwandte Stimmung entgegentragen, sie wissen uns nicht mit ureigener Gewalt in ihren Kreis zu bannen. Aber sie sind doch von einer Frische des Tons, von einer Erhabenheit der Bilder und von einer Innigkeit der Naturempfindung, die an schwunghafter Kühnheit oft an die alten Propheten und Psalmen gemahnt. Die Einwirkung von Lowth's berühmtem Buch über die heilige Dichtung des alten Testaments ist ganz unverkennbar. Die Genialität Macpherson's ist nur eine anempfindende, nicht eine rein schöpferische; aber den Namen der Genialität verdient sie sicher.

Es ist merkwürdig, daß zu derselben Zeit, als Macpherson seine großartige Täuschung ausführte, noch einige andere Ereignisse ähnlicher Art vorkamen, die entweder unmittelbar das Beispiel Macpherson's vor Augen hatten oder doch wenigstens in derselben Grundstimmung wurzelten.

Thomas Chatterton, das Wunderkind von Bristol, ist hier vor Allem zu nennen.

Chatterton war ein träumerischer ehrsüchtiger Knabe, Sohn armer Aeltern, Schreiber bei einem Advokaten. Alle seine freien Stunden verwendete er auf die Dicht- und Schriftwerke des englischen Mittelalters, soweit sie ihm nur immer zugänglich waren. Seit 1765 erfüllte Macpherson's Ossian die ganze Welt mit seinem Ruhm. Da empfing im Jahr 1768 die Bristoler Zeitung von unbekannter Hand eine in alterthümlichem Stil geschriebene Erzählung, die die Einweihung der alten Brücke in Bristol mit der Treue und Lebendigkeit eines Augenzeugen berichtete. Man forschte nach dem Verfasser. Chatterton, damals sechszehn Jahre alt, machte das Geständniß, daß er diese Papiere



aus einer alten Kiste in der Kirche zu Bristol genommen habe. Man glaubte ihm; eine solche Kiste mit alten vergilbten Papieren war in der Kirche vorhanden, Chatterton's Vater war Kirchendiener, Stil und Anschauungsweise waren täuschend; selbst namhafte Kenner, wie Barrett und Catcott, ließen sich fangen. Chatterton wurde kühner. Er gab Dichtungen unter dem Namen Rowley's, eines Mönches aus dem fünfzehnten Jahrhundert, heraus; voll kräftiger Gestaltung, voll kundiger Begeisterung für die glänzende Ritterlichkeit des späteren Mittelalters, von bewunderungswürdig treuem Lokalton. Wie über Ossian, entspannen sich auch über Rowley die heftigsten Verhandlungen. Chatterton aber hatte den Nachtheil, daß, während die keltische Urzeit schwer zugänglich und fast völlig unbekannt war, für den vermeintlichen Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts die Chaucer, Lydgate und Wickliffe überall die ausreichendsten Vergleichungspunkte boten. Horace Walpole, der reiche Beschützer aller mittelalterlichen Bestrebungen, wies Chatterton von sich. Die ehrgeizigen Pläne des jungen Dichters waren vernichtet. Er gerieth in die äußerste Noth. Kaum achtzehn Jahre alt, vergiftete er sich am 25. August 1770.

Plumper noch waren die Betrügereien Ireland's, der in Betreff Shakespeare's wichtige Entdeckungen gemacht zu haben versicherte.

William Henry Ireland war der Sohn Samuel Ireland's, eines großen Shakespeareverehrers. Der Vater kaufte mit schwerem Geld Alles zusammen, was an Shakespearereliquien habhaft war. An Täuschungen und Betrügereien konnte es nicht fehlen. So beschloß der Sohn von der Thorheit des Vaters Nutzen zu ziehen. Nach und nach wußte er seinem Vater einen Taufschein, einige gerichtliche Urkunden und einige Liebesbriefe Shakespeare's in die Hände zu spielen; zuletzt kam sogar die vom Dichter selbst geschriebene Handschrift des Königs Lear, ein Bruchstück

aus dem Hamlet, und ein neu aufgefundenes Trauerspiel »König Vorrtygerne« zum Vorschein. Der Vater war außer sich vor Entzücken. Im December 1795 ließ er alle diese schönen Sachen in einen prächtigen Folioband zusammendrucken; ja, der vom jungen Ireland verfaßte »Vorrtygerne« wurde sogar auf dem Drurylanetheater im März des folgenden Jahres aufgeführt. Obgleich sich in der That auch für diese Täuschung einige Gläubige fanden, so genügten doch Druck und Aufführung vollkommen, die Unächtheit außer allem Zweifel zu stellen. Zu allem Ueberfluß schrieb später der junge Ireland selbst eine Flugschrift, in welcher er den von ihm verübten Betrug offen bekannte.

Macaulay hebt die tiefere geschichtliche Bedeutung dieser und ähnlicher Ereignisse vortrefflich hervor, wenn er in seiner Abhandlung über Byron sagt: »Es war eine allgemeine Gährung in den Menschen, ein unbestimmtes Verlangen nach Neuem, eine Geneigtheit, Alles mit Freude zu begrüßen, was auf den ersten Anblick den Schein von Ursprünglichkeit hatte. Ein reformirendes Zeitalter ist jederzeit fruchtbar an Betrügern. Derselbe aufgeregte Zustand der öffentlichen Stimmung, welcher die große Trennung von dem römischen Stuhle hervorbrachte, erzeugte auch die Ausschweifungen der Wiedertäufer. Der Erfolg der Fälschungen Chatterton's und der noch weit verächtlicheren Fälschungen Ireland's bewies, daß man angefangen hatte, die alte Dichtung mit großem Eifer, wenn auch nicht mit großer Weisheit zu lieben. Die Masse war nie bereitwilliger, Geschichten ohne Beweis zu glauben und Schriften ohne Verdienst zu bewundern. Alles ward freudig begrüßt, was nur irgendwie die traurige Eintönigkeit der correcten Schule unterbrechen konnte.«



3.

William Cowper und Robert Burns.

Eine neue Wiedergeburt der englischen Lyrik nahte. Das war Allen offenbar, die die Zeichen der Zeit zu deuten verstanden. Ueberall keimte und sproßte das werdende Leben.

Fast alle englischen Kritiker sind darin übereinstimmend, William Cowper als Denjenigen zu nennen, der zuerst dem unbestimmten Sehnen und Drängen einen bestimmten Ausdruck gab und es zu fester Gestaltung brachte. Und sicher gehört Cowper zu den bahnbrechenden Geistern. Seit Milton ist hier wieder der erste kräftige Naturklang. Bisher hatte man immer nur Dichter nachgeahmt; Cowper ahmt wieder die Natur nach. Sein Dichten und Schaffen stammt nicht aus der kalten Bildung des Verstandes und Witzes; es stammt aus der innersten Tiefe seines Herzens. Auch wo er nur lehrhaft, satirisch oder beschreibend zu sein scheint, ist er doch immer ächt dichterisch und ursprünglich. Selbst die trockensten und geringfügigsten Dinge gewinnen unter seiner Hand Leben und Zauber. Nicht die äußeren Anschauungen giebt er, sondern die inneren Empfindungen, die diese Anschauungen in ihm erweckten.

Aber man kommt bei Cowper zu keiner reinen Freude. Seine Natur ist geknickt und gebrochen.

Cowper war am 26. November 1731 von vornehmen Aeltern geboren; am 25. April 1800 starb er. Er war kränklich, weltabgeschieden, schwermüthig, oft sogar bis zum Wahnsinn verdüstert. Dieser Trübsinn, gesteigert und durchglüht von calvinistischer Strenge und Frömmigkeit, ist seine Muse. Er übertrifft Young an Wärme des Ausdrucks und an Kraft der Ge-

staltung; aber die trüben Nebel erdrücken uns; es fehlt auch hier der erheiternde Lichtstrahl. Und derselbe Mangel kehrt in der Form wieder. Wer verargt es dem Dichter, daß er Pope von Grund der Seele verachtet, weil dieser, wie Cowper's reizendes »Tischgespräch« sagt, »die Poesie zum Handwerk werden ließ und jedem Stümper gleiche Wege wies?« Ist es doch Cowper's größtes Verdienst, daß er den Schwung des Gedankens höher achtete als die ausgetretene Glätte der Form! Aber er stellt nur die eine Einseitigkeit gegen die andere. Er seinerseits spreizt sich mit formloser Rauhheit. Fluß und Wohllaut der Sprache sind ihm unbekannt und widerstehen ihm. Cowper vergleicht Pope's Verse spottend mit weichem Milchrahm; seine eigenen Verse gleichen einem holperichen Kieselpfad.

Macaulay, der in seiner Abhandlung über Byron mit einigen kurzen, aber höchst treffenden Strichen die geschichtliche Stellung Cowper's gezeichnet hat, sagt sehr richtig: »Die Rolle, die Cowper durchführte, war mehr die des Moses als die des Josua; er sprengte das Haus der Knechtschaft, aber er betrat das Land der Verheißung nicht.«

Schon aber war der Eroberer des verheißenen Landes erstanden.

Dieser siegende Held war Robert Burns. Er vor Allem verdient daher eine nähere Betrachtung.

Robert Burns ist ein einfacher schottischer Landmann. Mitten aus dem Herzen des Volks heraus sollte sich die englische Dichtung verjüngen und kräftigen.

Was ist das für ein wunderbar bewegtes, tragisch unglückliches Leben! Robert Burns wurde am 25. Januar 1759 zu Doonholm oder Doonside unweit Ayr im südwestlichen Schottland als der Sohn eines armen Gärtners geboren. Der Dichter hat seine Jugend in dem schönen Lied vom Knaben Robin besungen:



Die Base guckt ihm in die Hand,
Und sprach: Sollt sehen, es ist kein Tand,
Kein Dummkopf wird der kleine Fant;
Ich denk', er heiße Robin.

Zwar trifft ihn Unglück groß und klein,
Doch wird sein Herz stets drüber sein;
Wir werden All' uns seiner freun
Und stolz thun mit dem Robin.

Doch so gewiß dreimal drei neun,
Jedweder Strich und Zug giebt's ein,
Er wird sehr hinter'n Mädchen sein,
So lob' ich Dich mir, Robin!

Robin war ein flotter Bursch,
Flott und lustig, flott und lustig;
Robin war ein flotter Bursch,
Der flotte, lustige Robin.

Burns erhielt von dem strebsamen Vater eine Erziehung, wie es nur immer die dürftige Lage seines Standes gestatten wollte; und der talentvolle Knabe wußte den Unterricht durch eigene Lese- und Lernlust trefflich zu unterstützen und zu erweitern. Schon früh erwachte in ihm die Liebe zur Dichtkunst; bei schwerer Arbeit, hinter dem Pfluge, dichtete der Knabe und Jüngling Gesänge in der Mundart des Volks, die ihn bald auch in höheren Kreisen rühmlichst bekannt machten. Der Tod seines Vaters nöthigte ihn, eine Pachtung zu übernehmen. Sein Sinn war nicht bei dieser engen Wirthschaft. Die Pachtung verunglückte. Schmerz über zurückgesetzte Liebe trat hinzu. Er beschloß, als Aufseher einer Pflanzung nach Jamaica zu gehen. Doch ließ er vorher in Kilmarnock die erste Ausgabe seiner Dichtungen drucken; im Juli 1786. Sie fanden sogleich die herzlichste Aufnahme. Im Begriff, auszuwandern, erhielt er eine Einladung nach Edinburgh. Eine neue Auflage seiner Gedichte erschien. Er wurde, wie die der trefflichen Uebersetzung von H. J. Heintze (Braunschweig 1846) vorausgeschickte Lebensbeschreibung erzählt, in die vornehmsten Gesellschaften gezogen,

und die Edelsten des Landes, Philosophen und Künstler, drängten sich um den Dichter, der ihnen in so bezaubernden Tönen die Scenen der Heimath, die Bilder ihrer Kindheit vorführte. Seine Gönner verschafften ihm eine Anstellung im Steuerfach, von der übrigens Burns nur im dringendsten Fall der Noth Gebrauch zu machen gedachte. Nach einiger Zeit kehrte Burns zurück auf das Land, heirathete und pachtete 1788 den Meierhof Ellisland bei Dumfries. Nicht zu seinem Glück. In seinen Briefen kann er nicht genug klagen »über seine Einsamkeit und das dumme Geschwätz seiner Nachbarn«; und bei seinem Widerwillen gegen die Landwirthschaft brachte ihm sein Acker nicht den erwarteten Vortheil. Seinen Mißmuth zu dämpfen, vertauschte er nur allzuoft den Pflug mit dem Becher. Im Jahre 1789 übernahm er daher die versprochene Stelle eines Steuerbeamten. Die damit verbundenen Plackereien drückten ihn. Unvorsichtige Aeußerungen, angeregt durch den Ausbruch der französischen Revolution, setzten ihn in Zwiespalt mit seinen Vorgesetzten. Burns versank in immer tiefere Noth und Verzweiflung. Seine Gesundheit zerrüttete sich mehr und mehr. Am 21. Juli 1796 starb er in einem Seebad auf der Küste von Solway in einem Alter von siebenunddreißig Jahren. Carlyle, der eine sehr feinsinnige Abhandlung über Robert Burns in der Edinburgh Review (Decemberheft 1828, vergl. Goethe, Thl. 33, S. 179 — 184) geschrieben hat, sagt über die Tragödie dieses Lebens vortrefflich: »Für einen Mann wie Burns wußte die Welt kein schicklicheres Geschäft zu finden, als daß er sich mit Schmugglern und Schurken herumzanken, Accise berechnen und Bierfässer visiren mußte. In solchem Abmühen ward dieser Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, ehe uns ein gleicher gegeben wird, um ihn vielleicht abermals zu vergeuden.«

Ohne Zweifel hat die altschottische Volksliederdichtung auf



Burns einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Schottland blieb in seinen Volksliedern frisch und schöpferisch noch zu einer Zeit, da fast überall schon das Volkslied verstummt und erstorben war. Auch der Schotte Allan Ramsay, der nur wenige Jahrzehnte vor Burns sang und lebte, hat dieselbe freie und volksthümliche Tonweise.

Aber die Hauptsache ist doch Burns' eigene tüchtige Persönlichkeit, sein unwandelbares Festhalten an sich selbst, seine innere Schönheit.

Es ist üblich, Robert Burns in die althergebrachte Bezeichnung der Naturdichter einzureihen. Will sich diese Bezeichnung nicht ganz ausschließlich auf seine äußeren Lebensbezüge beschränken, so ist sie nur sehr bedingt wahr. Die sogenannten Naturdichter behängen sich nur gar zu gern mit dem eitlen Flittertand einer schnell aufgerafften Halbbildung; sie sind kokett oder tölpisch, oder meist beides zugleich. Von Fehlern dieser Art ist Burns weit entfernt. Burns ist, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, unbefangen wie die Lerche, »wenn sie zum Purpurhimmel steigt und singt vor Lust.« Als Motto seiner gesammten Dichtung kann man das prächtige Lied betrachten:

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und jaget das Thier;
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh, —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh!
Leb' wohl, du mein Hochland, leb' wohl, du mein Nord,
Geburtsland der Helden, der Edelsten Hort!
Die Irrfahrt des Lebens, wohin sie mich trieb,
Stets blieben die Berge des Hochlands mir lieb.

Lebt wohl nun, ihr Berge, mit Schnee hoch bedeckt,
Lebt wohl nun, ihr Thäler, so grün und versteckt,
Lebt wohl nun, ihr Wälder, die üppig ihr sprießt,
Lebt wohl, ihr Ströme, die rauschend ihr fließt!
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und jaget das Thier;
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh!

Burns hat den Muth, ganz er selbst zu sein. Aller hergebrachten Manier und Mode kehrt er dreist seinen Rücken; er dichtet Nichts, was er nicht erlebt und empfunden hat. Seine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte in jenem hohen Sinne, in welchem Goethe dieses Wort auf die aus wirklichen und persönlichen Anlässen entspringende Dichtung anwendet. Mit der unwiderstehlichen Nöthigung treibender Schöpferkraft sind sie aus dem tiefen Weh und dem lauten Jubel seiner eigenen Seele herausgeboren. Was war von den gelehrten Dichtern, von Pope und seinen Nachahmern, über die idyllische Schäferwelt eines erlogenen Traumlandes gesungen und gefabelt worden! Hier steht ein einfacher Landmann, selbst ein Schäfer und Pflüger; und wie ganz anders spiegelt sich hier diese Welt! — Nicht über ihm, sondern in ihm und um ihn liegt sein Sehnen und seine Befriedigung.

Carlyle sagt in der bereits erwähnten Abhandlung: »Die rauhen Scenen des schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauch und Schmutz einer rohen Wirklichkeit findet er noch immer, was der Liebe und des Lobes werth ist. Armuth fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelsinn, welche unter dem Strohdach wohnen, sind lieb und ehrwürdig seinem Herzen. Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gring und dörfisch, sondern Held vielmehr und Königin. Und so über die niedrigsten Flächen des menschlichen Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken. Seine Seele ist wie eine Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinsten Winde berührt, in ausdrucksvollen Melodien erklingen.«



Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschar,

Bescheidenes Blümchen, roth getüpft,
Zu früh bist du der Erd' entschlüpft:
Denn ach! zermalmen muß ich dich,
So zart und fein;
Und nicht mehr retten kann ich dich,
Du Edelstein!

und ebensowenig das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das der Pflug aufgewühlt hat:

Du glattes Thierchen, bang' geduckt,
Welch' Grausen deine Brust durchzuckt!
Brauchst nicht zu fliehn mit solcher Hast,
Als droht Gefahr;
Es wär' mir leid, wenn dich erfaßt
Die böse Schar!

Du mußtest, o! wie vielmal nagen,
Dies Häufchen Laub herbeizutragen!
Nun wirft man dich für all' dein Mühen
Aus Hof und Haus,
Durch Reif und Schnee hinwegzuziehen
In Winters Graus!

Und wie entzückend innig und sinnig ist das auch von Goethe hochgerühmte Lied auf Hans Gerstenkorn, der ein wackrer Mann ist, aber viel Feinde hat, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja gar zu vernichten drohen.

Sein Herzblut zapften sie zuletzt,
Und tranken's in der Rund';
Je mehr sie tranken, desto mehr
Ward ihre Freude kund.

Hans Gerstenkorn, der wackre Held,
Hat Edles viel erstrebt;
Denn kostet nur sein Blut, — sogleich
Wird Euer Muth belebt.

Drum lebe hoch Hans Gerstenkorn,
Nehmt All' das Glas zur Hand;
Sein groß Geschlecht ersterbe nie
Im alten Schottenland!

Und wo giebt es etwas Rührenderes, als jene tief empfundene Todtenklage um die gestorbene Jugendgeliebte.

An Marie im Himmel.

Du später Stern, deß blasser Schein
Zu grüßen liebt das Morgenroth,
Aufs Neue führst den Tag Du ein,
An dem Marie mir nahm der Tod.
O theurer Schatten, mir entrückt!
Wo weilst Du jetzt in sel'ger Lust?
Siehst trauernd Du, den Du beglückt?
Hörst Du die Klagen seiner Brust?

Kann ich die Stunde, ernst und hehr,
Vergessen und den heil'gen Hain,
Wo wir zum letzten Mal am Ayr
Uns sahn, der Lieb' uns zu erfreun?
Nie wird die Zeit verwehn den Gruß
Des Glückes, das mir hold gelacht,
Dein Bild bei unserm Scheidekuß,
Dem letzten, ach! wer das gedacht!

Der Ayr küßt' strudelnd dort den Strand,
Umhängt von Waldes grüner Nacht,
Und Birk' und Hagedorn umwand
Verliebt der Sonne Wunderpracht.
Zur Ruhe luden Blumen ein,
Die Vögel sangen auf dem Hag —
Da sagte Westens loher Schein
Zu früh uns, daß entfloh'n der Tag.

Erinn'rung hängt mit Geizes Acht
An dieser Scene Lust und Leid;
Wie tief'res Bett die Strömung macht,
So stärkt den Eindruck nur die Zeit.
O theurer Schatten, mir entrückt!
Wo weilst Du jetzt in sel'ger Lust?
Siehst trauernd Du, den Du beglückt?
Hörst Du die Klagen seiner Brust?

Der Kreis, in dem sich Burns bewegt, ist nicht groß. Es ist die Liebe, die Hochlandsnatur, und die Freiheit, die sich hier überdies ächt patriarchalisch als Sehnsucht nach der Wiederherstellung der angestammten Stuarts darstellt. Aber überall blickt



uns das helle und achtsame Auge des frischen Dorfkindes entgegen, das den Dingen in das innerste Herz schaut und deshalb mit schlagender Anschaulichkeit, um nicht zu sagen mit wahrhaft Homerischer Bildlichkeit malt und gestaltet. Und dazu ein Reim und Rhythmus, der, nach Carlyle's Ausdruck, nicht erst nach Musik strebt, sondern selbst schon Musik ist. Aus dem Volkslied entsprungen, ist Burns' Dichtung auch wieder Volkslied geworden.

Volkslied im ächtesten Sinne! Ueberall, wo die englische Sprache gesprochen wird, erschallen Burns' schöne Gesänge. Walter Scott und Thomas Moore, die Seeschule, selbst Byron und Shelley stehen auf seinen Schultern.

Mit Burns ist der Sturz des französischen Zopfstils vollendet. Erst seit dieser Zeit kann man wieder von einer englischen Lyrik sprechen.











